

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

193



**10 Jahre
Frauenredaktion**

Elke Erb: Beginnen, Gewinnen

Literarische Frauen-Ratschläge

Brita Baume, Jana Gohrisch, Frigga Haug,
Kornelia Hauser, Joke Hermes, Ursula Püschel

Nachrichten aus dem Patriarchat

Gramscis Zivilgesellschaft und der Umbruch im Osten

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

1990/91 geschrieben unter anderen

Günther Anders, Georg Auernheimer, Etienne Balibar, Hanna Behrend, Jacques Bidet, Volker Braun, Michael Brie, Joseph A. Buttigieg, Martin Damus, Alex Demirović, Irene Dölling, André Gunder Frank, Ehrenfried Galander, Stuart Hall, Gisela Hänel-Ossorio, Brigitte Hansen, Sandra Harding, Nancy Hartsock, Frederic Jameson, Jürgen Jünger, Pierre Juquin, Mary Kaldor, Wilhelm Kempf, Helga Königsdorf, Stefan Krätke, Ingrid Kurz-Scherf, Georges Labica, Gabi Lindner, Alain Lipietz, Kaspar Maase, Mary McIntosh, Steffen Mensching, Ina Merkel, Matthias Morgenstern, Oskar Negt, Wolfgang Nitsch, Hans-Heinrich Nolte, Helmut Peitsch, Claudia Pinl, Ursula Püschel, Sybille Raasch, Ruth Rehmann, Peter Ruben, Christina Schenk, Michael Schneider, Klaus Segbers, Anne Showstack Sasson, Dorothee Sölle, David Tetzlaff, Bernd Jürgen Warneken, Sieglinde von Wasielewski, Anja Weberling, Inge Wetig-Danielmeier, Paul Willis, Susan Willis

Redaktion

Wolfgang Bialas, Sibylle Haberditzl, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Alexander Honold, Peter Jehle, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jan Rehmann, Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber, Frieder O. Wolf

Autonome Frauenredaktion

Sünne Andresen, Ariane Bressell, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Barbara Ketelhut, Antje Rapmund, Jutta Meyer-Siebert, Ingeborg Musold, Eva Stäbler, Ellen Woll

Korrespondierende Redaktionsmitglieder

Soja Fiedler, Claudia Gdaniec, Karl-Heinz Götze, Christina Klenner, Michael Krätke, Dieter Kramer, Eva Kreisky, Ulrich Schmitz, Erich Wulff, Gerhard Zimmer

Redaktion: Reichenberger Str.150, 1000 Berlin 36, Tel. (030) 611 41 82, Fax 611 42 70

Direktversand: Reichenberger Str.150, 1000 Berlin 36, Tel. (030) 611 39 83, Fax 611 42 70

Redaktionssekretariat: Antje Rapmund

Verlagsleitung: Georg Stenzaly

Umschlag: Johannes Nawrath *Foto:* © Peter Thomann

Argument-Verlag, Rentzelstraße 1, 2000 Hamburg 13

Telefon (040) 45 60 18 und 45 36 80, Fax (040) 44 51 89

Auslieferung

Interabo, Wendenstr. 25, Postfach 103245, 2000 Hamburg 1, Telefon (040) 23 09 92

Buchhandel: Rotation, Mehringdamm 51c, 1000 Berlin 61, Telefon (030) 692 79 34

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1992 in 6 Hefen (alle 2 Monate). Jahresumfang 1056 (ca. 980 + LXXVI) Seiten. — Einzelheft 14,- DM; Stud., Schüler, Erwerbslose II., -DM. Jahresabo 72,- DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57,- DM zzgl. Versand. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2-fache Ausfertigung). Autoren, die mit MS-DOS PC arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine 5 1/4- oder 3 1/2-Zoll-Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postgiroamt Berlin West 5745-108, Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BfG) II 1440 1300, BLZ 100 101 11. *Printed in Germany*. Berlin, Druck: elf, Druck, Göttingen, Mai/Juni 1992. *Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 2*

Editorial	327
Elke Erb: Beginnen, Gewinnen oder die Autorität und das Grauen ...	332
Kornelia Hauser: Zwei Männer führen ein Paargespräch	335

Literarische Frauenratschläge

Frigga Haug	
Feministische Literatur als Arbeit mit weiblichen Erfahrungen	337
Kornelia Hauser	
Das Patriarchat muß verlernt werden – auch im Sexuellen	351
Ursula Püschel	
Der hauchdünne Abstand zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit Über Nawal el Saadawi	359
Jana Gohrlich	
Im Schnittpunkt der Kulturen: Lyrik schwarzer Frauen in Großbritannien	373
Brita Baume	
»Um uns der zarte Irrsinn des Alltags« Zur Literatur junger DDR-Autorinnen	379
Joke Hermes	
Vergnügen oder Aufklärung? Sexualität in lesbischen Liebesromanen	389

* * *

Alexander Honold: »Die Geschichte eines Landvermessers« Lesespuren in Peter Weiss' Ästhetik	403
Anna Schwarz: Gramscis Zivilgesellschaft und die Analyse der Umbruchprozesse	415
Andrea Catone: Der Begriff der Zivilgesellschaft in der Literatur der Perestrojka	420
Ludmila Nikititsch: Gramscis »Gefängnishefte« und der Stalinismus ..	427
Jan Rehmann: Kuba soll leben, damit es sich verändert	433

Dokumentationen

Zur Einführung eines Straftatbestandes »Sexueller Mißbrauch von Jugendlichen«. Gesetzentwurf zum Schwangerschaftsabbruch	438
--	-----

Besprechungen

Foucault; Derrida; Erich Fried; Literatur im Zeitalter der Revolution; Zivilisation; Modernisierung; Intellektuelle; Bildungsarbeit von/für Frauen; Weltsystem und Weltordnung; Transformation der Wirtschafts- systeme in Ost-Europa; Arbeitskultur	445
VerfasserInnen, Zeitschriftenschau, Summaries	489

Besprechungen

Philosophie

<i>Eribon, Didier</i> : Michel Foucault. Eine Biographie (A.Schobert)	445
<i>Schmid, Wilhelm</i> (Hrsg.): Denken und Existenz bei Michel Foucault (A.Schobert)	445
<i>Visker, Rudi</i> : Michel Foucault. Genealogie als Kritik (C.Jäger)	447
<i>Erdmann, Eva, Rainer Forst und Axel Honneth</i> (Hrsg.): Ethos der Moderne (A.Schobert)	448
<i>Ewald, Francois, und Bernhard Waldenfels</i> (Hrsg.): Spiele der Wahrheit (A.Schobert)	448
<i>Thiel, Detlef</i> : Über die Genese philosophischer Texte. Studien zu Jacques Derrida (A.Schobert)	449
<i>Derrida, Jacques, und Geoffrey Bennington</i> : Jacques Derrida (M.Hinz)	450
<i>Brunkhorst, Hauke</i> : Der entzauberte Intellektuelle. Über die neue Beliebigkeit des Denkens (M.Richter)	451

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Mayer, Hans</i> : Über Erich Fried (M.Wedel)	453
<i>Lampe, Gerhard</i> : »Ich will mich erinnern an alles, was man vergißt«: Erich Fried, Biographie und Werk (H.-J.Neubauer)	455
<i>Dahnke, Hans-Dietrich, und Bernd Leistner</i> (Hrsg.): Debatten und Kontroversen in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts (H.Peitsch)	456
<i>Dau, Rudolf</i> : Berührungspunkte zweier Zeitalter. Deutsche Literatur und die Französische Revolution (H.Peitsch)	456
<i>Rüdebusch, Eckhardt</i> : Irland im Zeitalter der Revolution (H.-C.Oeser)	458
<i>Drexler, Peter</i> : Literatur, Recht, Kriminalität. Untersuchungen zur Vorgeschichte des englischen Detektivromans 1830-1890 (L.Krützfeldt)	459

Soziologie

<i>Spurk, Jan</i> : Gemeinschaft und Modernisierung. Entwurf einer soziologischen Gedankenführung (J.Reindl)	461
<i>Duerr, Hans Peter</i> : Intimität. Der Mythos vom Zivilisationsprozeß II (A.Schobert)	463
<i>Holub, Robert C.</i> : Jürgen Habermas – Critic in the Public Sphere (V.Gransow)	465
<i>Bourdieu, Pierre</i> : Die Intellektuellen und die Macht (W.Kowalsky)	466
<i>Richter, Götz</i> : Die lineare Zeit. Eine Untersuchung zum Zusammenhang von Zeitform und Entfremdung (K.Geißler)	467

Erziehungswissenschaft

<i>Cremer, Christa, Christiane Bader, und Anne Dudeck</i> (Hrsg.): Frauen in sozialer Arbeit. Zu Theorie und Praxis feministischer Bildungs- und Sozialarbeit (M.Wens)	468
<i>Metz-Göckel, Sigrid, und Elke Nyssen</i> : Frauen leben Widersprüche. Zwischenbilanz der Frauenforschung (B.Ketelhut)	470
<i>Klier, Freya</i> : Lüg Vaterland – Erziehung in der DDR (E.Wollmann)	471
<i>Rose, Lotte</i> : Das Drama des begabten Mädchens. Lebensgeschichten junger Kunstturnerinnen (B.Blanke)	473

(Fortsetzung Seite XII)

Editorial

In einem Interview mit der *Neuen Rundschau* (2/92) verlangte Heiner Müller für Kunst und Kultur, daß sie nicht allegorisch arbeiteten, nicht den »Nachvollzug von Dingen, die längst auf dem Tisch liegen« zur Aufgabe hätten. »Sie behandeln Erfahrenes, nicht Begriffenes.« Dies sind Sätze nach dem Literaturstreit um Christa Wolfs Buch *Was bleibt* (vgl. dazu *Argument* 184, 1990). Sie können auch wie Kommentare gelesen werden: Die gegen Christa Wolf Streitenden hatten sich über die Staatssicherheit einen Begriff gemacht; sie wußten schon alles und fanden das Gewußte im Text wieder. Innerhalb kurzer Zeit gab es unter diesen Leuten die Verständigung, daß Christa Wolf eine – schlechte – Opfer-Erzählung über die Staatssicherheit geschrieben habe. Greiner setzte diesem Begreifen in der *Zeit* vom 2. November 1990 eins drauf, indem er den allgemein passenden Begriff für das sowieso schon Begriffene lieferte: Gesinnungsästhetik las er aus Christa Wolfs Werken und – im Westen der Republik – aus Böll, Grass, Lenz, Fried, Walser, H.M. Enzensberger, Weiss, Kipphardt, Andersch. »Denn allzu sehr waren die Schriftsteller in beiden deutschen Hälften mit außerliterarischen Themen beauftragt, mit dem Kampf gegen Restauration, Faschismus, Klerikalismus, Stalinismus etcetera.« Der Auftrag war's und nicht der Wille. Ein »innerer Auftrag« wäre wohl hinnehmbar, denn da vermutet man das Subjekt im Träger. Das Gute ist im Menschen und heißt Freiheit vom Außen.

Daß wir ein Heft zur Literatur machen, hängt nicht direkt mit dem Streit zusammen, aber eben auch. Unter das zitierte »etcetera« wäre ja z.B. auch *Patriarchat* einzuordnen. Insofern kommentiert das Heft die Debatte, und den Lesehungrigen konkretisiert sie sich vielleicht in einer produktiven Auseinandersetzung mit Literatur und nicht mit eiteln eiligen Wertungen über sie. Im Zentrum unserer Planungen standen ein politisches und ein literaturbezogenes Problem: das immer leiser werdende Echo der Frauenbewegung und die in Ratschläge (hier verstanden als Bewegungsform) zu hebenden feministischen Erkenntnisse in der neueren Belletristik.

Die Frauenbewegung ist ein Gemeinplatz geworden: Alle führen sie in ihren Reden, alle kennen sie, alle wissen von ihr. Auf Staatsebene, in Feuilletons und Talkshows reicht es heute schon, von »Frauen« zu sprechen, um ein – nicht umrissenes – politisches Programm zu meinen. Von der Bewegung blieb eine Öffentlichkeit, die sich der »frauenspezifischen« Belange annimmt. Das handelnde Subjekt, das in Öffentlichkeit wirkt, verschwand zugunsten von Diskursen, die Vorschläge für ein mögliches Subjekt machen. Während auf der Seite der Bewegung Stagnation zu beobachten ist, wächst die Zahl der feministischen Theoretikerinnen und Schriftstellerinnen. Dabei war die Frauenbewegung nie homogen, aber sie hatte immer eine gemeinsame, dann sich ausdifferenzierende Lesekultur. Literarische Texte waren Vermittlungsform bewegenden Wissens. Austausch und Selbstverständnisdiskussionen fanden auf dieser Grundlage statt. Im Unterschied zu heute kamen die Ergebnisse den Aktionsformen, den Einsichten der Bewegung zugute. In den Anfangszeiten war es die Literatur der Betroffenheit, die sich gegen die herrschende Moral stemmte und auch als (Wieder) Erkenntnismöglichkeit von vielen genutzt wurde. Zwangsheterosexualität wurde

in seinen gefängnishaften Dimensionen beschrieben, der Zweifel am Werkzeug Sprache in andere Sprache übersetzt, Liebe unter Frauen wurde bekannt und als subversives Element herausgestellt. Diese Bücher waren Bewegungsliteratur, sie wurden sichtbare Schritte heraus aus Herrschaftsverhältnissen. Ihre Themen richteten sich gegen die Heiligkeit der Familie, der Mutterschaft, der heterosexuellen Liebe, gegen den paternalistischen und gewalttätigen Mann, gegen die alltäglichen Unterdrückungen, die zuvor in der Vereinzelung als individuelles Versagen und persönliches Schicksal wahrgenommen wurden. Es bildete sich eine Geschichtsschreibung von unten. Ermutigungsliteratur, die sich selbst erschöpfte, als das zu Berichtende sich nur wiederholen konnte.

Die Lesekultur ist geblieben. Aber die in den achtziger und neunziger Jahren entstandenen literarischen Texte vermitteln sich heute nicht sogleich in Bewegung, sondern erreichen vereinzelte Frauen. Die Reaktionen auf die Ariadne-Krimi-Reihe lehrten uns, daß sich die einzelnen aus dem Gelesenen ein Zugehörigkeitsgefühl aneignen. Literatur kann selbst offenbar auch eine »Wir«-Struktur erzeugen oder intensivieren. Auf Grund dieser Erfahrungen und im Zuge unserer Vorbereitungen einer eigenen feministischen Literaturreihe (edition ariadne) entstand dieses Heft, das wir zusammen mit *Feminist Review* (London) planten. Wir haben soviel aus der englischen/amerikanischen Literatur gelernt, daß wir über sie Ratschläge öffentlich initiieren wollen. Unser Konzept konnte in dieser Konzentration auf Feministinnen aus westlich industrialisierten Ländern nicht stehenbleiben; vorläufig erweiterten wir die Diskussion um ethnische und religiöse Fragen (Nawel el Saadawi und über schwarze Frauen in Großbritannien) und um Literatur aus den staatssozialistischen Ländern (hier: DDR).

Gemeinsam ist der neueren feministischen Literatur, daß sie immer noch die blinden Flecken der gesellschaftlichen Rationalität ausleuchtet. Sie zeigt – indem sie die Erlebniswelt von Frauen vorführt – die Verwerfungslinien eines kapitalistischen Patriarchats, führt gegen die herrschende männliche Individualitätsform Frauenformen ins Zentrum. Aber diese Literatur ist so entwickelt, wie die Leserin, die sie sich vorstellen mag. Keine Botschaften, keine einfach zu formulierenden Lehren, keine abgepackten feministischen Formeln sollen von den Leserinnen gehört, umgesetzt und verbreitet werden. Es ist Erfahrungsliteratur, in der die Arbeit, sich individuell eine Persönlichkeit anzueignen, nachvollziehbar wird, in der die treibenden Widersprüche, Zerreißungsprozesse und die gesellschaftlich formierten Bedürfnisse nach den »einfachen Dingen des Lebens« gleichzeitig gelebt werden. Brüche, Lücken der Realität werden beschrieben, vertieft. Die Autorinnen schlagen keinen Weg vor, sondern zeigen den Widerstand der Wahrnehmung und liefern eine Sicht für die Wahrnehmung von Widerstand. Möglichkeitsverhältnisse innerhalb der kapitalistisch-patriarchalischen Anordnung werden sichtbar. Es ist die Mitteilung von Befindlichkeiten, von Erfahrungen, die die Leserin bewegen kann, über ihre eigene Befindlichkeit, ihre eigenen Erfahrungen anders nachzudenken. Es handelt sich also um keine Versicherungsliteratur; vielmehr werden Fragen nach dem Wissen, wer man ist und was und wohin man gehört/gehören möchte, intensiviert. Auch deshalb braucht diese Literatur eine Diskussionskultur, welche die Bewegung aus der individuellen Verunsicherung in Probedenken und -handeln übersetzen hilft.

Mit diesem Heft wird die Frauenredaktion zehn Jahre alt. Grund, etwas Neues zu beginnen. Zunächst haben wir unsere Redakteurinnenrunde betrachtet und diskutiert. Das Resultat: eine Reihe von Frauen sind aus dem Status von Redakteurinnen in den von korrespondierenden Mitgliedern gegangen; andere sind ganz ausgeschieden. Neu hinzugekommen ist Antje Rappmund, die zugleich *Argument*-Sekretärin ist. Ihr Fach ist Geschichte. Wir werden das Jahr nutzen, um uns eine neue Konzeption zu erarbeiten, welche den Zeiten entsprechend den Kontakt zu den Problematiken von Frauen in Deutschland sucht, ohne die internationale Diskussion aus den Augen zu verlieren. Der Zusammenbruch der staatssozialistischen Länder hat auch uns in eine Reihe von noch nicht begriffenen Krisen gestürzt. Ein Phänomen, mit dem wir alle zu kämpfen haben, ist unser sexistischer Alltag. Kann es einen Zusammenhang geben zwischen der neuen Welt(un)ordnung und der offensichtlichen Stärkung des Patriarchats, als hätte es niemals eine Frauenbewegung gegeben?

Wir beginnen jetzt mit unserer neuen Rubrik: *Nachrichten aus dem Patriarchat* mit einer satirischen Rezension eines Buches. Diese Form wird sicher eine Ausnahme bleiben. Wir denken bei dieser neuen Rubrik eher an knappe, zugespitzte Erfahrungs-Szenen, die eine Normalität, eine Gewohnheit, einen Skandal etc. sichtbar machen; so daß wir unsere Stummheit durchbrechen, wo unmittelbarer Widerstand sozial und kulturell nicht möglich ist. Unsere Leserinnen sind zur Mitarbeit eingeladen.

Unser Heft hat nicht nur den Schwerpunkt, feministische Literatur zu diskutieren. In den gesellschaftlichen Umorientierungen wird auch ein Umbau vorgenommen in der symbolischen Ordnung, in der die Körper von Frauen eingelassen sind. Das Thema Sexualität zieht sich daher wie ein zweiter Leitfaden durch den Heftzusammenhang. Das gilt nicht nur für den literarischen Teil, in dem auch die ganz unterschiedlichen Positionen von Frauen Streit und Auseinandersetzung zeigen; wir haben zudem zwei Dokumente aufgenommen, die die derzeitigen Versuche, Sexualität und Körperumgang zu definieren und in Rechtsform zu bringen, in befreiender Absicht kommentieren (zur Begründung eines alternativen Abtreibungsgesetzes und zur Rechtsreform von »Sexuellem Mißbrauch«).

Immer noch sind wir auf der Suche nach Dichterinnen/Schriftstellerinnen, die in einem Befreiungskontext schreiben. Wieder ist es eine Autorin aus der ehemaligen DDR, die wir gewannen, Elke Erb. Auch diese Frage, warum es in der ehemaligen DDR einen »literarischen Feminismus« gab, wo das Wort Feminismus im Alltag weder positiv gesprochen noch sein Inhalt erlebt worden zu sein scheint, bedarf noch der Beantwortung.

KH/FH

Außerhalb des Heftschwerpunktes werden drei Themen fortgesetzt: die Gramsci-Rezeption; die Peter-Weiss-Arbeit und die Kuba-Diskussion.

Die Beiträge von Anna Schwarz, Andrea Catone und Ludmila Nikititsch wurden beim Internationalen Gramsci-Kolloquium in Berlin am 22./23. März 1991 vorgestellt. Sie zeigen, daß Gramscis Denken für ein Begreifen des Zusammenbruchs im Osten unverzichtbar ist. Nikititsch, langjährige Mitarbeiterin am inzwischen aufgelösten Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der

KPdSU und dort durch ihre Beschäftigung mit dem italienischen Marxismus jahrelang an den Rand gedrängt, setzt große Hoffnungen auf das Ankommen Gramscis in ihrem Land. Catone dagegen beobachtet, daß die Vorstellung vom Aufbau einer sozialistischen Zivilgesellschaft in der UdSSR nur die berühmte Schwalbe ist, die keinen Frühling macht. Jelzins heute scheinbar alternativlos sich durchsetzender kapitalistischer Kurs wurde, so Catone, von der kritischen Perestrojka-Intelligenz vielfältig vorbereitet und entzog einer »intellektuellen und moralischen Reform« im Sinne Gramscis den Boden.

Zu den Lesespuren in Peter Weiss' *Ästhetik des Widerstands* gehören die zahlreichen Auseinandersetzungen mit Kunstwerken und Büchern, ebenso freilich die Orte und Umstände, unter denen sie, nach einer Wendung Benjamins, »zur Lesbarkeit gelangen«; was sich der Lektüre wie der Kunstbetrachtung einprägt, sind Blicke, Lesarten und Deutungen, die »im Augenblick der Gefahr«, im Widerstandskampf in Berlin, im spanischen Krieg oder im Stockholmer Exil gewonnen werden. In der Lektüre von Kafkas *Schloß* wird eine Schlüsselfigur dieser Erinnerungsarbeit sichtbar: Mit der »Geschichte eines Landvermessers« entwirft der Roman das Motiv der Ortsbeschreibung, der topographisch genauen Rekonstruktion von Geschichte, das Weiss seit dem Bericht *Meine Ortschaft* (1965), dem Protokoll der Reise nach Auschwitz, zum Prinzip seiner politischen Ästhetik gemacht hat.

Nachtrag zur Vorankündigung der 13. Berliner Volksuni Wo immer geschwiegen wird, wollen wir die Namen nennen

Wie das *Argument* hat auch die Volksuni eine Quote. Im Herbst 1991 wurde der Beschluß gefaßt, daß mindestens 40 Prozent derer, die referieren, Frauen sein müssen. Mit Verblüffung las ich daher die Kurzanündigung der diesjährigen Volksuni im letzten *Argument* (192). Zwei-, dreimal überflog ich die Zeilen, bis ich mir sicher war, nichts und niemanden überlesen zu haben. Es wird für eine Volksuni geworben, die aus der Reihe tanzt. Eine namentliche Aufzählung zwölf männlicher Referenten soll Qualität und Unkonventionalität der Volksuni verbürgen. Nach Auflistung der Männerriege erst tauchen die Frauen auf, als LeserInnen des *Argument* werden sie mitaufgerufen, zahlreich die Volksuni zu besuchen.

Diesem Versuch, Frauen durch Verschweigen *keinen* Namen zu machen, wollen wir mit einer zweiten Ankündigung begegnen. Zu Pfingsten werden u.a. zu hören sein: Gerda Jasper, Frigga Haug, Birgit Mahnkopf, Maria Mies, Gisela Notz, Ursula Püschel, Birgit Rommelspacher, Christina Schenk, Gabriele Steckmeister, Barbara Thalheim, Christina Thürmer-Rohr, Marie Veit, Barbara Wilson. A.B.

Verlagsmitteilungen

Unsere neue Buchreihe, die *edition ariadne*, ist kein bescheidenes Projekt. Sie soll ein Ort für politische feministische Literatur sein. Die Autorinnen sind Autorinnen der Bewegung. Wir beginnen mit zwei Bänden:

Zum einen *Leben am Rand* von Sarah Schulman, ein ansteckend aufrührerischer Roman um AIDS – Sarah Schulman begeistert und berührt durch ihre ebenso poetische wie radikale Schreibweise jenseits von Norm und Moral. »Das Buch ist witzig, strafscharf, zärtlich, plastisch, traurig und zornig.« (New York Newsday)

Und *Unbescheidene Frauen* von Barbara Wilson, ein Polit-Thriller um Frauen, die den aufrechten Gang proben ... »Wie Frauen sich auf einander beziehen als Freundinnen oder Geliebte, wie sie sich selbst verstehen ... Wilsons Zugriff ist sicher, ihre Einblicke zwingend.« (The Bloomsbury Review)

Eine wichtige Veränderung in unserem Verlagsprogramm betrifft die Reihe der *Argument-Sonderbände*. Hier sind seit 1974 fast 200 Bände mit einer Gesamtauflage von weit über einer halben Million erschienen. Inzwischen hat sich, bedingt durch den Geschichtsbruch von 1989, viel geändert: das Umfeld, die Themen, die Leserschaft. Dem soll nun durch eine neue Gestaltung der Bände, durch flexiblere Preisgestaltung und durch neue Thematiken Rechnung getragen werden. Die *Neue Folge* der AS-Reihe (»Das besondere wissenschaftliche Taschenbuch«) startet mit dem bereits erschienenen Band 201: *Rassismus und Migration in Europa*, der die wichtigsten Vorträge dokumentiert, die auf dem gleichnamigen Kongreß in Hamburg (September 1990) gehalten wurden. Weitere Bände (u.a. zu Benjamin, zur Ideologietheorie, zur feministischen Literaturtheorie) sind in Vorbereitung.

Seit Ende des vorigen Jahres werden die *Beiträge zur Marx-Engels-Forschung*, die bis 1990 als Organ der Berliner Herausgeber der MEGA fungierten, in einer neuen Folge im Argument-Verlag herausgegeben. Das Jahrbuch für 1991, *Studien zum Werk von Marx und Engels*, ist bereits erschienen, in Kürze folgt das Jahrbuch für 1992.

Turnusmäßig wird Anfang Juni der dritte Band von Gramscis *Gefängnisheften* erscheinen, der die Hefte 4 und 5 enthält. Hervorzuheben ist ferner die Untersuchung der englischen Politikwissenschaftlerin und Friedensforscherin Mary Kaldor über Ursprung, Verlauf und Ende der vom Ost-West-Konflikt beherrschten europäischen Nachkriegsgeschichte: *Der imaginäre Krieg. Eine Geschichte des Ost-West-Konflikts* ist mit einem Vorwort der Autorin zur deutschen Ausgabe versehen.

Neuerscheinungen aus unseren Reihenpublikationen:

Das *Forum Kritische Psychologie* 29 beschäftigt sich u.a. mit den Themen »Hochbegehung« und »Subjektivität-Natur-Diskurs«.

Als zweiter Band in der *Reihe Psychologie* ist Wolfgang Jantzens Buch *Psychologischer Materialismus, Tätigkeitstheorie, Marxistische Anthropologie* erschienen.

Als Band 24 erscheint in der *Edition Philosophie und Sozialwissenschaften* die von Wolfgang Lutz editierte Studie *Gesellschaftliche Reproduktion und soziale Kommunikation*.

Das *Jahrbuch Kritische Medizin* 17 (AS 196) thematisiert die Rationierung der Medizin.

Michael Hoenisch ist Herausgeber von *Gulliver 30* (Deutsch-Englische Jahrbücher), der Aufsätze zum Thema *Anglophone Karibik – USA* enthält.

Als echte Sommerlektüre schließlich haben wir noch zwei neue Ariadne-Krimis:

Dorothy Cannell: *Der Witwenclub* (Ariadne Krimi 1026) Dies ist die Fortsetzung von *Die dünne Frau* (Ariadne Krimi 1016). Ellie Simons, um Erhaltung ihrer schlanken Gestalt kämpfend, erschwert sich dies durch Heirat mit Gourmet-Koch Ben. Da tauchen zwei schrullige Detektivinnen auf und bitten Ellie, dem »Witwenclub« beizutreten. Diese Organisation befaßt sich mit der Entscheidung von Ehemännern ...

Barbara Willson: *Ein Nachmittag mit Gaudí* (Ariadne Krimi 1027)

Cassandra Reilly, Übersetzerin, ist von der Londoner Regenflut so wenig angetan wie von der Ebbe in ihrer Kasse. Ein bezahlter Trip nach Barcelona wäre geeignet, beidem Abhilfe zu schaffen, und Cassandra hat große Lust, ihre spanischen Freundinnen wiederzusehen. Aber ihre eigenwillige Auftraggeberin sorgt für ein hitziges Verwirrspiel vor großer Kulisse ...

Elke Erb

Beginnen, Gewinnen oder Die Autorität und das Grauen*

Erinnerter Stand:

Ich habe nur infolge fremder Autorität
gelernt zu arbeiten.

Die Autorität, die mich arbeiten lehrte,
war nicht bei mir.

Ich habe nicht gesehen (nicht erkannt?),
daß die Autorität, die nicht bei mir war, arbeitete.

Ich habe deshalb von der Autorität
(in diesem Sinne, daß sie nicht arbeitete, sondern nur war)
nicht Notiz genommen.

Ich habe nicht gesehen, daß ich mir Arbeit anschaffe,
wenn ich etwas beginne.

Ich strich das Grauen durch.
Ich übernahm die Autorität.

Ich habe die (fremde) Autorität übernommen.
Mich geteilt.

Ich teilte mich:
Ich 1 übernahm die Autorität.
Ich 2 arbeitete wie infolge fremder Autorität.

(Die unteilbar gewordene Identität dieses Wie mit seinem So!)

Ich antwortete, ohne gefragt zu sein.
Ich verantwortete.

Stellt Autorität einen Wechsel aus – auf Natur?
(da ich sie nicht arbeiten sah ...)

Engpaß der Unterscheidungen!

Bedingte (dingende) Autorität,
Autorität der Bedingungen.

Übernommene Autorität, Geduld erzeugend.
Übernommene Autorität, arbeitend.

Ich lese noch einmal in den Notizbüchern, jenen ersten (schlimmsten)
aus der Studentenzzeit,

gefüllt mit
Termin- und Ortsangaben, Notizen von Irregulärem, »Sonstigem«,
das keinen regulären Platz hatte,

darunter metakritische Zitate aus dem Text des regulären Programms
und der ebenso als gegeben aufgefaßten Umwelt
(Programm wie Umwelt gegeben)
und Eigenem, das keinen regulären Platz hatte:
Überlegungen, Versuche, mit Worten etwas dingfest zu machen;
meine Seite schriftlicher Telefonate mit dem Banknachbarn.

Der eigene Stoff im Notizbuch,
wie ungefragt neben dem regulären Raisonement des Fachprogramms,
und dennoch mit fragloser,
die Nebenrolle, die Benachteiligung nicht wahrnehmender,
nicht erkennender,
nicht ahnender Autorität.

Ich sah später, daß ich trotz der heterogenen Herkunft der Zitate
ein eigenes Thema in ihnen,
als wären sie Sätze einer progressiven und zielstrebigem Erkundung,
über die Notizbuchseiten hin verfolgt habe.

Ich wußte nichts davon:
Nichts von diesem Thema, das aber lebte! wirkte! übergegangen war,
nichts von einem eigenen und lebensfähigen Thema,
nichts von dieser verdeckten, uneigentlichen Verfolgung
eines eigentlichen Themas.

Das reguläre Programm muß genügend Grund geboten haben,
es zu versäumen,
und nicht genügend Grund, es zu erfahren.

Ich frage nach dem Grauen, um es bewußt zu erschließen.
Ich lese in den Notizbüchern mit dem Ziel,
das Grauen noch einmal, an meiner Statt, zu erfahren.

Ich lese, aber es entsteht kein Grauen.
Im Gegenteil, die Notizen fesseln mich ...
Das Grauen ist – tatsächlich fort!
Ich habe gewonnen!
Ich lasse mich – an meiner Statt – leben.

Wie ungerecht! Das Grauen kommt
zu den Schwächeren!

Und seine Macht, alles andere beiseitezuschieben!

Das Auge, das Ohr auf den letzten Rand der Existenz zu richten!

Den Horizont zu bilden
aus den äußersten, häßlichen Schnörkeln des Formens!

Ich habe gewonnen. Fazit:
Ohne das Ganze ist kein Durchkommen!

(1986)

* Der Text ist mit freundlicher Genehmigung der Autorin und des Verlages dem Text + Kritik-Sonderband: *Die andere Sprache*. Neue DDR-Literatur der 80er Jahre (hrsg. von L. Arnold) entnommen. Eine erweiterte Fassung erschien in *Winkelzüge oder Nichtvermutete, aufschlußreiche Verhältnisse*. Druckhaus Galrev, Berlin 1991

STIMME DER FRAU



LINKS - FEMINISTISCH - OFFENSIV



Ich möchte gerne die STIMME DER FRAU bestellen:

- Jahresabo (11 Hefte inkl. Doppelnummer öS 190.-)
- Halbjahresabo (6 Hefte öS 100.-)
- Auslandsabo (11 Hefte inkl. Doppelnummer öS 380.-)
- Gratis-Probenummer zum Kennenlernen

Das Abonnement schicken Sie bitte (ab Monat:) an:

Name: _____

Straße: _____

Plz/Ort/Land: _____

Datum, Unterschrift: _____

Coupon einsenden an: STIMME DER FRAU, Kaiserstraße 67, 1070 Wien

Kornelia Hauser

Zwei Männer führen ein Paargespräch

Zwei Psychologen, der eine aus dem westlichen, der andere aus dem östlichen Teil Deutschlands, Michael Lukas Moeller und Hans Joachim Maaz, sitzen beieinander und suchen nach Gefühlen, die sie dem jeweils anderen gegenüber empfinden. Der aus dem Westen beschreibt die Anordnung: das innerdeutsche West-Ost-Verhältnis sei wie das Aufeinandertreffen des »scheinbar gesunden, aber hochkonkurrierenden« Mannes mit der »depressiven und eher zwanghaft ordentlichen« Frau. Und so soll es gelesen und berichtet werden.

Der Mann betritt die Wohnung DDR und sieht einen »ziemlich verwahrlosten und düster-dunklen Zug von Leipzig nach Halle«, »eine trostlose Welt« und ungeliebtes Leben. Aber da es sein Zuhause ist, fühlt er sich auch »rückverbunden ... mit dem ganzen Deutschland«. Die Frau hört die Klagen und sagt – ganz auf ihn eingehend: »Ich habe das Gefühl, als würde meine Wohnung angegriffen«, kommt aber nicht umhin, die Wohnung des vormaligen Jungesellen zu loben: »Bei meinen ersten Westreisen war ich fasziniert und geblendet von der Ordentlichkeit, der Sauberkeit und der Perfektion.« Die beiden kommen sich näher – der Mann wagt sich vor und beginnt an seinen Gefühlen zu zweifeln, das Weib wird ihn schon verstehen: »Natürlich ist es möglich, daß meine Traurigkeit ein Gefühl ist, das ich im Westen nicht mehr fühle, weil ich von Glimmer, Glanz und Gloria umgeben bin.« Er gräbt in sich und stammelt »Mir ist nämlich aufgefallen, daß ich nicht auf Einzelheiten reagiere, sondern auf ein ganzes Geflecht von Dingen, aus dem ich gar nicht mehr herauskam ... Vielleicht wurde ich traurig, weil ich mich entwurzelt fühle ... Ich habe ... das Gefühl, daß einem das westliche Leben nicht mehr genügend Raum für innere Lebendigkeit läßt«. Die Frau gibt zu, sie habe »mehrfach geweint« als sie ihn – den Westen – das erste Mal sah, und sie verstand »plötzlich den häufigen Druck auf meinem Herzen als Symptom des gedrückten und gezügelten Lebens«. Das Heim will bestellt sein, die neuen Sorgen drücken sie heftiger noch als die alten: »Ich muß mich für eine neue Zeitung entscheiden, muß Versicherungen abschließen«. Sie sieht zu ihm hoch, wird er ihr helfen? Der Mann versichert sie: »mir geht es im Grunde genauso wie Ihnen«. Sie rücken der Vereinigung näher, Gemeinsamkeiten taten sich auf, die Frau erweibt sich, über ihre Kindheit Bericht abzugeben: »Ich war ein ausgelassenes, unternehmungslustiges Kind, doch wenn ich herumtollte, wurde ich sofort gebremst: 'Sei nicht so ausgelassen ... Das macht man nicht.' ... Ich hatte das Gefühl, man müßte Sexualität sparsam einsetzen, dürfte sie nicht vergeuden und müßte sie für ganz besondere Umstände aufheben.« Das freut den Mann, daß sie noch unverdorben ist, wenn auch gedrangsalt; er selbst kann nicht so direkt über sich selbst sprechen, lieber von Photos »der Ärzte und Mitarbeiter in unserer Psychosomatischen Klinik ...« und Untersuchungen, die belegen, »daß die Beziehung zwischen den Eltern, zwischen Mann und Frau, in Deutschland durch eine ganz besondere Funktionalität und Kühle gekennzeichnet ist«. Sein Ton ist ein wenig drängender geworden; sie fühlt, er will etwas von ihr, und

zwar eine Erklärung. »Die Berufstätigkeit der Mütter galt als höchste Form der Emanzipation«, sagt sie höhnisch. Er versteht es als Versprechen – nie wieder diese Pseudoemanzipation zu lasten der Beziehung und der Kinder. Am schlimmsten ist für ihn, wenn »selbst die Reibung fehlt« und »ohne wirkliche Berührung« die Paare miteinander leben. Sie legt die Hand in die Nähe der seinen, sieht ihn aufmunternd-schüchtern an; an ihr soll's nicht liegen. Zärtlich flüstert er ihr ins Ohr: »Übrigens fällt mir jetzt auf, daß sich für mich Ihr Gesicht ändert. Es wird plastischer, klarer, so, als ob ich es besser begreifen könnte. Ich spüre eine größere Nähe zu Ihnen. Es muß also doch etwas in dem Zwiegespräch zwischen uns geschehen sein.« Leicht, ganz leicht legt er seine Hand auf die ihre. Es entsteht ein Augenblick, der nicht unangenehm, sondern verstehenden, alles verstehenden Stille.

Da hinein gesteht sie: »Ich bin angeregt, es passiert etwas mit mir. Vorher war ich noch unsicher ... Jetzt aber denke ich nicht mehr so sehr an die Aufgabe, die wir uns vorgenommen haben ...« An seinen Gesichtszügen ist erkennbar, wie glücklich sie ihn mit diesen Sätzen macht, er wollte die Sorgen vertreiben, ihr näherkommen, sie ganz frei machen für ihn. Aber da ist etwas Drohendes, und er muß es aussprechen: »Allerdings habe ich jetzt auch eine Angst bekommen, die ich vorher nicht hatte ... Ich habe im Moment soviel im Sinn«. Zieht er sich zurück? Ihre Hand in seiner wird feucht, er läßt sie frei, und es stößt aus ihm heraus: »Mir wird plötzlich klar, warum ich am Anfang Ihr Gesicht erlebt habe ... eine enorme Nähe, die mir fast ein bißchen zuviel war ... Es ist so unendlich viel, daß das Gefühl, es wird mir zu dicht, einfach bedeutet: Es ist ungeheuer viel an menschlicher Vereinigung zu tun. Es kommt sehr viel in mir in Gang.« Ja, ja bei ihr auch, atemlos gesteht sie, es ist »die Sehnsucht nach der Vereinigung mit den abgespaltenen und verbotenen Seiten des eigenen Selbst«. Mit einem Stöhnen springt er auf und davon – in der Tür noch ruft er ihr zu, daß er wiederkommen wird. Verwirrt bleibt sie zurück.

Da die nachfolgenden drei Gespräche immer intimer wurden, seien hier nur ihre Themen angegeben: Die projektive Abwehr des Schmerzes, die Schmach des verlorenen Lebens, die dritte Schuld der Deutschen. Anders als andere Paare haben diese beiden den Mut gehabt, ihren Vereinigungsprozeß zu veröffentlichen und – gegen jede Zensur – nichts ausgelassen. Da es ein happy-end gibt (ja, sie kriegen sich irgendwie), haben sie am Ende des Buches ihr Glück in einen Leitfaden übersetzt, für all die anderen west-östlichen Paare – zum Nachmachen und selber vereinigen.

Frigga Haug

Feministische Literatur als Arbeit mit weiblichen Erfahrungen

»Seit einigen Jahren versuchen schwarze und feministische Weltverbesserer auch auf die Lehrpläne außerhalb ihres Ghettos Einfluß zu nehmen. Bevorzugtes Angriffsziel sind die Listen der Bücher, deren Kenntnis viele amerikanische Hochschulen von ihren Erst- und Zweitsemestern verlangen«. (J. v. Uthmann, in *FAZ* 19.2.92) Der Autor benennt »skandalöse« Beispiele wie die Einbeziehung von Sappho, Jane Austen und Virginia Woolf in den offiziellen Lehrplan. Was den Autor schaudern macht, die Verbesserung von Welt durch Literatur, gibt uns Hoffnung.

Mein Interesse an neuer feministischer Literatur gilt hier den Fragen: wie wird Erkenntnis als Voraussetzung von Handlungsfähigkeit ermöglicht, und warum ist es heute gerade feministische Literatur, welche solche Aufgabe exemplarisch übernimmt? Grundlage meiner Überlegungen sind Romane von Marge Piercy, Barbara Wilson und Sarah Schulman aus den achtziger Jahren. Beispielhafte Analysen beziehen sich auf zwei Romane von Marge Piercy.

Erfahrung und Theorie

Das politische Projekt als Erkenntnis- und Vermittlungsproblem

Die *theoretische* Ebene scheint der Suche nach Erkenntnis angemessen. Abstrahierend von bunter Vielfalt vermittelt der *Begriff* ein Verständnis der Sache, gibt Auskunft über Wesentliches, orientiert und erlaubt von vielem abzusehen, einiges aufzuheben. In den Vorgang des *Abstrahierens* gehen Erfahrung, Interesse und Parteilichkeit ein. Feministische Kritik an herkömmlicher Begrifflichkeit bezieht sich vor allem auf die Vernachlässigung weiblicher Erfahrungen und die dadurch erzielte falsche Universalität von Theorie und Kategorien, auf den Androzentrismus insbesondere abendländischer Theorie seit Jahrhunderten.

Aus solcher Kritik folgt die Notwendigkeit, weibliche Erfahrungen zum Sprechen zu bringen, Begriffe zu finden, Theorien umzubauen, zu erneuern. Darin steckt u.a. das Problem, überhaupt einen Zusammenhang zwischen den Ebenen von Erfahrung und Theorie herzustellen. Seit mehr als einem Jahrzehnt bemühen wir uns in unterschiedlichen Frauenprojekten, mit Erinnerungsarbeit jene Lücke zwischen weiblicher Erfahrung und theoretischem Begreifen zu schließen. Die Arbeit ist mühsam.

Ein Blick in neuere feministische Literatur gibt mir im Unterschied dazu das Gefühl zu fliegen. Ganze Kontinente weiblicher Erfahrungen werden erschlossen. Aus Gründen der Erkenntnisgewinnung ebenso wie aus solchen des Vergnügens beschäftige ich mich also mit solcher Literatur und frage, in welcher Weise hier weibliche Erfahrungen zum Sprechen gebracht werden, und welche neuen theoretischen Erkenntnisse solcherart gewonnen werden können.

Darin steckt als zusätzliche Faszination, daß auf der Ebene von Literatur Einsichten und Erkenntnisse ungleich leichter vermittelbar sind, als sie dies auf der

Ebene der Theorie waren bzw. sind. Oder, um es mit den Worten von Barbara Wilson zu sagen: »Weil ich politisch vielfältig engagiert war, war einer meiner ursprünglichen Gründe für den Wunsch, Kriminalromane zu schreiben, daß ich dachte, es wäre interessant, das Politische mit einem Unterhaltungsgenre zu verbinden, so daß die Leute Themen aus dem Roman diskutieren könnten, und die LeserInnen nicht aufhören würden, Seite um Seite zu verschlingen, statt das Buch mit einem Stoßseufzer, es wäre zu lehrhaft, zur Seite zu legen« (aus: Sheila McIntosh: Feminist Mystery Writer Barbara Wilson, an Interview, in: Sojourner: The Women's Forum, May 1991 [alle Übersetzungen in diesem Text durch die Verfasserin]).

Literatur und Erfahrung – Familie

Ich verfare im folgenden so, daß ich unabhängig davon, ob die Autorinnen selber tatsächlich ihre Romane so konstruieren, daß sie theoretisches Wissen in Erfahrungen übersetzen, die individuellen Erfahrungen in der Literatur übersetzt in theoretische Thesen vorstelle. In einem weiteren Schritt prüfe ich, welche anderen Einsichten, welche Problemverschiebungen durch den Gang durch die Literatur möglich wurden.

Die beiden Themen, von deren Erfahrung die hier gelesenen Romane handeln, sind *Familie* und *Abtreibung*, zwei ebenso alte, wie inzwischen auch schon ein wenig zähe, aber theoretisch gründlich durchdachte Themen der Frauenbewegung.

Marge Piercy schreibt in ihren Roman »Fly away home« über den schwierigen Prozeß, als Frau Individualität zu gewinnen. Frauenbewegungswissen ist es, die Familienform grundsätzlich als Gefängnis für Frauen zu begreifen. Theoretisch konnten wir formulieren, daß »die Frauen die bürgerliche Kleinfamilie stürzen müssen, um ihre Persönlichkeit durchzusetzen« (vgl. F. Haug u. K. Hauser: Zeit für mich – über das Privatisieren, in: dies. [Hrg.], 1988, Subjekt Frau, 59). Aber theoretische Einsicht über die einschränkende Form verbindet sich nicht einfach mit befreiender formsprengender Praxis. Selbst wo die analytischen Sätze glücklich auf eigene Erfahrung stoßen, gelingt den einzelnen Frauen die Verbindung eigener Wünsche mit eigenem Denken nicht notwendig. Die Befreiungssätze werden unüberzeugend. Unsere theoretischen Annahmen beziehen sich auf die Subjektkonstruktion von Frauen, auf den Trennungszusammenhang von öffentlich und privat, auf die Reproduktionsform der Familie und die dadurch gesicherten Arbeitsteilungen und vage auf eine übergeordnete gesellschaftliche Struktur.

Vergegenwärtigen wir uns, wie Piercy über diesen Zusammenhang schreibt:

Zunächst begegnen wir einer gut aussehenden, glücklichen, erfolgreichen Frau, Daria in mittleren Jahren aus dem amerikanischen Mittelstand. Sie kommt von einer Fernsehsendung, in der sie wie gewöhnlich ihre Kochrezepte (wie bereite ich als berufstätige Frau in nur 20 Minuten ein schmackhaftes und auch ästhetisch gelungenes Essen für meine Familie oder meine Gäste?) kunstfertig vorstellte und ist auf dem Heimflug zu ihrer Familie (Ehemann und zwei halbwegs erwachsenen Töchtern). Immer wieder sagt sie sich, wie glücklich sie sei,

welch wunderbare Familie sie habe im Gegensatz etwa zu ihrer Mutter, die sich für die Familie verbrauchte, von ihrem Ehemann beherrschen und betrügen ließ und stets unglücklich war; die für ein mögliches anderes Leben die schönsten Sachen zurücklegte, die so lange abwartete, bis sie darüber gestorben war. Daria selbst hat »nach oben« geheiratet. Seither geht es unaufhaltsam aufwärts, z. B. in immer größere Eigenheime. Auch das soziale Leben (repräsentiert durch anspruchsvolle Gäste zum exquisit von Daria bereiteten Abendessen) ist befriedigend. Da gibt es kein Ressentiment von ihrer Seite, daß sie all diese Speisen zubereiten muß, im Gegenteil, sie liebt das; es gibt ihr Bedeutung. Über viele Seiten werden wir mit dem Familienglück vertraut gemacht. Gute Laune und fröhliches Umsorgen werden uns so lange vorgeführt, bis die unendliche Nichtigkeit, Langeweile, Öde und Verlogenheit dieser Idylle uns als eine Art Lese- und Wortschmerz überwältigt. Da kommt wie ein Blitz aus heiterem Himmel der Entschluß des Ehemannes: er überreicht der Familie eine Menge teurer Weihnachtsgeschenke (seine Frau bekommt z. B. gleich zwei Hausmäntel) und den Trennungsantrag. Das Tempo des Romans ändert sich. Aus der anfänglichen Verzweiflung der Ehefrau wird der Selbstzweifel der Frau: Was hat die andere mir voraus? Was hat sie, das ich nicht habe? Der fieberhafte Eifer wird doppelt gelenkt. Die Suche nach der anderen Frau, die tatsächlich als geheime Verfolgung auf der Straße und im Café geschieht und deren Entdeckung nichts Besonderes erbringt, wird zur Suche nach den Taten des Mannes, der um so fremder wird, je mehr sie sich ihm nähert. Sie muß erkennen, daß sie sich tatsächlich nie für ihn interessiert hat – wie er ihr also richtig vorwarf –, nicht für das, was er, ein erfolgreicher Anwalt, außerhalb des gemeinsamen Hauses tat. Auf der Suche nach Geldausgaben für die Geliebte findet sie unerhörte Kontenbewegungen, die zum großen Teil sogar über ihren Mädchennamen laufen, und die sie sich nicht erklären kann. Die ursprüngliche Eifersucht wird von ihr überführt in eine eifrige Suche nach seinen Taten in Geschäfts- und politischer Welt. Die Frau tritt aus der privaten Geschlechterbeziehung und beginnt, Geschlechterverhältnisse als Verhältnisse der Produktion im Großen zu begreifen, als System, das die gesamte Gesellschaft durchdringt.

Einmal kommt der Mann noch zurück, begibt sich mit großer Selbstverständlichkeit ins ehemalig gemeinsame Schlafzimmer und Bett, und ebenso einfach vertraut sie seinem Begehren nach einer besonders aufwendigen Nachspeise, mit deren Zubereitung sie viel Zeit verbringt; diese erweist sich durch die nachträgliche Unmöglichkeit des gemeinsamen Genusses allerdings als dümmlich vertan.

Piercy arbeitet mit der Doppeldeutigkeit der Worte. In anderen, die der Mann auch betrog – Mieter, die er mit allen Mitteln vor die Tür setzte –, findet sie BündnispartnerInnen, mit deren Hilfe sie übelste Grundstücksspekulationen – bis hin zu in Kauf genommenen Morden – aufdeckt. Ihre gute Erziehung läßt sie die gegen die Firma ihres Mannes demonstrierenden Mieter ins Haus bitten, in dem sie zugleich nachbarschaftliche Entdeckung von Unbotmäßigkeiten verhüten und so übler Nachrede vorbeugen kann. Die Farbigen, Arbeitslosen, die Ärmern und Kinderreichen nehmen sich in ihrem wohlgeordneten und mit dickem Teppich ausgelegten Wohnzimmer so unpassend aus, bis sie selbst nicht mehr passend ist.

Auf der Suche nach der Wahrheit wird ihr nicht nur der Ehemann in seinen Geschäften, die er aufnahm, nachdem er als Kandidat für ein politisches Amt keinen Erfolg hatte, immer unvertrauter; sie erkennt sich selbst als eine, die mit ihrem Hunger nach der abgeschirmten Sicherheit und Harmonie ihres Heims jene schreckliche Außenwelt voller Berechnung und Gemeinheit mitproduziert hat. Sie ändert alles: ihr Verhältnis zu sich und anderen und zur Welt; die Form ihres Lebens – in ihrer neuen Wohnung, die viel kleiner ist, als ihr Haus es war, gehen pro Tag mehr als 30 Personen ein und aus –; die Beziehung zu den Töchtern, zum neuen Freund und die Gewichtung ihrer Taten – sie nimmt ihren Beruf wichtig und im Gegensatz zu früher zählt sie auch, was er einbringt, weil sie darauf angewiesen ist –; ja, selbst ihr wohlerzogenes temperiertes Ich wandelt sich in eine gewöhnlichere, heftigere und leidenschaftliche Person. Sie lernt selbst Gewalt zu üben, wo es nötig ist.

Literatur und Theorie

Betrachten wir Literatur nicht nach ästhetischen oder literaturwissenschaftlichen Kriterien, sondern als Material, aus dem sozialwissenschaftliche Erkenntnisse zu gewinnen sind, so erfahren unsere theoretischen Vorannahmen über das Feld, in dem Piercy schreibt, eine Reihe von Erweiterungen, Vertiefungen und Verschiebungen.

Da ist zunächst unsere Vorstellung, daß die Gefühle der Frauen für oder gegen Familie widersprüchlich sind und daher klare Entscheidungen und Handlungen verunmöglicht werden. Piercy schreibt anders über Gefühle. Die Hauptfigur lebt die einzelnen Empfindungen nacheinander. Zunächst gibt es nichts als Zustimmung, Wohlbehagen, Einverständnis und Stolz – gegenteilige Gefühle sind hinausverlagert in die historisch frühere Person der Mutter. Daß die Tochter in der gleichen Form glücklich ist, in der die Mutter nur Unglück empfand, läßt die mögliche Leserinnenhaltung, Glück und Unglück als etwas zu begreifen, für das die Menschen ganz allein selbst zuständig sind, und es also darauf ankäme, gegen die Erfahrung mit der unglücklichen Elternfamilie eine eigenen glückliche ganz andere Familie zu gründen, vorwegnehmend aushebeln. Das Glück ist so trügerisch, wie der Ehemann ein Betrüger ist. Doch Piercy stiftet uns nicht an, die Gefühle von Glück, Eifersucht, Betrogensein als falsch zu erkennen und zu denunzieren; im Gegenteil führt sie vor, daß sie in der Form der Familie still gehalten werden können, solange die Form selbst hält und erst beim unvermeidlichen Bruch sich als falsche Hoffnungen gegen die einzelnen richten. In einer anderen Anordnung, welche die Verankerungen und Besitznahmen der Familie sprengt, erhalten sie dagegen eine andere Stärke und eine andere Bedeutung. Kein Element, keine Dimension wird einfach als unrichtig verabschiedet, aber alle ändern ihren Stellenwert für die Hauptfigur und ihr Leben. Dies ist die zweite Lehre.

Vom Standpunkt der Frau erscheint der Ehemann als gut, fürsorglich und in Ordnung, solange sie in der Ordnung ist. Aber er kann auch dafür sorgen, daß sie aus der Ordnung heraus muß. Sobald er sie verläßt und die Familie aufkündigt – wobei er sogleich auch das Haus als zu groß verkaufen will –, werden

ihre vorher als normal bewerteten Taten und Haltungen unsinnig, überflüssig, falsch. Sie weiß am »Einkaufstag« nicht, wieviel und warum sie einkaufen sollte, sie lernt mit einem Gefühl ständigen Schmerzes zu leben. Piercy führt das Gewohnte in Verwandlungsprozesse und zeigt so, wie Lehren gezogen werden können. In der Szene, in der die vom Ehemann bedrohten Mieter als eine kleine Demonstrantengruppe vor ihrem Haus auftreten, wandeln sich Begriff und Gefühl von *Nachbarschaft*. Die fünf Leute stellen sich zunächst vor als Gruppe *Rettet unsere Nachbarschaft*. »'Welche Nachbarschaft? Ich verstehe nicht.' Über eines war sie sich ganz sicher, sie waren nicht ihre Nachbarn.« Selbst in dieser kleinen Andeutung zeigt sich der Begriff Nachbarn als Klassenbegriff und Daria weiß sich damit auf der Gegenseite jener Mieter, die ihre Nachbarn nicht sind. Piercy verstärkt diese Gewißheit durch sorgfältige distanzierende Beschreibung der einzelnen vom Standpunkt Darias und durch die nachfolgende Vereindeutigung durch deren Angriff auf ihre Nachbarschaft. Die »dicke Frau« sagt:

»Wir bringen Eure Schande zu euch nach Hause zurück. Ihr ruiniert unsere Nachbarschaft, daher werden wir es euch in eurer ein wenig ungemütlich machen. (...) Kommt Jungs, laßt uns ein wenig Krach schlagen!« (109)

Die Begriffe Zuhause und Nachbarschaft sind nicht einfach Klassenbegriffe, doch ist ihre Besetzung antagonistisch. Die Zugehörigkeit entscheidet darüber, was sich für einen gehört. So weiß Daria sofort, was sie tun muß. Dieses Wissen, so zeigt Piercy, ist eines, das sie ihrem Ehemann schuldig ist. Und obwohl dieser sich gerade aus ihrem Leben zurückzieht, scheint sie besonders dazu aufgerufen, diese heile Welt von Zuhause und Nachbarschaft zu produzieren.

»Sie wollte nicht, daß sie vor dem Haus auf- und abmarschierten. Ross würde absolut wütend sein. Jedermann in der Straße hatte sie zweifellos schon gesehen und die Information auf dem unverzüglichen Klatschradar der Nachbarschaft registriert. (...) Sie mußte mit dem Abendbrotmachen beginnen, und sie mußte schnell mit ihnen fertig werden. Ross würde erfreut sein über ihre ruhige und wirkungsvolle Art, eine möglicherweise gemeine Situation zu meistern. Sie würde sie entwaffnen, indem sie ihnen zeigte, daß sie überhaupt nichts zu verbergen hätte. Sie würde etwas tun, das sie zuallerletzt erwarten würden, und so die Konfrontation erleichtern und sie zugleich beiläufig aus dem Gesichtskreis der Nachbarn ziehen. 'Wirklich, es ist ein Irrtum, aber warum hier draußen streiten. Kommen Sie herein, wir wollen uns hinsetzen und darüber reden.'« (109f.)

Daria benutzt die gelernten Floskeln der Höflichkeit und des Anstands. Im inneren Dialog versichert sie sich nicht ihrer Gefühle, sondern ihrer notwendigen Taten an den antizipierten Gefühlen des Ehemannes. Ihn gilt es nicht wütend zu machen bzw. umgekehrt zu erfreuen. Sein Abendbrot muß gemacht werden. Wo ihr eigenes Wollen erwähnt wird, findet es sich schon in Distanz zur häuslichen Nachbarschaft, die jetzt als klatschsüchtig und kontrollierend bezeichnet wird. Daria tut das ihr anerzogen Mögliche, sie verwandelt die Demonstranten in Gäste und bittet sie herein. Piercy zeigt in dieser kurzen Szene, daß die »Waffen«, die diese Frau, verheiratet in gutem Hause hat, und die sie noch für ihren Ehemann und zu seinem Schutz verwenden will, sich im Krisenfall verkaufen. Die Hereinnahme der Nichtnachbarn ins eigene Heim, um sie vor den Nachbarn zu verbergen, wird der Beginn ihrer Verwandlung in eine der anderen. Wo immer sie jetzt Gefühle entwickelt, muß sie sich selbst befragen, da sich gleich nachdem

sie die Fremden ins Vertraute ließ, zeigt, daß »Ross« keineswegs »erfreut« war, sondern diese Tat im Gegenteil als weitere Entfremdung und Grund für ihn, die Nacht aushäusig zu verbringen, auffaßte. Sie braucht mehr Informationen, die sie nur zusammen mit jenen Demonstranten finden kann. So öffnet sie die Augen und sieht, daß die zurückersehnte Normalität von Karriere, wachsendem Reichtum und Macht ein Betrug am Leben anderer Menschen einschließlich ihrer selbst ist. Ihre Teilhabe an nur seinem Leben zu Hause gibt ihm die Möglichkeit, die Vergeudung anderer Leben ins Fundament seines Vorankommens zu mauern. Indem sie blind war gegen die Welt, soweit sie nicht ihr Heim war, hat sie beigetragen zu Verhältnissen, in denen die Unbewohnbarkeit, ja, das fehlende Recht auf Heimat und Leben für viele zur Kalkulation des Geschäftemachens gehört. Indem sie auf sich selbst verzichtet, wird Verzicht eine Haltung, die er, der Ehemann, jeder und jedem zumuten kann, ohne daß es ihm auffallen muß. Sie muß aus ihrer Unschuld heraus, in der sie schuldig ist, keine lebendige Person zu sein. Erst in der Gerichtsverhandlung, als nicht mehr Verzweiflung, sondern Empörung ihre Gefühle bestimmen, erfährt sie, daß er ihre Arbeit als Fernsehköchin genau so gering schätzte wie sie selbst, ein Umstand der für sie dazu führte, daß sie solche Tätigkeit umsichtig in seinen Tagesplan einpaßte; im voraus kochte und in kleinen Portionen einfro, wenn sie ihn »unversorgt« verlassen mußte, während er umgekehrt ihren Verdienst als unwesentlich für die Begleichung der täglichen Ausgaben verplante, so daß für ihn sein eigenes, vom Alltäglichen unbehelligtes Einkommen zum Zeitpunkt der Scheidung auch als einzig ihm zustehender und ersparter Besitz, als Grundlage für seine Macht erschien. Spät erkennt sie, daß er immer kontrollieren konnte, was sie einnahm und ausgab, daß sie aber niemals wußte, was er tat. Auch der banale Vorwurf aus dem Ehealltag, daß die eine für den anderen sich nicht »interessiere«, erfährt bei Piercy nicht etwa literarische Bestätigung, zänkisch und überflüssig zu sein. Sie zeigt vielmehr, daß der Vorwurf nicht nur berechtigt ist, sondern daß in eben solchem Desinteresse die Möglichkeit normaler Schurkerei steckt. Auch hier wird Einsicht gewonnen durch Verschiebung der Anordnung, in der Vorwurf und Gefühle gehegt werden. So erfahren wir für den Zusammenhang der aktiven Reproduktion von Unterdrückung nicht etwa, daß Frauen falsche Gefühle haben und auch nicht, daß sie an der Geschichte von Herrschaft einfach mitwirken, sondern, daß durch die Einbindung der Lebenshoffnungen und Gefühle in die Form der privaten Familie aus eben jenen unverzichtbaren Wünschen nach Glück, aus der Sehnsucht nach Leben stumpfe Wegbereiter von Unglück und Lebensverzicht werden. Dies betrifft nicht nur die einzelnen Frauen, sondern ist selbst Voraussetzung, daß allgemein Ausbeutung und Unrecht gedeihen.

Die Methode, mit der Piercy ihre Gestalten Erkenntnisse gewinnen läßt, ist in gewisser Weise die »Blamage«. Alte Gefühle, Zurechtlegungen, Verhaltensweisen und Handlungen blamieren sich in neuen Anordnungen. Daria hat – wie in der oben zitierten Szene – immer häufiger das Gefühl, daß sie das »Richtige« nicht mehr weiß, oder, wo sie »richtig« handelt, Falsches dabei herauskommt. Sie wird in jeder Weise unglaubwürdig, obwohl ihre Glaubwürdigkeit als Ehefrau früher nie zur Diskussion stand, kein eigener Wert war. Erst in der Gemeinschaft der betrogenen Mieter können Worte und Gefühle, Haltungen und

Handlungen als zusammengehörige und eigene überhaupt entwickelt werden. Der Ehemann muß im Wortsinn aus dem Haus, damit sie sich nicht ausschließlich in seinen antizipierten Erwartungen spiegelt, sondern einen eigenen Maßstab zu entwickeln versucht. So lernen wir, daß die eigene Wertschätzung und die Geringschätzung durch andere einen Zusammenhang haben; daß also das Unvermögen, sich selbst zu achten, nicht rebellisch macht gegen die Mißachtung durch andere. Aber das Unvermögen, eigene Individualität auszubilden und selbstbewußt zu behaupten, schlägt solange nicht zu Buche, wie es aufgehoben ist in den vielfältigen Familienanforderungen. In dieser Weise scheint Piercy uns zu bedeuten, daß die Geschlechterbeziehung schützend und blindmachend vor Selbsterkenntnis steht und zugleich vor der Erkenntnis der Geschlechterverhältnisse in der Gesellschaft. Die Rede von der Liebe, die blind macht, kommt so auf verrückende Weise ins Leben.

Eine Zeitlang gab es insbesondere in der sozialistischen Frauenbewegung eine Diskussion darüber, zu welcher Klasse oder Schicht verheiratete Frauen eigentlich gehörten: zu der ihrer Ehemänner oder, weil sie ja über deren Vermögen gar nicht verfügen, eher jeweils zur nächstniedrigen Gruppierung oder gar immer zu den Ausgebeuteten? Wiewohl solche Fragen aus politisch-strategischen Gründen gestellt wurden, waren sie im Grunde akademisch und folgenlos. Aber Piercy zeigt sowohl im oben skizzierten wie in anderen Romanen, daß sich solche Fragen nach der sozialen Zugehörigkeit dennoch lebenspraktisch stellen. Daria, die Hauptfigur in *Fly awy home*, hat für ihre Ehe und den dazugehörigen von Stufe zu Stufe kletternden Status den entsprechenden Habitus gewonnen. Aussehen, Temperament, Bildung, Sprechweise, Wünsche und Gefühle, sie alle sitzen in der Paßform Familie zusammengehörig und wie angegossen. Da ihr trotz gesellschaftlicher Berufstätigkeit fast nichts davon wirklich gehört, stehen alle diese Dimensionen nach dem Scheidungsentschluß des Ehemannes wie Fremdkörper um sie herum bzw. verkehren ihre Handlungen wie bei dem Problem der ins Haus geholten Demonstranten. Ihr Habitus ist im Wortsinn funktionslos geworden, wie sie ein Eigentum ohne Besitzer ist. So tut sie sich zusammen mit anderen, die Besitzlose ohne Eigentum sind. Der naheliegende männliche Rückgriff auf sie als ein mögliches herrenloses Gut wird zunächst verunmöglicht, da sie mit einer Frau zusammenzieht, einer Puertorikanerin mit Kind, die durch die Machenschaften von Darias ehemaligem Mann obdachlos geworden ist. Piercy zeigt durch mehrfachen Stellenwechsel von »Eigentum« und seiner jeweiligen Bedeutung, daß die Frau nur sich selbst eigen wird, wenn sie mit anderen Eigentumslosen auf das Eigentum in dieser Welt (soweit sie dies brauchen – zum Wohnen zum Beispiel), Zugang zu erlangen versucht. In anderen Verhältnissen, in denen das Gebrauchtwerden allgemeiner Regulator ist, wird aus dem Besitz als Macht- und Herrschaftsmittel Eigentum in einem pathetischen Sinn. Insofern macht Piercy es uns nicht so einfach, daß sie gegen den Besitz oder für die Besitzlosen an sich Partei ergreift. Sie schlägt statt dessen vor, Besitz in der bisherigen Form streitig zu machen. Und strategisch scheint sie nahezu legen, daß für Frauen Bündnisse nicht in der herrschenden Kultur und ihren Repräsentanten gesucht werden können, sondern mit allen denen, die in irgendeiner Form aus herrschenden Mustern ausgestiegen oder dort erst gar

nicht zugelassen sind. (In anderen Romanen handelt sie von den verschiedenen Gruppierungen der Linken von den sechziger bis zu den achtziger Jahren, von Stadtindianern, Wehrdienstverweigerern, TerroristInnen, von sozialistischen StudentInnen. Häufig sind ihre zentralen Gestalten aus einem vielfältigen Völkergemisch entstanden, wobei ihre Schönheit den Anteilen besonders diskriminierter Ethnien zugeschrieben wird – etwa jüdisch-asiatisch oder indianisch-irisch, schwarz-chinesisch usw.)

Die vielfältigen zusätzlichen und verschiebenden theoretischen Dimensionen zu unserem Thema Frauenunterdrückung und Familienform kommen selbst nicht als Lehren daher, sondern als Erzählung über ein bestimmtes Frauenleben. Das macht sie lebendig und fordert heraus. Aber zeigt dies nicht zugleich eine gewisse Zufälligkeit und Beschränktheit und ist daher eben von wirklichem Erkennen noch weit entfernt? Oder anders: stellt sich nicht hier geradezu exemplarisch wieder einmal das Problem, wie eigentlich aus individueller Erfahrung theoretische Einsicht gewonnen werden kann? Piercy gibt uns hierauf keine Antwort. Schließlich schreibt sie Literatur und keine Abhandlung über das Thema. Eine mögliche Antwort aber können wir der Anordnung des literarischen Materials entnehmen. Der Roman ist so geschrieben, daß er es nahelegt, zu der Hauptfigur, Daria, als Frau eine Beziehung aufzunehmen. Zugleich wird verunmöglicht, daß dies als einfache Identifikation geschieht. Denn Daria findet sich unaufhörlich in neuen Konstellationen, in denen ihre alten Vorstellungen, Wünsche und Begehren in neuen Formen radikale Verwandlungen erfahren. Das macht identifikatorisches Engagement zugleich distanziert. So untypisch das wirkliche Leben von Daria im Vergleich zu anderen Frauenleben ist, so typisch ist es zugleich in den verschiedenen Gefühls- und Gedankendimensionen. Das macht, daß die Leserinnen eine andere Subjektposition einnehmen können. Was uns als Frauen mit der Hauptfigur verbindet, ist die Gemeinsamkeit von Frauenunterdrückung und daher die notwendige und leichte Bereitschaft, Lösungen zu suchen. Vielleicht können wir die Spannung, die auf diese Weise in den Roman kommt, als die Faszination von Solidarität bezeichnen. Indem Piercy ihre Hauptfigur Daria selbst experimentell mit ihrem Leben umgehen läßt, können die Leserinnen eigene Lebensabschnitte ständig vergleichend und produktiv mit diskutieren. Gleichheit und Ungleichheit machen, daß die Leserinnen eine ähnliche Distanz zu sich selbst und ihren Erfahrungen gewinnen, wie dies der Entwicklungsprozeß der Hauptfigur im Roman ist. Gewonnen wird Individualität als reflexive Haltung. So können aus Ergriffenen - Frauen, die etwas ergreifen, werden.

Als Sozialwissenschaftlerinnen bleibt uns weiter die methodische Frage, wie aus Erfahrungen theoretisches Wissen zu erlangen ist. Sicher ist richtig, daß es theoretische Arbeit mit Erfahrungen braucht, um an ihnen etwas Verallgemeinerbares zu zeigen. Diese zugleich schwierige wie langwierige Arbeit scheint durch unsere Literatinnen anders gelöst. Sie schreiben selbst Erfahrungen so, daß das Zeigenswerte deutlich hervortritt, unabhängig davon, ob die gesamten Erzählungen Fiktion sind oder direkt autobiographisch. Insofern ist Belletristik ein Material, das sich theoretischer Arbeit geradezu aufdrängt. Insbesondere für den Feminismus, in dem weibliche Erfahrungen aus Jahrhunderten nachholend

erarbeitet werden müssen, ist die neue feministische Literatur mit den dringlichen Problemen und Fragen aus der Frauenbewegung ein Glücksfall.

Literatur und Erfahrung 2 – Körperaneignung und Abtreibung

»Du sollst Dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel, noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines selbstgeträumten oder phantasierten; sondern Du sollst einen Mann lieben wie er ist. Denn sie, die Natur, deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmerei der Mädchen heimsucht an den Frauen bis ins dritte und vierte Zeitalter der Gefühle.«

So antiquiert viele diese Worte Schleiermachers hören mögen, so brandaktuell sind sie geblieben, wenn wir uns wirklich den Fragen weiblicher Natur und weiblicher Gefühle zuwenden.

Nehmen wir noch eine zweite Romanskizze ebenfalls von Piercy, ihren frühen Roman *Braided Lives*. Wieder ist das Thema die Herausbildung weiblicher Identität. Piercy schreibt:

»Der Trug in der Suche nach Liebe: eine Frau gibt sich einem Mann, als ob sie sich so des Problems entledigen könnte, eine Identität zu erlangen, sie selbst zu werden; statt dessen wählt sie einen ganz persönlichen Gott, der belohnt, verzeiht oder verdammt.« (349)

Für mich ist es zugleich die Geschichte der möglichen und unmöglichen Aneignung des eigenen (weiblichen) Körpers und in dieser Weise ein Buch über Abtreibung. Wenngleich wir im Roman in die Probleme heranwachsender Mädchen in den fünfziger Jahren versetzt werden, die heutigen Generationen daher eine größere Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit im Umgang mit ihrem Körper haben dürften, gewinnt die Problematik durch die neuerliche Diskussion um den §218 an Aktualität. Die Fragen von Abtreibung bleiben seit Jahren stecken in der regierungspolitischen Polemik, ob und wann es sich bei Föten um lebendige Menschen handele, ob Mord oder Lebensschutz oberste Priorität haben sollte, ob die Entscheidung der »Mutter« gegen das »Kind« überhaupt erfolgen dürfe; und umgekehrt kommt wie ein Echo als politische Antwort aus dem Feminismus, daß doch der Bauch der Frauen ihr Eigentum sei, und sie daher ein Recht auf Abtreibung hätten.

Piercy beginnt mit umgekehrter Fragestellung, mit dem Problem, daß die heranwachsenden Frauen sich ihre Körper erst aneignen müssen, um in ihnen leben zu können. Der Roman beschreibt die Lehrjahre von Jill, Tochter aus kleinen Verhältnissen, die mit einem Stipendium in ein College geht, um der häuslichen Enge zu entkommen und Dichterin zu werden. Hier kann sie atmen, lernen, denken und schreiben. Sie teilt mit ihrer geliebten Cousine das Zimmer und hört über deren Verhältnisse mit dem anderen Geschlecht solange, bis beide überzeugt sind, daß sie selbst ohne entsprechende sexuelle Erfahrungen vermutlich nicht normal ist. Dies scheint um so wahrscheinlicher, als sie körperlich sinnliche Spiele schon früh mit anderen Mädchen genoß, u.a. auch mit der Cousine. Diese begriff sie nicht als Sexualität. Es beginnt die Mühsal der ersten Kinobesuche mit Studenten, die sie nicht interessieren und schließlich der Eingriff der Cousine, die ihr einen Dichter sucht. Dazwischen die Bemühungen, den Körper ohne Geld ansprechend herzurichten. Die passenden Büstenhalter mit

die Brüste vergrößernden Körbchen müssen geklaut werden. Unendlich zieht sich der Sommer der Annäherung und der Unmöglichkeit, einen Raum zu finden, in dem das sexuelle Experiment durchgeführt werden kann. Schließlich kommen die Ferien und das geliehene Auto, was allerdings die wechselseitige Vorstellung bei den Eltern verlangt. Nach den Zweifeln, ob sie mißgestaltet sei, da »es« zunächst nicht geht, hin zu der Überzeugung, daß voreheliche Sexualität verpönt sei, weil so nicht rechtzeitig klar würde, wie langweilig und schmerzhaft es sei, bis hin zu regelmäßigem Sex in einem Waldversteck, der einhergeht mit verzehrendem Liebesverlangen bis zur Selbstaufgabe, vergeht das erste Studienjahr.

Piercy schreibt die Lehrjahre als ständige Sorge um die Probleme des Körpers und der Folgen geschlechtlicher Liebe. Dies in bezug auf den Rang, den das Studium einnimmt, auf die Organisation von Raum und Treffen, auf die Wahrnehmung der anderen, auf die Selbstdarstellung und dazwischen die schrecklichen monatlichen Fragen, ob man nicht schwanger sei und die fast nicht lösbaren Probleme tatsächlicher Schwangerschaft. Die Dominanz des Körpers läßt die Frage, wie denn eine Liebesbeziehung zwischen Menschen gestaltet werden könnte, in den Hintergrund treten. Sie wird vollends unstellbar durch die übertriebenen Moralvorstellungen der Elterngeneration, die mit dem Verlust der Jungfräulichkeit Heiratsnotwendigkeit verbindet. So wenig Jill heiraten will, so sehr weiß sie, daß ihres Freundes gleichartige Ablehnung dennoch auch Beweis ist, daß er sie nicht liebt.

Im Zentrum des Romans steht eine Abtreibung. Hier führt Piercy dieses Thema von öffentlichen Parlamentsdebatten und gleichzeitigem privatem Verschweigen als weibliche Tragödie vor (209-218).

Es beginnt mit einem Akt der Kontrolle. Jill ist in den Ferien zu Hause. Sie wacht auf, die Mutter steht über ihre Kommode gebeugt, den Kalender in der Hand. »Wann warst Du dran? Bekommst du etwa ein Kind?« Unüberzeugende Beruhigungsversuche: »Nur 32 Tage – es ist die Aufregung.« Die Mutter braucht nur wenige Worte, weil sie als Frau aus eigener Erfahrung spricht. Piercy läßt sie die Einordnung in die weibliche Tradition als Stolz und zugleich als wissendes Urteil sprechen: »Du hast Deine Regel pünktlich, wie alle in meiner Familie.« Jill geht in einen ortlosen Widerstand: »Wenn du mich zwingen willst, ihn zu heiraten, verlasse ich dieses Haus.« Die Drohung ist zugleich keine und doch steht gewissermaßen hinter der Sprache die Ankündigung, ganz verloren zu gehen. »Ich will eine Abtreibung.« Die Mutter sammelt die Gegengründe aus Moral und Gesetz. Sie mischt sie mit Klassenerfahrung und mit Unterwerfung unter patriarchalische Gewalt. »Die Ärzte sind dreckig, sie machen ein Vermögen, sie sind Erpresser – es ist gegen das Gesetz, man kommt ins Gefängnis und Dein Vater wird mich töten. Sie metzeln Dich.«

Gegen solche Übermacht stehen mütterliche Autorität und Frauenerfahrungen aus Jahrhunderten. »Ich werde Dir sagen, was zu tun ist.« Die Lehre der Mutter spricht vom Überleben in der Unterwerfung und dessen Geheimnis: der Raum an Selbstbestimmung, der in der Auslieferung bleibt, ist die Gewalt gegen sich selbst. Folgerichtig beginnt sie ihre Anweisung mit der Erinnerung an die Schwäche der Tochter, die jetzt überwunden werden muß. »Du warst immer ein

Schwächling und ein Feigling. Kränklich, seit Du sieben warst. Du mußt dies für Dich selbst tun. Du wirst tun, was ich Dir sage, oder ich will mit Dir nichts mehr zu tun haben.« Die Drohung zieht die Tochter in die Kette der Frauen, in deren Gewalttätigkeit sie muß, wenn sie der anderen Gewalt, die von Männern und Staat ausgeht, entgehen will. Die Mutter droht mit männlicher Vatermacht gegen männliche Ärztemacht, deren falsche Geldmotive sie aus Frauenerfahrung weiß. Wenn die Tochter ihren Körper an diese Spezialisten gibt, wird sie sie an den Vater verraten, der der Natur zu ihrem Recht verhelfen wird. »Er wird Dich dazu zwingen, es zu bekommen.« Die Mutter weiß, daß die Sache eigentlich aussichtslos ist: Das Bündnis gegen die Frauen besteht aus Geld, Recht, Spezialistentum, väterlicher Gewalt und weiblicher Natur. Die überlebensnotwendige Stärke der Frauen ist der Kampf gegen eigene Natur, im Vergleich zu dem die anderen Mächte fast harmlos wirken. Percy läßt den Eintritt in diesen Frauenkampf mit kurzen Sätzen besiegeln, die wie eine Einweisung in eine Lebensprüfung von altersher klingen: »Denke nicht, daß es leicht ist«, sagt die Mutter. »Es ist schwer, schwer.« Und »Du wirst sehen, daß ich stark genug bin«, antwortet die Tochter und begibt sich unter die Autorität der Mutter, indem sie deren Worte wiederholt: »Sage mir, was zu tun ist.«

Percy beschreibt im Folgenden nicht im einzelnen, welche Ratschläge die Mutter gab, sondern sie führt die Kämpfe von Jill mit und um ihren Leib vor, wie wir aus Heldensagen den Kampf mit dem Drachen kennen, durch den die Jünglinge erwachsen werden müssen und zugleich sich und andere – zumeist Jungfrauen – befreien. Aber anders als dort, findet der Kampf Jills nicht mit einem Außen, sondern in ihrem eigenen Leib statt, in dem sich an ihr ein Schicksal vollziehen will, gegen das keine Willenskraft ankommt, eben weil sie keine Jungfrau mehr ist. Eher kann sie sich selber töten, als daß ihr Körper aufhörte, eine Heimstatt für etwas anderes zu sein; entsprechend wählt Percy die Form des inneren Monologs und setzt die einzelnen Worte in vergebliche Gegensätze: Jill wartet, bis die Wanne mit heißem Wasser vollgelaufen ist:

»... ich sitze auf dem Toilettensitz und starre auf meinen Bauch, der weich und flach ist von harten Abführpillen. Unter dem Kissen von Fett lauert der Schoß, schwammige Faust, die sich nicht öffnen will, während sich in ihr Zellen teilen und teilen. Der Dampf, der heiß von der Wanne wirbelt, beruhigt mich, während dieser Körper seinen animalischen Weg geht.«

Jill muß sich vergegenwärtigen, daß das Tierische, in dessen Fängen sie sich fühlt, sie selbst als Weib ist. Mit ihrer Vergeschlechtlichung werden alle bisherigen Hoffnungen auf Menschsein lächerliche Trugbilder.

»Ich fühlte mich selten weiblich. Ich fühlte mich neutral. Ein Engel der Worte. Ich konnte mich als Hamlet denken, als Trotzky, als Donne (engl. Prediger und Lyriker). Ich dachte, ich wäre Projekte, Aufgaben, Sinne: ich bin nur die Hülle von Gedärmen. Das heißt weiblich sein: in der Falle sitzen. Dieser Beutel von geschäftigen Zellen hat seinen eigenen privaten Rythmus von Werden und Vergehen. Seine Viren und Krebsgeschwüre, seine 28-Tage-Mahner an Geburt und Tod. Mein Körper kann eingenommen werden und gegen meinen Willen gebraucht, als wäre ich ein Raum, der zu vermieten ist. Heiße Bäder mit Epsom-Salz, heiße Bäder mit Penny royal; ich bin halb gekocht und immer noch schwanger ...«

Shakespeare ließ Hamlet auf einen Kirchhof gehen und dort über die Vergänglichkeit des Lebens und die Übernahme der Toten durch Würmer philosophieren. Wie kann der Held den Tod überwinden? Percy zeigt in der Banalität des

Badezimmers, daß für Frauen der Tod in ihrem Leben ist, sie selbst Gefäße unaufhörlichen Wachstums und damit ständigen Sterbens sind. So treten sie ein in die Geschichte als Gattungswesen. Jill spricht weiter mit sich:

»Wie meine Mutter soll ich ein dunkelhaariges Mädchen herzen und an meiner Frustration säugen, es wegen meines Hungers schlagen und wegen meiner Einsamkeit anbinden. Mich für ein Mädchen opfern, das ich zu lehren versuchen will, sich zu opfern, eine Kette weiblichen Leidens.«

In der immer heißeren Luft verwirren sich die Gedanken zu »krankhaften Träumen«. Jill spürt, die Macht, die gegen sie angetreten ist, ist zugleich die Liebe. Nicht allein die zu ihrem Freund, dies war vielmehr nur die Verführung, der sie erlag, sondern die zu diesem in ihr und gegen sie entstehenden Leben, das zugleich ihr Tod ist.

Piercy organisiert die Dramatik auch über die Banalisierung der gewöhnlichen und »normalen« Fragen in diesem Feld. Mitten in dieser Katastrophe der Erkenntnis, Frau zu sein als Körper und mit ihrem ganzen Leben, treten die Eltern, tritt der Freund auf und diskutieren weiterhin Fragen einer möglichen Heirat und insbesondere, ob dem Mittelklassenelternhaus von Mike, Jills Herkunft mittelklassig genug sei. Die Mutter verweist trotzig auf den Besitz eines kleinen Hauses und eines gut erhaltenen nur zwei Jahre alten Autos. So entfernt sie sich aus Jills Welt, wird selbst ein Weg, der nicht gegangen werden kann.

Jill muß den Kampf zu Ende bringen. Noch einmal ruft die Mutter sie auf: »Du versuchst es nicht stark genug«. Sie zeigt Kampfesmut und springt von immer höheren Möbeln, bis klar wird, daß sie anders zum Ende kommen muß. Bis jetzt hat sie 20 Pfund abgenommen, aber das Wesen in ihr triumphiert. Sie versucht ihm die Wohnung zu nehmen und sticht mit einem Messer in ihre Brust. Die Verletzung ist nur leicht und sie erkennt, daß dies nur Spiel ist, und daß sie

»jetzt mit der Arbeit beginnen muß und im Ernst meinen Körper angreifen. (...) Donnerstagnacht bin ich halbtot und Übelkeit ist ein Dauerzustand. Mein Herz schlägt unregelmäßig und dennoch bin ich immer noch schwanger. Oben in dem heißen und luftlosen Bodenraum bereite ich mich vor, um Mutters letzte Instruktionen zu befolgen. Durch die Dielenbretter kommen die Hufschläge und Pistolenschüsse eines Westerns. 'Schrei nicht' hatte mich meine Mutter gewarnt, 'öffne Deinen Mund nicht'. Als Wegelagerin in den Ruinen meines alten heiligen Raums öffne ich meinen Schoß mit Gewalt.«

Piercy führt hier die Enden ihrer Geschichte wieder zusammen. Der kleine Bodenraum, der Rückzug, Besitz, Ort voller Geheimnisse und Möglichkeiten war, der Schatz aus Jills Kindheit, war für ihre Vorhaben zu eng geworden. Sie braucht mehr Luft zum Atmen, Raum zum Denken, Menschen zum Diskutieren und »um die Welt zu verändern«. Der Weg nach außen ist zugleich der Weg, auf dem sie erkennt, was es heißt, eine Frau zu sein, sich als Frau erfährt. Die Metaphern geraten einander ins Gehege. Im zu kleinen Raum weiß sie, daß in ihr ein weiterer kleiner Raum ist, in dem von ihr Raum ergriffen wird. In diesen muß sie eintreten, um aus der Kette der Frauenschicksale heraustreten zu können. Das Mittel ist die Gewalt. Es gibt keinen Alternative. Jill kommt bei dieser Tat beinahe ums Leben. Was sie tat, ist also keine allgemein empfehlenswerte Lösung, aber gleichwohl notwendig. Piercy blendet andere Frauenschicksale als unmögliche Wege ein: Da ist die erste geliebte Freundin aus der Schulzeit, die ihr fremd

wird, als sie schon mit sechzehn heiratet und ein Kind bekommt. Jetzt sitzt sie lebenslänglich im Zuchthaus, weil sie den Mann erschöß, der das Kind die Treppe hinunter geworfen hatte. Da ist eine Studienkollegin, die Kind auf Kind bekommt, um den Mann zu halten, der am Ende doch davongeht. Da ist die andere Studienkollegin, die vom College verwiesen wird, weil sie sexuelle Beziehungen zu Frauen unterhält. Und da ist schließlich die große Liebe, Donna, ihre Cousine, die Ehe und Beruf verbinden will, dafür abtreiben muß und daran stirbt. Diese letzte Erschütterung macht allen Träumen ein Ende. In einem Zeitraffertempo führt Piercy die jetzt noch möglichen Lösungen zum Ende: Jill muß die schon angesagte eigene Hochzeit aufgeben; verstört verschwindet sie eine Zeitlang aus jedem bewußten und vernünftigen Leben; dann organisiert sie einen Notdienst für Frauen, die abtreiben müssen, weil sie sonst nicht als Menschen überleben können; ein Mittel, das sie dafür nutzt, ist die Erpressung solcher Ärzte, die illegal abgetrieben haben.

Das Buch zeigt keine endgültigen Lösungen, sondern zieht uns in die verschiedenen Dimensionen, die bei Abtreibung als Fragen der Aneignungsmöglichkeiten des weiblichen Körpers für Frauen diskutiert werden müssen. Es gibt keine einfache Weise, in den Körper hineinzuwachsen und mit ihm gesellschaftlich zu werden. Schon bei den ersten sinnlichen Regungen, die sich auf einen anderen Körper beziehen, geht es um Fragen der Normalität. Der kulturelle Druck, insbesondere von Altersgleichen in heterosexuelle Beziehungen stößt sich schnell an Fragen der Legalität. Beides, Normalität und Legalität werden von den Eltern zusätzlich überwacht. Der Bruch des elterlichen Vertrauens ist nicht nur eine moralische Frage, er bringt in neue, weit dramatischere Gefahrenzonen. Verhütungsmittel sind nicht sicher; wenn Abtreibung illegal ist, kostet sie soviel, daß das ganze Leben für lange Zeit der Organisation von Geld gewidmet sein muß, zusätzlich zum körperlichen Problem und zum mühsam gehüteten Geheimnis. Die Wirklichkeit von Schwangerschaften beenden nicht nur den Aufbruch in ein mögliches eigenes Leben, sie lehren auch: In unserer patriarchalen Kultur wird der Körper der Frau für sie zur Falle. Sie kann aber ohne die Aneignung des Körpers so wenig als bewußtes sinnliches Wesen überleben, wie sie es mit ihm kann.

Was bleibt? Schließlich haben die langjährigen Kämpfe in der Frauenbewegung die Abtreibungsmöglichkeiten zumindest soweit erleichtert, daß die Mittel, zu denen Jill griff, nicht mehr zum Gewöhnlichen gehören. Trotz aller bigotten Diskussionen um die Wiedereinsetzung der Strafbarkeit jedweder Abtreibung, gehören die Nöte und Praxen der oben beschriebenen Generation von Frauen zu unserer Geschichte, nicht mehr zur Gegenwart. Und doch liest sich dieser Roman über weibliche Lehrjahre wie eine Verdichtung der immer gleichen Fragen um den weiblichen Körper und seine Aneignung durch uns selbst und durch andere. Noch immer wird um Lösungen gerungen, um die Gewinnung der verschiedenen Lebensdimensionen: um die Liebe, ohne sich selbst aufzugeben, um den Leib und seine Sinnlichkeit, ohne ihn dabei zu verlieren oder gegen eigenen Willen zum bloßen Träger weiteren Lebens zu machen, ohne selbst schon das Leben zu haben.

* * *

Noch einmal stelle ich mir die Frage, welche Erkenntnisse dieser literarische Umgang mit weiblichen Erfahrungen für mich gebracht hat. Neben einer Reihe von Dimensionen, deren Zusammenhang mir vorher entgangen war, scheint mir die Position, die Erkenntnis selbst hat, besonders wichtig. Diese, so las ich aus diesen Romanen, besteht nicht so sehr in der Summe neuen Wissens, nicht in Resultaten, neuen Verknüpfungen und Entdeckungen, sondern vielmehr in der Weise, wie Leserinnen involviert werden. Erkenntnis, kann nichts außer uns und an sich Gewonnenes sein, sondern ist selbst der Prozeß, in den wir aktiv verwickelt sind. In der Auseinandersetzung etwa mit dem letzten Roman bedeutet mir *Piercy*, daß es für das Problem des weiblichen Körpers und seine »Menschlichkeit«, viele offene Fragen gibt, aber noch kaum Antworten. Diese können nicht im Austausch mit dem männlichen Geschlecht gesucht werden, weil es in bezug auf eben diese weiblichen Körper als eine Art Vollstrecker von Naturgeschichte auftritt oder von Moral und Recht, wenn etwa der jeweils Beteiligte zur Ehe und Vaterschaft bereit ist. Obwohl der Körper jeder einzeln gehört, ist er ein Problem des gesamten Frauengeschlechts. Daher ist es notwendig und auch historische Praxis, daß Frauenerfahrungen weitergegeben und auf ihrer Grundlage gehandelt wird. Diese Erfahrungen aber sind selbst eingelassen in die Geschichte weiblicher Unterdrückung und in die Naturgeschichte. Langsam erst treten Frauen aus Gewaltverhältnissen hervor. Wieder setzen sie sich zusammen und organisieren Notdienste, bedienen sich vorhandenen Wissens und kombinieren es mit dem von ihnen als notwendig erachteten. Die Legalisierung der Abtreibung ist noch weit von der Lösung eines sinnlichen und lebbareren Verhältnisses von Frauen zu ihren Körpern entfernt. Große Frauenratschläge bleiben notwendig. Weibliche Zukunft muß noch gewonnen werden.

Die Romane stiften Leserinnen an, sich Erkenntnis über sich selbst und ihr Verhältnis zu ihren Körpern, in den Geschlechterverhältnissen und zur Welt anzueignen und diesen Prozeß als große Diskussion zu beginnen. Sie sind damit ein Versuch, die Geschichte der weiblichen Menschen bewußt zu machen.

Vielleicht kann man mit Sarah Schulman sagen: »Menschen am Rand wissen, wie sie leben und wie die Leute aus der herrschenden Kultur leben. Aber Leute aus der herrschenden Kultur wissen nur, wie sie selbst leben. Die Menschen an der Macht haben die wenigsten Informationen.« (Aus *City Limits*, März 1990: Helen Birch Talks with Sarah Schulman) Schulman schreibt über Subkulturen, über Ausgestoßene, sich selbst Ausschließende, über Lesben und Schwule; aber Marge *Piercy* lehrt uns auch, daß in einer Gesellschaft, in der die herrschende Kultur männlich ist, das kulturelle Bündnis von Frauen mit all jenen, die ebenfalls nicht dazugehören, zwingend ist. Von hier aus wäre aus feministischer Literatur sowohl ein Teil des notwendigen Wissens über Frauen und ihre Vergesellschaftung zu gewinnen als auch umfassende Kenntnis über menschliche Vergesellschaftung überhaupt. Die Themen neuer feministischer Literatur gehen folgerichtig weit über das »Frauengewohnte« hinaus: Leben und Tod, Aids und Politik, Krieg und Faschismus, gewöhnliche Verbrechen ebenso wie außergewöhnliche können heute vielleicht nur von Frauen aufgenommen werden.

Kornelia Hauser

Das Patriarchat muß verlernt werden – auch im Sexuellen

Sex und Persönlichkeitsentwicklung bei Marge Piercy

Das Thema Sexualität war immer zentral für Frauenbewegungen und feministische Forschungen. An der Unterdrückung der Sinne, an der patriarchalisch formierten weiblichen Sinnlichkeit ließen sich Herrschaftsaspekte und ihre Einschreibung bis in die Hautempfindlichkeit sofort nachvollziehen. Simone de Beauvoir befragte bereits 1947 die Schriften von Montherlant, Lawrence, Breton und Stendhal nach den ihnen zugrundeliegenden Imaginationen und Mythen, die der »Frau« zugeschrieben wurden. Kate Millett fand 1969 in den Werken von Mailer, Henry Miller und Lawrence herrschaftliche Sexualitätskonstruktionen, in denen Geschlechtsverkehr von Männern zum Zwecke der Unterwerfung des Weibes betrieben wurde. Die feministische Analyse der von Männern verfaßten Literatur war und ist im wesentlichen eine Kritik an den sexuellen Kulturformen, in denen Befreiung der (auch sexuellen) Sinne und der Sinnlichkeit nicht für möglich befunden wurde. Beauvoir und auch Millett wollten zeigen, daß männliches Begehren identisch wurde mit der Beherrschung des Objekts, zum anderen, daß es im Zuge der Patriarchatsentwicklung gelungen war, Sexualität überhaupt mit männlicher Lust gleichzusetzen und also mit Macht-Ohnmachts-Anordnungen, Aktiv-Passiv-Konstruktionen, Herrscher-Beherrschte-Vorstellungen. Die Befreiungsideen zielten nicht nur einfach auf »besseren Sex«, andere sexuelle Praxen, nicht auf die Bekanntgabe der weiblichen Lustorgane, sondern auf andere als bloße Fortpflanzungssexualität, auf die Möglichkeit, mit dem Körper zu lernen und – was noch bedeutsamer war – erworbene kulturelle Praxen zu verlernen.

Die literarischen Verdichtungen von sexuellen Lernprozessen im Feminismus changierten zunächst zwischen Anklageschrift und Kundgebung befriedigender anderer Sexualität (z.B. Meulenbelt: All diese falsche Moral, Stefan: Häutungen, Morgan: Rubinroter Dschungel). Es war dies Aufbruchsliteratur, die vor allem mitteilen wollte, daß das Verlassen der alten Lebensformen möglich und lustvoll sei, daß Ufer gewonnen werden könnte auch im Hier und Jetzt, daß nicht alles bleiben müsse, wie es war. Als mit den Jahren der Aufbruch alltäglich und auch selbstverständlicher wurde, konnten die Prozesse der Selbstveränderung selbst Gegenstand der Literatur werden; im Vordergrund standen (und stehen) jetzt Probleme beim Ändern der Umstände und die Mühen der Ebenen beim Versuch, widerständig Heimat zu gewinnen. – Ich möchte aus Marge Piercys Buch »Fly away home« drei der darin vorkommenden unmittelbaren Sexszenen zum Gegenstand nehmen, um über die Bedeutung der Leidenschaft, des Körpers, der erotischen Gefühle für individuelle Veränderung nachzudenken, aber auch der etwas aufgeladenen Frage nachzugehen, ob Veränderungen überhaupt in sexuellen Szenen darstellbar/schreibbar sind. Die Vorführung von Sex reizt die Sinne, die sich schnell in den gewohnten Bahnen, durch tätiges Auffüllen der Phantasie, befriedigen. Unterbricht feministische Literatur traditionelle – männlich bestimmte – Reiz-Reaktionsweisen, auch wenn sie heterosexuell ist?

Weibliche Körperlichkeit ist uns aus Literatur und Wirklichkeit eher bekannt als Hindernis von Emanzipation: das ungewollte Kind, die notwendende Prostitution, das erotische Hingezogensein zum gewalttätigen Mann, die Liebe in der hinderlichen Form der Ehe, die Obsession der Unterwerfung usw. Die andere Seite und/oder die neue Dimension ist das Potential der qualitativ anderen menschlichen Beziehung; das aufscheinend Humane im noch gegenwärtigen Patriarchat. Piercys Roman zeigt beide Dimensionen (zum Inhalt des Romans vgl. den Beitrag von Frigga Haug in diesem Heft).

Das Gewöhnliche

In der ersten Szene wird das langjährige Ehepaar zusammengeführt.

»Er küßte sie sehr zart. Sie fühlte eine ziehende Sehnsucht, ein langsames schmerzhaftes Brennen, so sehr erregten sie die Konturen seines langen Körpers durch all den Stoff. Sie wollte nicht daran denken, wie lange es her war, daß sie sich geliebt hatten, in einem warmem Raum, mit funktionierender Klimaanlage, so wie in dieser Nacht. Die fehlende Übung gab ihren Umarmungen einen Hauch von Unbeholfenheit – ‘Entschuldige, mein Ellenbogen’ –, die sie an die Liebesszenen vor Jahren erinnerte, als sie – zu Beginn der Ehe – noch mehr oder minder Jungfrau war, und er all seine Erfahrungen auf den Rücksitzen von Autos durch fummelndes Suchen und schnellen Sex gesammelt hatte. Sie näherten einander vorsichtig.« (72; zit. nach: M.Piercy: *Fly away home*. London 1984. Übersetzung aus dem Amerikan. von K.Hauser).

Was fehlt, wenn Sexualität nicht regelmäßig ausgeübt wird? Piercy bietet drei Möglichkeiten an: das Begehren ist überraschend intensiv, es kommt zu Unsicherheiten *zwischen* den Eheleuten, die sexuellen Techniken scheinen geschwunden. Es ist, als öffnete sich die zuvor *bestimmte* Situation in eine noch zu gestaltende. Die wie eine Methaper wirkende Bezeichnung »Jungfrau« verschließt das Offene jedoch ins Altbekannte. Nur wer nichts weiß, kann auf dem Feld des Körpers noch etwas anders machen, etwas lernen. Der Traum jedweden Mannes – aus einer Jungfrau *seine* Geliebte zu machen – wird auch von Frauen geträumt: Sie möchten die Jungfrau sein, die *noch* nichts weiß und auf die alle Aufregungen/Erregungen noch warten. Diese Selbst-Imagination der *unschuldigen* Frau kann auch patriarchatskritisch gelesen werden: der Eintritt in das »Danach« ist ohne expliziten Lernprozeß, ohne Können, ohne Selbstfindung sozial konstruiert. Sie wird gefunden. Warum also nicht immer wieder zum Anfang zurück, um eben diesen Lern- und Erfahrungsprozeß nachzuholen, oder – wie im Fall Darias – zu ihm zurück, um die Illusion der Spannung des Davor anzureichern? Die eigene imaginäre Jungfräulichkeit ist ein Aphrodisiakum für Frauen.

»Lange schon nicht mehr hatten sich die spitzen Knochen seines Körpers mit solcher Heftigkeit an sie gedrängt. Jedes Streicheln in dieser Nacht ließ ihren Atem stocken, um dann reißend und schnell wie weißes Wasser zu werden. Sie fühlte sich, als ob sie durch das Küssen und Saugen seines Mundes, seiner Zunge, seiner Lippen zum Orgasmus kommen könnte. Es ist wie Essen, wie Nahrung und ich war verhungert, dachte sie. Für einen kurzen Moment tat es weh, als er in sie eindrang, so lange hatten sie es nicht getan; dann ging es ihr gut. Nach dem, was sie bei ihren Brüdern gesehen hatte, stellte sie sich vor, daß Ross vielleicht ungewöhnlich groß sei; sie hatte keine andere Vergleichsmöglichkeit. Immer bereitete sie sich für ihn vor, oft benutzte sie eine Gleitcreme; aber heute nacht war sie so naß, daß die Unterlassung nichts machte. Wie wunderbar war es doch, ihn auf sich zu fühlen, wieder in ihr, in der Intimität, die der Kern und das Symbol alles übrigen waren. Hier war das Herz eines bestehenden Paares, sich paarend. Endlich. Wieder zusammen, miteinander verbunden ...

Er gab das Tempo vor, bewegte sich in einer neuen – ihr unbekannt – Weise; sie mochte das. Sie brauchte einige Zeit, um zu kommen, kam dann aber mit einem großen Seufzer des Körpers, einem Sturm, der sie ganz erfaßte; und dann die langsame Entspannung, als ob ihr Körper die Größe einer Sandbank hätte und von innen heraus mit seinem weichen roten Glanz leuchtete. Sie empfand das Nachglühen noch, nachdem er das Tempo für seinen Orgasmus gesteigert hatte; als auch er kam, gab er ein pfeifendes Stöhnen von sich, das aus der Tiefe seines Bauches zu kommen schien. Sie waren wieder Liebende, wieder Mann und Frau, vereinigt, ein Körper, sich selbst erneuernd. Sie waren wieder *Wir*. Durch die Wand war Robins hohe durchdringende Stimme zu hören, ihr Kind, sein Kind ...« (72f.)

Piercy beschreibt *nicht* Orgasmuslosigkeit und fehlende sexuelle Befriedigung der Frau. Nachdem sie vorführte, was weibliche Befriedigung sein kann, öffnet sie den Raum für Kritik. Für Daria ist der Geschlechtsverkehr mit ihrem Ehemann zuallererst ein symbolischer Akt, der die Gegenwart neu beschließt (als Vereinigung) und Zukunft *zeigt*. Durch die Abwesenheit jedweder anderen Gemeinsamkeit wird das Sexuelle zur herausragend einzigen, an der sich das ganze gemeinsame Leben beweisen muß; Intensivierung können die Früchte der Sexualität bringen: die Kinder. Sie sind ein sichtbares Zeichen der »gemeinsamen Produktion«. Fragen der selbstbezogenen sexuellen Lust müssen beim aufmerksamen Beobachten des Aktes, bei der Einordnung der Aktivitäten hintanstehen. Der besonders soziale Akt gewinnt für Daria seine Bedeutung durch bloß physiologische Reaktionen; Freud würde von Kontraktionen und dem Ausscheiden von Körpersäften sprechen.

Darias selbstbestimmte Lust scheint für sie kurz als selbst zu gestaltende auf. Es sind *ihre* Aktivitäten. Daß ihr Wörter wie »essen« und »Ernährung« einfallen, mag mit ihrem Beruf zusammenhängen – als einer determinierenden Sozialform – oder mit der Abwesenheit von Besitzformeln, Eigentums- und Machtgedanken. Piercy zeigt in dieser Szene die sanfte Macht des Gewohnten; der Geschlechtsakt bleibt aus Darias Perspektive eine durch ihre Gefühle, ihre Wünsche kaum zu verändernde Ordnung; manchmal kann sie die Präparation für ihn weglassen, wenn der Körper seine Zeichen zeigt. Für sie gilt, die unmittelbar sexuelle männliche Lust zu stillen; sie weiß, daß zu seiner Befriedigung ihr Orgasmus gehört; sie hat ein instrumentelles Verhältnis zu ihrem Körper, das ihr dient, da es ihm dient. Sie stillt ein soziales Bedürfnis. Über Sex weiß sie, was er weiß, und dies ist solange gewöhnlich, wie es ihr bloß geschieht, und sie es als Geschenk empfindet. Sie lebt nicht unglücklich in dieser Passivität, läßt sich vom Mann gern von einer neuen Technik überraschen, hält sich an die Reihenfolge, in der die Orgasmen verteilt sind (auch wenn sie dann die Zeiten rechnen muß); sie registriert ihren Höhepunkt als hörbare Entäußerung ebenso wie den seinen. Danach hat sie alle Zeichen beisammen, die ihr die eigentlichen Auskünfte geben: die der Zusammengehörigkeit, der Liebe, des einen Körpers, der realisierten Ehe. Sex ist für sie der Beweis für die funktionierende Sozialform, die selbst wieder ein Zeichen für Liebe ist. Das Soziale des Sexuellen, die die sexuelle Lust überfrachtende Symbolik, die über sich weit hinausweisenden zwischenmenschlichen Dimensionen sind für Daria der Kern aller Aktivitäten. Dieser korrespondiert mit einem körperlichen Kern, einem Herzstück der patriarchalischen Sexualitätskonstruktion, der Vagina, als dem Symbol für all

das, was eine Frau für Männer sein soll. Piercy arbeitet bis in die Sprache mit der Abwesenheit einer *individuell* zuordenbaren Vagina, zugunsten der Anwesenheit eines allgemein Weiblichen, von jedem Mann gesuchten («in the intimacy that was *the core and the symbol of all the rest.*»). Sie läßt Daria diese Versachlichung aktivieren und nicht den Mann. Dieses allgemein Weibliche stammt aus einer Kultur, die die Singular- und Pluralform auf Frauen nicht unterschieden anwenden kann/will. Die individuelle Frau gewinnt erst in der privateigentümlichen Fassung – z.B. der Ehe – ihre Besonderheit. Als »meine Frau« ist sie der Beleg an der Teilhabe des allgemeinen Kuchens, den man sich nicht streitig machen lassen wird. Das allgemein Weibliche wird von beiden Geschlechtern angeeignet; für sie kann es auch als immanente Drohung wirksam werden, jederzeit durch eine andere (Vagina) ersetzt zu werden. Sie ist nicht sie selbst, kann es nicht werden, im männlichen Diskurs und Begehren; sie ist Vertreterin eines männlich begehrten Ortes.

»Ach könnt ich in dir lieben dich, nicht alle Frau« (Volker Braun) ist der Wunsch des Mannes nach seiner Möglichkeit, ein Individuum und nicht eine kollektive Vorstellung lieben zu können. Durch sich selbst verhindert, wird er solange versuchen, über alle Frauen imaginär zu herrschen, bis er die Unterscheidung gelernt hat.

Das Neue

In der folgenden Szene lieben sich Daria und Tom, der neue Freund, zum ersten Mal.

»Er war der Aktivere und sie diejenige, die behandelt wurde, genauso war es in den ersten Jahren mit Ross gewesen. Aber Tom erinnerte sie sonst gar nicht an ihren Ehemann. Sein Körper fühlte sich anders an ... Soviel Aufmerksamkeit, wie er ihren Reaktionen schenkte, war sie nicht gewohnt. Im Laufe der Jahre mußten Frauen ihn solange über ihre Körper belehrt haben, bis er diese vielen unterschiedlichen Liebkosungen und erogenen Zonen kannte. Er fiel nicht einfach über sie her und pflügte sich in sie hinein, sondern er ertastete sich seinen Weg, immer auf ihre Reaktionen bedacht; er stellte sich auf sie ein, auf die kleinsten Bewegungen, die Antworten ihrer Hände, ihres Körpers. Wieder hatte sie das Gefühl, daß ihn eine erschöpfende Kontrolle der Verantwortung, eine Art Zurücknahme, leitete. Endlich drängte er seinen Penis in sie, glitt nach und nach vorwärts, bis sie sich – um die Paarung zu vollenden – ihm entgegen-schob. Vorsichtig bewegte er sich ungefähr eine Minute in ihr, dann verlor er die Kontrolle. Er veränderte sich mit einem tiefen Stöhnen; anstatt sich sanft anzuheben, wand er sich, wogte, bewegte sich wild und schien sich in ihr auszudehnen. Sie hörte auf, ihn als Liebenden zu beurteilen. Sie hörte auf zu denken. Für einen Moment setzte alles aus, und sie bewegte sich einfach mit ihm; sie fühlte ihn in sich und überall außen, sie fühlte ihn wie einen Sturm auf sich oder wie ihre eigene Haut in seltsamen hochbrechenden Wellen. Endlich kam er, lag dann schwer und atemlos auf ihr, glitt vorsichtig aus ihr heraus, während sie den Arm um ihn hielt. Die Realität hatte sie wieder; das Bettzeug war zerkrnautscht, sein Körper war so schweißüberströmt, daß auch sie darin eingetaucht war.« (239f.)

Was hat sich – unter der Einschränkung, daß eine langjährige Ehebeziehung sich nicht unmittelbar mit dem »ersten Mal« vergleichen läßt – verändert? Daria reagiert zunächst anders als zuvor auf einen sozialen Gestus: die Zurückhaltung, die Kontrolle. Die Aktivitäten von Ross wurden als *eigentliche Liebe* genommen; bei Tom werden sie als *Liebstechniken* erkennbar. Der männliche Sexual-

Trieb kann auch unsozial befriedigt werden; es kostet Anstrengung, ihn kommunikativ zu leben; er scheint in der leidenschaftlichen Liebe geradezu hinderlich, da diese eine zweite Person voraussetzt. Mit Tom wird deutlich, daß Sex *ein* Ziel hat und für ihn kein Zeichen für anderes ist. Letztlich ist er sogar ein einsames Geschäft, nur dadurch gemildert, daß der Verlust der Kontrolle auch den Verlust dieser Wahrnehmung beinhaltet. Die stärkere Aufmerksamkeit ihr gegenüber wird als *gelernter Umgang* mit dem weiblichen Körper sichtbar. Noch gibt es keine Ordnung einzuhalten; der *Austausch* von Erfahrungen, von kumuliertem Wissen wird als das wahrgenommen, was er ist. Nichts ist natürlich zwischen Mann und Frau, alles ist erworben. Bedeutsam scheint mir, daß Piercy den Mann als lernenden Kenner des weiblichen Körpers zeigt, während über Männer von Frauen nichts gewußt wird/werden muß. Die erregbaren »Zonen« von Frauen sind vielfältig und verteilt; die Erlangung des Orgasmus bei ihm ewig gleich. Der Mann ist einfach, und es muß nichts entdeckt werden, die Frau, die er nicht *unmittelbar* auf seine Bedürfnisse bezieht, ist ihm unbekannt und muß erkundet werden. Der sexuelle Akt ist für Daria keine bloße Entdeckungsreise bezogen auf einen anderen Körper, eine andere Persönlichkeit oder sich selbst. Im Gegenteil: Daria ist gezwungen, sich über sich zu erstaunen, sie gerät in Widerspruch zu sich. Sie erkennt den Sexualitätsakt als eine temporäre Vergemeinsamung, auf die jene Separierung folgen wird, die wiederum Voraussetzung für eine sexuelle Vereinigung ist. Anders gesagt: offenbar hat sie gelernt, daß das Sexuelle als Gemeinsames ebenfalls eine *Produktion* ist, wie jede andere – kulturelle, politische, ökonomische – Produktion auch. Nichts steht für ein anderes, damit kann jedes für sich qualifiziert werden.

»‘Du bist nicht gekommen’, sagte er sofort. ‘Ich habe monatelang keinen Sex gehabt. Ich glaube nicht, daß ich mit jemandem beim ersten Mal gleich kommen könnte, andererseits habe ich wiederum nicht genügend Erfahrungen, um so allgemein zu reden ...’ Er war noch nicht fertig mit ihr. Er legte eine Hand zwischen ihre Schenkel; einen Finger in ihr und einen an ihrer Klitoris begann er sie zu bearbeiten. Zuerst war es ihr peinlich. Sie war daran gewöhnt, vor dem Eindringen erregt zu sein; hatte Ross es während des Geschlechtsverkehrs nicht geschafft, sie zum Kommen zu bringen, war dies das Ende von allem bis zum nächsten Mal. Es fühlte sich seltsam nackt und selbstsüchtig an und offensichtlich und eigenartig. ‘Du mußt das nicht tun.’ ‘Aber ich möchte.’ Sie entschloß sich, ihm zu glauben. Sie entspannte sich und gab den Gefühlen freien Lauf. Der sie letztlich erlösende Orgasmus war weder heftig noch lang, aber sie hatte das Gefühl, daß dies alles für sie überraschend war. Sie war besessen von Fragen, die sie nicht wagte zu formulieren, oder es nicht konnte. Sie war zu erschöpft ... In seinen Armen liegend versuchte sie den Anfang für ein Gespräch zu finden, als ihr sein ruhiger Atem sagte, daß er eingeschlafen war.« (249)

Daria macht doch auch eine Entdeckung: Während sie sich bisher immer lieben ließ und Leichtigkeit darin gewinnen konnte, weil sie unterstellen durfte, daß das Sie-Lieben auch dem Mann nützte (und manchmal ging die Rechnung eben nicht für sie auf), lernt sie nun, daß, wenn es ihm nichts mehr nützt, dieselbe Lage für sie selbst zum Objekt werden. Die Dialektik der Subjekt-Objekt-Beziehung ermöglicht ihr in dem Moment sich zu einem Subjekt zu modellieren, in welchem sie ein besonders negatives Gefühl zu sich als Objekt entwickelt. Sie war Objekt, als sie mit Ross Sex als Schicksal lebte. Und sie ist jetzt Objekt in dem

Moment, wo sie aus der alten scheinbar unverrückbaren Ordnung herausgerissen wird und sich »hinterher« befriedigen läßt.

Piercy läßt die Bedeutung der sexuellen Befriedigung durch den Orgasmus strategisch auf und läßt sie frag-würdig werden, indem sie ein Praxen-Ensemble vorführt, das den Vorgang ebenfalls strategisch *banalisiert*. Die Qualifizierung des Sexuellen *für sich* wird zu einem Produktionsstück, das die subjekthaft emphatische Bedeutung des »schöpferischen Herstellens« verliert, zugunsten der schweißtreibenden Arbeit, der Bearbeitung von Etwas oder Jemandem. Werkzeuge und ihr Gebrauch geraten ins Zentrum sowie das Resultat der Energieentäußerung. Alles *funktioniert*. Ziel und Ende sind identisch. Orgasmus – in der Szene von Daria als *Zusammenhang* vor allem zwischenmenschlicher Fähigkeiten angedeutet, eben nicht jederzeit herstellbar, sondern eine *qualifizierte soziale Dimension* – zeigt sich als Reiz-Reaktions-Leistung.

Piercys Roman widerstrebt, oder stärker: widersetzt sich einer Lesweise, die davon ausgeht, daß die in den unmittelbaren Geschlechterbeziehungen auftretenden singulären Probleme, singuläre Antworten/Lösungen vertragen. Sie geht sowohl von *äußeren* Rahmenbedingungen aus, innerhalb derer die Lösung auf strukturelle Probleme (wie sie die Geschlechterbeziehungen darstellen) voluntaristisch wirken müßten oder an anderen Stellen neuen sozialen Kitt verlangten. Aber auch von *inneren* Rahmenbedingungen, die zwar von den äußeren abhängig sind, aber über ihre Verhältnisse hinaus lernfähig sind.

Das Spielerische

»Sie war so energiegeladen, als sie in ihr Zimmer zurückkam, daß es schon fast schmerzte: das reichhaltige Essen mittags hatte sie erst schläfrig gemacht. Nun, nachdem sie es vollständig verdaut hatte, war sie aufgeregt und voller Tatendrang. Die Vorstellung eines auf sie wartenden Tom hatte auch erregende Züge. Sie wollte dieses Gefühl einer eigenständigen, aktiven Privatperson behalten, ob er nun kam oder nicht: nie wieder in einer Beziehung leben wie in einem Haus ... Sie warf sich auf ihn und liebte ihn, mitgerissen von ihrer Energie. Es gab eine Leichtigkeit zwischen ihnen im Bett, die sie außergewöhnlich erregte. Hatte sie einen Einfall oder gab einem Impuls nach, wie jetzt, konnte sie sicher sein, daß sie keine Niederlage erlitt, auch wenn er kein Feuer fing. Sie drückte seine Hände fest über seinem Kopf zusammen. Natürlich war er stärker als sie, aber die spielerische Kraftgeste schien auch ihn zu erregen. Sie blickte ihn an, seinen massiven Kopf mit den eingemeißelten sichelförmigen Monden. Sie setzte sich rittlings auf ihn, küßte ihn vom Ohrfläppchen bis zu den Salznäpfen seines Halses, von den Rosinen-Warzen mit ihrem Hof von schwarz samtene Haaren hinunter zu seinem flachen Bauch. Ihre Finger massierten die großen Muskeln seiner Schenkel; solange wurde sein aufgerichteter lilaköpfiger Schwanz von ihren weichen Haaren gequält, von ihren Brüsten, von zartesten Berührungen ihrer Lippen, vom leichten Biß ihrer Zähne, bis sie seine Hände losließ und ihn bestieg. Ein allgemeines Einverständnis zwischen ihnen ermöglichte es beiden, zu spielen. Sie glaubte Freuden wiederzuentdecken, die in der Kindheit verlorengegangen waren; manchmal fühlte sie sich, als gingen sie zusammen tief in die wortlose tierische Körperlichkeit; ein Gefühl als ob ein guter erdiger (earthy) Körper einen guten erdigen Körper träfe.« (374f.)

Diese letzte Sex-Szene mit dem Geliebten Tom zeigt die nun umgeordneten Elemente im Sozialensemble des Sexuellen. Voraussetzung – und nicht Resultat – einer *anderen* Sexualität ist die unabhängige eigenständige Frau Daria. Die andere *Wahrnehmung* des Geliebten ist Vorbedingung und wohl Resultat anderer

sozialer Praxen. Die Beziehung wird nicht mehr als etwas *in sich* Abgeschlossenes ansehbar (als ein Haus), sondern sie ist selbst eine Dimension der Außenwelt, zu der Daria ebenso gehört wie Tom. Ohne zwanghaft etwas ins Verhältnis setzen zu wollen, ist es doch offensichtlich, daß die sexuellen Lüste Darias sich diesem *einfachen* Innen-Außen-Gegensatz widersetzen lernten. Die sexuelle Macht des Mannes, die – wie noch Millett analysierte – aus der Gleichsetzung der sexuellen Aktivitäten – das Eindringen in eine Frau, ihre Inbesitznahme, die Penetration des Innenraums – mit gesellschaftlichen/sozialen Zuordnungen der Unterwerfung der Frau einherging, wird in der Darstellung von Piercy unterbrochen.

Auch die sprachliche Darstellung der drei Szenen wird durch diese dritte in ihren Unterschieden erst deutlich: Ross besaß keine benennbaren Geschlechtsorgane (er »war« groß), sie gingen unter in dem allgemeinen Zeichensystem, dessen Resultat Liebe *und* Orgasmus sein sollten. Sie selbst besaß einen »Kern«, unbenanntes und vor allem unbefragbares selbstverständliches *Gegenstück* zu seinem »Etwas«. Bei Tom wurde beim ersten Mal ein »Penis« gesehen; die distanzierte Sprache von ärztlichen Befunden ließ das Lustorgan zu einem Werkzeug werden. Ihre »Klitoris« erlangte dabei denselben Status wie der Penis: von Leib und Seele »abgetrenntes« innerhalb von Arbeitsteilungen funktionierendes zuständiges Arbeitsgerät. War in der ersten Szene das Ziel die Bestätigung von Liebe in der ideologischen Gleichsetzung von Sex und Liebe, wurde es in der zweiten banalisiert auf ein physisches Resultat. In der letzten Fassung kommt der *Weg* ins Zentrum. Und zum Weg gehört die Aneignung des besonderen Körpers des anderen; sein Körper wird Landschaft auch in der Sprache. Ihre Körperteile verlieren ihre *Funktionsbestimmungen*; alle Teile dürfen alles können. Das Schicksal Sex wurde von Daria aufgegeben zugunsten der Lust an der eigenen Aktivität. Der Verschmelzungsakt ist nicht einer, bei dem sie sich aufgibt/verliert/vergißt für etwas anderes, (ideologisch) Drittes, für ihn, sondern das Gemeinsame ist die Verlorenheit im Bereich des Natürlichen. Sex ist aus der Verantwortung für soziale Vorgänge genommen, ist aber sozial geworden durch die gemeinsame Intensivierung der Lust (nicht der Ordnung) und kann deshalb – abgesichert – natürlich *werden*. Daria fügt *sich* zusammen beim Lieben, sie entdeckt sich wieder; sozial abgefederte heftige Lust befähigt, das unverbundene Nach- und Nebeneinander von Erfahrungen für Augenblicke zu vernetzen. Das englische Wort »earthy« hat die Doppelbedeutung von »erdig« und »irdisch«. Aus den verhimmelten ideologischen sexuellen *Vorstellungen* kommt Daria auf der Erde des unmittelbaren, selbstbezogenen und geteilten Vergnügens an.

Die Schreckensvision von Herbert Marcuse Anfang der siebziger Jahre, daß die soziale Gleichheit der Geschlechter ihre sexuelle Ent-Spannung nach sich zöge, stellt Piercy auf die Füße: Gleichheit – hier verstanden als Gegenübertreten zweier unabhängiger Subjekte – kann zum Eintritt in das »gender-Spiel« führen, in dem die Macht-Ohnmachtsstruktur und deren naturalisierte Mann-Frau-Verteilung ersetzt wird durch das Tun- und Lassen-Spiel, dem kein Geschlecht zugeordnet ist. Erst dann stehen die sozialgeschlechtlichen Bedeutungen auch für erotische Praxen egalitär zur Verfügung, ohne sofort wieder geronnene Sozialcharaktere werden zu müssen (Sado-Maso-Fixierungen, butch-femme-

Rollen usw.). Es bleibt dennoch im Text offen, ob Tom von Darias Stärke, ihren Aktivitäten erregt wird, weil es nur ein Spiel ist, in dem Sinne, daß die Vortäuschung von etwas das Eigentliche ist und nicht das Etwas; hier käme die Erregung ganz banal aus der patriarchalischen Wirklichkeit. Im Soft-Porno ist die auf dem Mann »reitende« Frau z.B. häufig anzutreffen. Der pornographische Reiz wird von Piercy jedoch gestört: sie läßt alles aus, was der Phantasie zementierte Bahnen geben könnte, d.h. sie läßt die Reaktionen – als Stimme, als Veränderungen der Körper, als konkret nach-vollziehbare Bewegungen – aus. Sie abstrahiert und nichtet dennoch nicht ein Mitlesen aller Sinne.

Mein Eindruck ist, daß sie in der ersten Szene – Daria mit ihrem Ehemann – die Anheftung der Gefühle und Vorstellung an ihre ideologischen Füllungen bedient. In der Ideologie der Verschmelzung werden alle Frauen vergesellschaftet. Noch vor jeder Erfahrung wissen wir, wie »es« sich anfühlen soll. Eine historische Errungenschaft ist, daß heute ganz selbstverständlich Erfahrungen gesammelt werden können und also das Auseinandertreten von Lust und »Vereinigung« in andere Wünsche übersetzt werden kann, die sowohl stärker mit den Voraussetzungen des weiblichen Körpers gefüllt sind als auch im Verlernen, der in die Sinne eingebrannten Patriarchatsvorstellungen bestehen.

Wir wollen die Vorfürhungen Piercys keineswegs idealisieren als einen gelungenen Befreiungsprozeß, der alle Sinne umfaßt. Sie entwickelt *Möglichkeitsverhältnisse*, die sich im Rahmen der kapitalistisch-patriarchalischen Gesellschaftsordnung bewegen; sie zeigt vielleicht eher, was innerhalb der bürgerlichen Sozialordnung noch ausgeschöpft werden kann, daß noch einiges und was für Frauen erlangbar ist, wenn die Voraussetzung des tätigen Außenverhältnisses gegeben ist. Zentral jedoch scheint mir, wie sehr sie Befreiung mit Sinnlichkeit verbindet. Ein Umstand, der in dieser Weise wohl nur auf Frauen zutrifft, die aus einer beherrschten Position in eine Position des Tuns in den zwischenmenschlichen Beziehungen aufsteigen können. Die von Frauen historisch erfarrene Abhängigkeit von Männern – ökonomisch, sozial, psychisch – kann sie auf den Weg bringen, sowohl eine erworbene, erkämpfte Unabhängigkeit zu hüten als auch die Notwendigkeit verbindlicher, herrschaftsfreier Beziehungen als ungefüllte Hoffnung nicht zu vergessen. Die Unterminierung der sozialen, politischen und kulturellen Bestimmung von Weiblichkeit *kann* unmittelbar Früchte tragen, die sich auf alle Sinne beziehen. Piercy zeigt gleichzeitig, daß dies kein Werk von Männern und Frauen gemeinsam ist. So ausschließlich sie sich in »Fly away home« heterosexuellen Praxen zuwendet, so radikal beschreibt sie Veränderungsprozesse ihrer Protagonistin als Errungenschaften *gegenüber* dem Geliebten aber auch *gegen* ihn. Es wird deutlich, daß das Neuland gehütet werden muß, und daß es als solches nicht teilbar mit Männern ist. Sexualität wird im Zusammenhang mit Selbstbewußtsein dargelegt und letzteres wiederum als Resultat von Sozialformen, in die bestimmte Praxen gegossen sind. Frauen müssen die für sie vorgesehenen – auch verführerischen – *Sozialformen* verlassen, um ihre Leidenschaften durchsetzen zu können.

Ursula Püschel

Der hauchdünne Abstand zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit

Über Nawal el Saadawi

I.

Vielleicht macht es die Entfernung zwischen den arabischen Ländern und Europa – trotz aller Zufälligkeit des Übersetzten scheint es mir jedenfalls, daß dort die Frauen die aufregendsten Bücher schreiben. Im Spiegel ihrer Sache erscheint die unsere – wir haben Grund, mit ihnen vertraut zu werden.

Warum gerade Nawal el Saadawi? Seit etwa einem Jahrzehnt erscheinen ihre Bücher in Europa – auf den Autorenfotos sehe ich die Ägypterin mit weißem Haar. Eine Seltenheit – warum ist es ihr erbleicht? Ich sehe auch jedes Mal eine Art Public-relation-Lächeln, das mir ganz unpassend für Nawal scheint. Vielleicht fühle ich mich zu ihr hingezogen, weil sie sich Blößen gibt. Davon geht ein Sog aus wie zu einem Bündnis unter Gleichen. Wenn sie offen ist, brauche ich mich nicht zu verbergen, sie ist eine Freundin. – So ist sie aber auch manchen Mannes und wohl auch mancher Frau Feindin. Nawal lebt gefährlich. Ich glaube, sie lebt jenseits von Angst. In einem Interview 1990:

»Und natürlich hat es eine Frau sehr schwer, die sich wehrt, die ihr Recht leben will. Es gibt viele Mädchen, die von meinem Leben schockiert sind, die mein Schicksal nicht erleben wollen, die Gefängnis, Verlust des Berufs, Morddrohungen als einen zu hohen Preis empfinden. Freilich habe ich vieles verloren, aber ich habe etwas Wichtiges gewonnen: mich.« (*Utopie kreativ* 7, März 1991, Gespräch mit Annette Meusinger, 45)

Diesem Ich gilt aber nicht das Interesse ihres Schreibens. Es ist nur seine Voraussetzung. Sie nimmt das Wort für die Niedrigsten, mit kompromißloser Radikalität:

»Nur wenn ein Autor ehrlich und ohne Schonung gegenüber der Gesellschaft und sich selber schreibt, wenn er seinen Schmerz, sein Leid, seine Sehnsüchte und seine Ängste ohne Rücksichten auf politische, moralische und religiöse Tabus in sein Werk einbringt, kann er betroffen machen, aufrütteln, kann er dem Leser helfen, sich selber zu begreifen und vielleicht Lethargie und Fatalismus abzuschütteln, um aufzubegehren.« (Ebd.)

Ein Anspruch, den es in der westlichen Moderne kaum gibt – dazu unter Bedingungen von Bücherverboten und Analphabetismus –, in seiner Unbedingtheit verschwindet selbst das Geschlecht der Autorin. Ich kenne nur einen Text von Nawal el Saadawi, den ich für einen subjektiven halte: »Ein persönlicher Brief an einen Künstlerfreund« (1977). Dort gibt sie solche Blöße zu, daß sie ihren Kampf »mit wenig Intellekt und mit viel Liebe« führe. Wie ein Messer im Leib ist die Frage, immer wieder, ob sie Unrecht habe oder die Welt. Höhnisch das Echo der »Welt« – eine gegen alle, klar, wer Recht hat.

In diesem »persönlichen Brief« spricht sie davon, daß sie sich zuerst als Künstlerin fühle und dann als Ärztin (und zuerst als Mensch und dann als Frau). Erstaunlich: bei gleichen Themen unterläuft es ihr niemals, daß ihre wissenschaftlichen Kenntnisse ihre künstlerischen Äußerungen überlagern – das eine

bleibt frei vom anderen. Allerdings in einer Sache scheint die Schriftstellerin von der Wissenschaftlerin zu profitieren. Medizin und Chirurgie, sagt sie, haben ihr jegliche Angst vor dem Körper genommen: »Ich nahm mir die Freiheit, über alle Teile des Körpers so zu sprechen, wie Dichter über den Schlag des Herzens sprechen.« Alles erscheint fraglos, die Brüste und die Hoden, der zierliche Fuß und das eiternde Kinn, Blut und Urin, die feisten runden Gefäße der betenden Männer.

Die biografischen Angaben, die hier zugänglich sind, sind so vage wie die bibliografischen. Das Alter gibt Nawal el Saadawi selber an, als sie über den Schock ihrer eigenen Beschneidung spricht: das war 1937, sie war sechs Jahre. Sie stammt aus einem Dorf im Niltal. Ihre Eltern waren gebildete Leute; die Mutter hat eine französische Schule besucht, der Vater war Lehrer und Leiter der Erziehungsbehörde seiner Provinz. Deren Toleranz hat sie überfordert, als sie selber einen Ehemann wählte, offenbar einen falschen: er wollte sie in Abhängigkeit und unter Kontrolle halten. Sie hat in Kairo Medizin studiert und war zur Erweiterung des Studiums in den USA. 1955 machte sie ihr ärztliches Examen, sie arbeitete in Kliniken und forschte zu medizinisch-psychologischen Themen, war 1966 bis 1972 Direktorin des Gesundheitswesens und gab 1970 bis 1973 die Zeitschrift *Gesundheit* heraus. Als sie ihre Studie »Frau und Sexualität« (1971) veröffentlichte, wurde sie entlassen, ihre Schriften wurden verboten. Bis 1983 erschienen ihre wissenschaftlichen Veröffentlichungen in Beirut. Die Bücher Nawal el Saadawis wurden in dänisch, deutsch, englisch, finnisch, französisch, italienisch, japanisch, niederländisch, norwegisch, portugiesisch, persisch, schwedisch, urdu und andere Sprachen übersetzt. 1978 bis 1980 war sie Beraterin bei den Vereinten Nationen (Mittlerer Osten und Afrika). 1981 kam sie bei einer Verhaftungswelle ägyptischer Intellektueller ins El-Qanatir-Gefängnis. Sie hat zwei Kinder und ist verheiratet.

Seit 1958 erschienen Romane und Erzählungen, in den achtziger Jahren auch zwei Stücke. Das erste Deutsche aus der künstlerischen Werkstatt wurde aus dem Englischen übersetzt – »Firdaus. A Woman at Point Zero«, 1984. Damals lagen schon etwa ein Dutzend Titel vor. Ohne Chronologie ist die Orientierung in dieser Welt nicht fehlerlos. Schon 1973 schrieb sie, was in deutsch 1990 als »Ringelreihen« erschien – vielleicht ist ihr hier zum ersten Mal jene Äußerungsweise mit dem hauchdünnen Abstand zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit gelungen, die ihr neues Buch strukturiert, »Der Sturz des Imam« (1987). Die englische Übersetzung, ein Jahr später, ist von ihrem Mann, Sherif Hetata; ihr folgte die deutsche 1991.

In Berlin stellten Schriftstellerin und Übersetzer das Buch gemeinsam vor. Mir schien es, als sie mit Sherif Hetata auf dem Podium saß, als sei ihr an der Botschaft gelegen, daß es auch zwischen arabischen Männern und arabischen Frauen, die selbstbewußt und intelligent sind, Ehen aus Liebe geben könne. Im Auditorium waren die meisten Araber – einige, die sie angriffen, viele, die sie um Rat fragten. Da gab ich meine Absicht auf, sie um ein Gespräch zu bitten.

II.

»Tschador – Frauen im Islam« (englisch und deutsch 1980) gehört zu dem Fundus von Wissen, mit dem die Empörung wächst – Empörung, weil die Menschheit,

die sich nun in Sprüngen entwickelt, verharrt im Zustand ohne Gleichberechtigung der Geschlechter, unter den spektakulären Verbrechen der patriarchalischen Gesellschaft das alltägliche Verbrechen an der existentiellen Menschenbeziehung. Im »Der Sturz des Imam« ein Gespräch dumpfer Männer – über die Großmächte, »Gott schütze uns vor ihrem Übel, sie schicken uns den Tod in Konservendosen, sie schicken uns Raketen, die unsere Städte dem Erdboden gleichmachen«:

»Ihr sagt, daß sie Männer haben, die auf dem Mond waren? Ja, ich schwöre bei Gott, daß es wahr ist. Sogar eine Frau haben sie hinaufgeschickt. (...) Der erste zweifelte noch. Eine Frau, sagte er abfällig, wie hat sie denn ausgesehen? Hatte sie zwei Brüste wie deine und meine Frau? War sie allein unterwegs, ohne ihren Mann und ohne Begleiter?« (1991, 109)

»Tschador« enthält außer sexualwissenschaftlichen, soziologischen, juristischen, historischen Aussagen auch Informationen über Nawal el Saadawi. Darunter die, daß sie nach der Veröffentlichung von »Frau und Sexualität« begriff, daß sie »nun auf einem Pulverfaß saß«. Sie meint nicht ihre Gefährdung, sondern die Last der Verantwortung, die daraus entstand, daß sie das Wort genommen hatte für viele, Frauen wie Männer, die physisch und psychisch unter entwürdigenden Verhältnissen leiden. Nach diesem Buch seien viele Menschen zu ihr gekommen, denen »meine Tür, mein Herz und meine Gedanken« offenstanden:

»Denn die Zahl der Probleme von Männern und Frauen ist endlos; sie bleiben ohne Lösung, solange nicht eine dauernde und zunehmend stärkere Anstrengung unternommen wird, unsere Fehler offenzulegen und sie bis in ihre Wurzeln zu verfolgen: also ihre wirklichen Ursachen aufzudecken, die in den politischen, wirtschaftlichen, sozialen, sexuellen und historischen Strukturen liegen, auf denen sich unser Leben aufbaut.« (1980, 3)

Nawal el Saadawis Gesellschaftssicht ist komplex und radikal, sie beschäftigt sich auch mit der Frauenfrage in ihren Zusammenhängen. Demzufolge plädiert sie für ein breites Bündnis: »... mit demokratischen und nationalgesinnten Strömungen, mit aufgeklärten religiösen Bewegungen und ebenso mit sozialistischen und marxistisch orientierten Organisationen.« (Ebd., XII) Ihre Parteinahme für die Armen erscheint als Ursache wie Folge solcher Haltung. In einem Rückblick auf die Geschichte der Frauenbewegung in Ägypten spricht sie von den Streiks der Frauen um die Zeit der »Unabhängigkeit« (1922) – hier höchstens Spezialisten bekannt –, sie besetzten Fabriken und erstritten Verkürzung und gesetzliche Regelung der Arbeitszeit und Mutterschaftsschutz. 1923 kam es zur ersten Gründung einer Frauenorganisation, Teilnehmerinnen einer Demonstration versammelten sich in ihren Räumen:

»Die vornehmen Damen, die für die Aktivitäten der Frauenorganisation verantwortlich waren, konzentrierten sich auf die Abschaffung des Schleiers – ein Problem, das bei den Frauen, die auf den Feldern und in den Fabriken arbeiteten und nie erlebt hatten, wie es ist, einen Schleier zu tragen, keine große Anteilnahme erwecken konnte.« (Ebd., 150)

In ihren künstlerischen Werken hat der Schleier, mit dem das »Anstößige« des weiblichen Körpers verdeckt werden soll, seinen gebührenden Platz. In ihren frauenrechtlerischen Attacken stellt sie Relationen her. Ihr Vorwort zu »Tschador« schrieb sie in dem Jahr, in dem die Pahlevi-Diktatur gestürzt wurde. Sie nennt das »iranische Revolution« und verteidigt sie gegen westliche Medienkampagnen, nach denen den Frauen Rechte genommen werden sollten, die sie unter

der Herrschaft des Schahs hatten. Sie hielt damals die Fundamentalisten nur für eine Strömung im revolutionären Aufbruch, ohne historische Chance.

Wie viele andere Männer und Frauen in islamischen Ländern geht sie von zwei Richtungen in dieser Religion aus, die sich schon unter den Nachfolgern des Propheten entwickelten – die eine, die für Freiheit, Gleichheit, soziale Gerechtigkeit kämpfte, die andere, die feudaler Unterdrückung und Klassenprivilegien dienlich war, bereits mit der osmanischen Fremdherrschaft, dann mit den Kolonialisten gemeinsame Sache machte und »schließlich auch mit dem modernen Imperialismus, dessen Führungsmacht die USA sind« (ebd., IV).

Durch die Ungleichzeitigkeit historischer Abläufe ist es schwer, das Besondere arabisch-islamischer Kultur auszumachen. Die Berufung der drei monotheistischen Religionen auf ihre heiligen Bücher wird je nach Entwicklungsstand und Interessenlage des Umfelds unterschiedlich gehandhabt; es fragt sich, ob die islamische Variante des männlichen Gottes für die Gleichberechtigung der Geschlechter eine besondere Verschärfung darstellt. In Europa ist der Keuschheitsgürtel nur noch ein Wort, kaum eine Spur von Erinnerung, daß er einmal zum Frauenleben gehörte, zumindest bei den Reichen. In Arabien müssen die Frauen so leben, als sei er an ihnen angebracht, zumindest die Armen. Trotz Kriegen, trotz Tourismus, trotz »Kulturaustausch« ist in vielfältigen Lebensbeziehungen der Raum für die Frau noch immer das Private, für den Mann das Öffentliche. Die Erkenntnis politischer Bewegungen der letzten Jahrzehnte, daß das Private politisch sei, findet in islamischen Ländern eindringliche Beweise – es ist Thema von Nawal el Saadawis Schriften.

Vergewaltigungen sind nahezu überall alltägliche Vorgänge. Der Kampf gegen solche Menschenrechtsverletzungen nimmt zu, sie werden Themen von Büchern und Filmen, bekommen Öffentlichkeit. In Köln fand 1987 ein Kongreß statt zur Einleitung einer Kampagne gegen sexuelle Gewalt. Damals hieß es über solche Vorgänge in der BRD: »Unter den Tätern sind die Männer, die die Frauen auf der Straße überfallen, nicht die häufigsten. Täter sind zu 75 Prozent Bekannte, Verwandte, Ehemänner. 60000 bis 200000 Mal im Jahr ereignet sich das. Die Dunkelziffer liegt hoch.« In Europa spielt ein Stückchen dünne Haut als »Ehre« keine Rolle, außerehelicher Geschlechtsverkehr ist usus. In islamischen Gesellschaften steht dem Mann offiziell nur in der Ehe eine Frau zur Verfügung. Die Doppelmoral – ein Erzeugnis aller patriarchalischen Gesellschaften – ist sie im arabisch-islamischen Raum besonders penetrant ausgeprägt? Nawal:

»Denjenigen aber, die sich im Schutz der Nacht auf ihre wehrlosen Körper gestürzt haben, kann nichts geschehen: Der Herr des Hauses, der ehrenwerte Sohn der Familie, der wohlgesehene Gatte, hochgeschätzt von jedermann, eine Stütze der Gesellschaft – mit einem Wort: ein Mann – er bleibt ohne Makel und kann sich auch weiterhin eines Lebens in Würde und Ehrsamkeit erfreuen.« (Ebd., 28)

Man muß diese Visagen gesehen haben, feist und selbstgefällig bis in jede Hautfalte, der maßgeschneiderte Zweireiher, in der Hand den Managerkoffer als Inkarnation der eigenen Wichtigkeit, lässig die Autotür zuschlagend, über das, was ins Blickfeld kommt, vom bettelnden Krüppel über den schuhputzenden Jungen bis zu allem, was keinen Schnurrbart trägt, ob zerlumpt oder in Pariser Mode, hinwegsehend – und man kann den Haß auf diese Abart des Menschen-

geschlechts verstehen. – In solchem Klima ist es eine Leistung, wenn Haß nicht blind macht. Auch Männer, schreibt Nawal, »sind Opfer einer Gesellschaft, in der die Geschlechter voneinander isoliert sind und Sexualität als Sünde und Schande betrachtet wird« (ebd., 16). Männliche Sexualität als bloßes Samenaus-schütten erniedrigt den Vorgang zu einem tierischen, die Möglichkeit eines Menschenglücks der Einheit von Lust und Liebe wird ausgeschaltet. Die marokkanische Soziologin Fatima Mernissi handelt in »Geschlecht – Ideologie – Islam« vom Widerstand der Eltern gegen Liebesehen ihrer Kinder, sie fragt, ob die eheliche Liebe als Gefahr für die Grundfesten der islamischen Familie angesehen wird, die Sexualität im Idealfall integriert, »die persönliche Liebe zwischen den Eheleuten jedoch ausschließt« (München 1987, 104f.). Deformationen, die den Männern durch Zuschreibung einer Allmacht zugefügt werden, beschreibt Nawal psychologisch: bereits der Knabe kann dem Bild, das ihm von sich als männlichem Wesen (nicht als Individuum) suggeriert wird, nicht entsprechen, so bildet sich ein Inferioritätskomplex, der durch sadistisches und aggressives Verhalten kompensiert wird.

In »Tschador« hat die Wissenschaftlerin aus der »Dritten Welt« in zwei Richtungen Position zu beziehen, gegen die Rückständigkeit in arabischen Ländern (auch da ist zu differenzieren – in Tunesien zum Beispiel ist Schwangerschaftsabbruch erlaubt) und gegen das, was man westliche Borniertheit nennen könnte. »Nur die arabischen Frauen selbst können Theorien, Vorstellungen, Kampf-formen entwickeln, die nötig sind, um sie aus jeder Art von Unterdrückung zu befreien.« (XVII) Nicht selten ist kultureller Hochmut gegenüber Entwicklungsländern abzuwehren. Dazu gehört die Entrüstung westlicher Frauenorganisationen über Klitorisamputationen (die auch Nawal verurteilt) als Beweis, daß die Unterdrückung der Frauen in arabischen Ländern unvergleichlich ist. Nawal kontert mit Sigmund Freud:

»Die europäischen und amerikanischen Frauen müssen zwar keine Klitorisamputation erdulden, aber sie sind auch Opfer einer Art Beschneidung: im sittlichen und psychologischen Bereich. Das berühmteste Beispiel für diese Form seelisch-körperlicher Beschneidung hat vielleicht Sigmund Freud mit seinen Theorien über die weibliche Psyche geliefert.« (Ebd., XVI)

Sie rekapituliert Freuds Auffassungen, nach denen die Klitoris eine Schwundform des Penis ist, die klitorisorientierte Sexualität als kindliche Entwicklungsphase gilt, die bei der gesunden Frau in die Vagina verlagert ist. Das paßt auch jenen, die auf der Einheit von Geschlechtsverkehr und Kinderzeugen bestanden oder bestehen. – Erörterungen über Erregungsintensitäten an primären Geschlechtsmerkmalen klingen leicht wie Fachwissenschaft – die Experten sind davon nicht betroffen, die Laien wissen nicht, was sie tun. Aber hier ist nicht nur von biologischen Sachverhalten, sondern auch von kulturellen Vorgängen die Rede, wenn wir auch kaum Worte dafür haben. Klitoris – dieses einmalige Organ, nur Frauen eigen, allein existent für das große, Leib und Seele erschütternde Gefühl – in europäischen Ländern war es eben noch durch Theorie-Aufwand tabuisiert, in arabischen Ländern steht der Wiedergewinn seiner Mächtigkeit an, ein unspektakulärer Befreiungsvorgang auf der Tagesordnung der Menschen. In einem populärwissenschaftlichen Buch aus der DDR, das auch

Befragungen zitiert – »Liebe und Sexualität bis 30«, Berlin 1984 – berichten junge Leute, daß für das Einander-Gut tun das Wissen um den Punkt des hohen Lustgewinns in ihrer sexuellen Praxis die gebührende Rolle spielt – ein leiser kultureller Fortschritt. Noch leben die Mütter- und die Töchter-Generationen gleichzeitig, von denen sich die einen pflichtgetreu bereitlegten, wenn der Mann pfiß, die anderen nicht mehr bereit sind, auf ihre eigene Freude (auf Lust, Vergnügen, Befriedigung) bei der geschlechtlichen Vereinigung zu verzichten. Freilich sind Fortschritte durch Rückschritte gefährdet – ich lebe nun ohne Ortsveränderung in einem Land, in dem Verhütungsmittel nicht mehr kostenlos sind und Schwangerschaftsunterbrechung nicht mehr allein Sache der Frau ist. Dazu gehört vermarktete Sexualität als kulturelle Deformation, die offenbar arabische Autorinnen meinen, wenn sie sich von westlicher Modernität und ihren Einbrüchen in die eigenen Länder distanzieren.

Nawal el Saadawi hat »Tschador« geschrieben, als es noch einen Gegner und Feind des Imperialismus gab namens Sozialismus, und damit die Idee einer Alternative. Schließlich waren an beiden Systemen gleiche schlimme Symptome auszumachen, und das, was sich sozialistisch nannte, hat verloren. Die unerträglichen Zustände, aus denen wir uns eine Aussicht verschaffen wollten, halten an. War Nawals Zuversicht, daß diese Zustände veränderbar sind, aus einer trüben Quelle gespeist? – Sie hatte damals keine Illusionen über Machtstrukturen:

»Häufig zeigt sich jedoch, daß nachrevolutionäre Regierungen – ob demokratisch, national oder sozialistisch – sobald sie ihre Macht gesichert haben, nicht sonderlich daran interessiert sind, den gesellschaftlichen Status der Frauen entscheidend zu verbessern. Bei sozialistischen Regimes in Osteuropa läßt sich das ebenso beobachten wie in Algerien nach dem Unabhängigkeitskrieg oder in Ländern wie Nordkorea, China oder Vietnam.« (Ebd., XIII)

Dem Programm einer Partei wollte sie nie verpflichtet sein; die ägyptische Sektion der arabischen Frauenliga wurde gerade verboten. Nasser, Sadat, Mubarak – ob sich mehr Vergleichbares an Erschütterungen durch Systemwechsel in der Biografie der Frau in Ägypten und der Frauen in Deutschland ausmachen ließe, als es auf den ersten Blick scheint? Woher bezieht sie ihre Zuversicht, ihre Kraft? Sie sagte 1990:

»Aber ich bin überzeugt, daß der Kapitalismus als Klassengesellschaft perspektivisch doch überwunden wird. (...) Was wir brauchen, ist Selbstvertrauen in unsere eigene Kraft, ein starker Wille, mit Würde zu leben und die Zuversicht, daß die Gesellschaft im menschlichen Sinn zu verändern ist.« (*Utopie kreativ*, 47)

III.

»Firdaus – eine Frau am Punkt Null« (München 1984 [Ich spucke auf euch] und Weimar 1985) – in der kurzen Einleitung wird eine Ärztin, die in einem Frauengefängnis Untersuchungen macht, von einer Frau abgewiesen, die wegen Mord ihre Hinrichtung erwartet. Für die Wärterin ist die Frau Opfer einer anonymen Macht, »die«. Der Gefängnisarzt traut ihr den Mord nicht zu, weil sie so sanft ist. »Wer behauptet denn«, fragt die Ärztin, »daß Mord keine Sanftheit erfordert?« (6) – ein Vorgriff auf das, was kommen wird, als Firdaus sie rufen läßt, nicht zum Sprechen, nicht zum Fragen – zum Zuhören.

Den Ort lernte Nawal el Saadawi kennen, als sie über »Frauen und Neurose« forschte, später war sie dort selber Gefangene:

»In El Qanatir, am Stadtrand von Kairo, inmitten blühender Gärten und üppiger grüner Felder gibt es für diese Frauen ein besonderes Gefängnis – ein häßliches, niedriges Gebäude aus gelben Ziegeln mit langen Reihen schmaler, vergitterter Fenster. (...) All die Frauen, die ich dort fand und mit denen ich sprach, waren Ausgestoßene: unterdrückte, kranke Straßendirnen und viele andere namenlose und bemitleidenswerte Opfer der Klassengesellschaft und des Patriarchats.« (»Tschador – Frauen im Islam«, 172)

Macht es die schlimmen Erzählungen noch schlimmer, wenn man weiß, daß sie nicht erfunden zu werden brauchten? Ist es für die Erzählerin leichter, wenn sie einfach aus dem Leben schildern kann? Berührt uns Schlimmes anders, wenn es vom Realen zum Surrealen abhebt? Die Deformation eines Gregor Samsa in ein hilfloses Weichtier (Kafka) anders als der Gewinn von Menschenwürde der Firdaus durch einen Mord? Vielleicht erhöht die Substanz des Wirklichen die Möglichkeit zur Identifikation, die Verpflichtung, Firdaus als Zeitgenossin zu begreifen.

Firdaus erzählt ihr Leben: Sie kam in einer armen Hütte zur Welt und hat überlebt, obwohl dort die Kinder sterben wie die Küken. Ist eins tot und die Frau meldet es dem Mann am Ende des Tages, ißt er Abendbrot wie immer, war es ein Knabe, dann schlägt er sie vorher. Nachdem eine Frau dem Mädchen ein Stück Fleisch zwischen den Schenkeln herausgeschnitten hat, darf sie nicht mehr außerhalb des Hauses arbeiten. Hinter der Zeitung sitzt der Onkel, ruft sie, seine Hand macht sich an ihren Schenkeln zu schaffen, er bringt ihr Lesen und Schreiben bei. Der Onkel ist Student; als die Eltern tot sind, nimmt er die Kleine mit nach Kairo. Er läßt sie zur Schule gehn, sie führt ihm den Haushalt.

In der Nacht der Feier ihres Grundschulabschlusses ereignet sich das Wunderbare, Unerklärliche, das die Arglosigkeit des Zusammenlebens beendet. Der Onkel heiratet – die Tochter seines Professors –, die Verwandte kommt ins Internat der Oberschule. Als Zweitbeste besteht sie die Abschlußprüfung; nun muß sie zurück ins Haus des Onkels. Wand an Wand mit dem Ehepaar, hört sie, wie die Frau ihren »Gebieten« bestimmt, Firdaus zu verheiraten – an einen Verwandten gegen ein anständiges Brautgeld, der ist sechzig, Witwer und hat einen Körperschaden. Da packt Firdaus Reifezeugnis und Nachthemd in eine Tasche und schleicht sich auf die Straße. Sie war ahnungslos, daß das ein Unort ist für eine Frau. Von den zwei Möglichkeiten, die ihr beide das Menschsein verweigern, wählt sie die Ehe: Der Mann mit dem eiternden Kinn gebraucht sie, schlägt sie, läßt sie hungern. Sie entkommt. Wieder die Straße. Als einer ihr Herberge gibt, glaubt sie an Hilfe. Sie wird schließlich gehalten als Loch, dessen Zubehör man in Kauf nimmt. Sie fühlt in der Dunkelheit, daß ihr Besitzer einen andern auf sie läßt. Noch einmal gelingt ihr die Flucht. Eine reiche Prostituierte nimmt sich ihrer an. Sharifa lehrt Firdaus, daß sie schön ist, jung, gebildet – kein wertloses Stück Mensch. Sie will Firdaus auch lehren, daß man hart und grausam sein muß, um zu leben, doch noch hat das Mädchen dafür kein Gehör. Sie arbeitet für Sharifa, die kassiert. Als ein Kunde einmal nicht die Frage stellt, ob sie Lust empfinde, sondern ob es sie schmerze, geht ihr das nahe. Sie verläßt Sharifas Luxuswohnung. Diesmal nimmt sie Selbstbewußtsein mit auf die Straße. Aber das schützt sie nicht. Mit der Zehn-Pfund-Note, mit der ein Reicher sie aus einem Bett entläßt, macht sie eine neue Erfahrung: Mit Geld kann man selbst als

Frau alles bekommen, was man will. Sie wird im Restaurant bedient, keiner zählt ihr die Bissen nach. Der Kellner, der aus den Augenwinkeln heimlich nach dem Geld schielt, erinnert sie an die alten Männer beim Gebet, deren einer ihr Vater war: genauso schielten sie nach ihrem Schoß – die beiden Objekte der doppelten Moral.

Firdaus wird Prostituierte auf eigene Kosten. Die Männer wie immer: sie spürt von ihnen das Gewicht und ist erleichtert, wenn sie aufstehen. Nur daß es jetzt welche mit sauberen Fingernägeln sind. Außer der obligaten Frage nach der Lust sind die Beziehungen stumm. Als einer kommt und sie um ein Gespräch bittet, kann sie gerade noch sagen, daß er trotzdem zahlen muß, sonst ist sie wehrlos. In einem ironischen Geplänkel vergleicht er ihren »Notdienst« mit dem von Ärzten, nur daß die Achtung in Anspruch nehmen können und sie nicht. Firdaus ist getroffen und ändert ihr Leben.

Sie findet Anstellung im Vorzimmer eines Konzernchefs. Wohnen in einem engen, tristen Zimmer, morgens eine Schlange vor dem Gemeinschaftsbad, im überfüllten Bus die Männer, die ihr Geschlechtsteil an ihren Leib drücken. Im Betrieb lehnt sie Einladungen zum Kaffeetrinken ab. Das können sich ihre Kolleginnen nicht leisten: »Jetzt verstand ich, daß wir alle Prostituierte waren, die sich zu unterschiedlichen Preisen verkaufen, und daß es besser war, eine teure Prostituierte zu sein als eine billige.« (Firdaus, 96) Bevor Firdaus aus dieser Erkenntnis Konsequenzen zieht, fällt sie in Liebe.

Ein rätselhafter Vorgang – schon einmal hatte es Firdaus erlebt. Sie erzählt fast mit denselben Worten wie damals, mit der Lehrerin. Am Ende des Tages in einem dunklen Garten – eine, einer nähert sich. Die beiden Menschen sind sich plötzlich wortlos nahe, daß erst dem einen, dann dem anderen die Tränen des Lebens aus den Augen laufen; jeder fragt den anderen, ob er weine, jeder verneint. Firdaus sagt als Schülerin wie als Frau, die die Straße erlebt hat: »In meinem Leben ist mir nichts Besonderes geschehen.« (Ebd.) Beide Male wird Firdaus angezogen von den Augen des anderen Menschen, Frau oder Mann, sichtbar in der Dunkelheit, die sich unter ihrem Blick erdengroß zu weiten scheinen wie einst die Augen der Mutter für das Kind.

Es ist Ibrahim, Angestellter im Betrieb. Er hatte auf Arbeiterversammlungen über Gerechtigkeit gesprochen, man wählte ihn zum Vorsitzenden eines Revolutionsausschusses, Firdaus arbeitet dort mit. Schüchtern hatten sie sich verabredet, »über alles geredet«. Solch Gespräch über sich selber ist eine Einmaligkeit in Firdaus' Lebensbericht. Beim dritten hat Ibrahim sie in sein Haus mitgenommen, und »als alles gesagt war ... gaben wir uns einander in einer leidenschaftlichen Umarmung hin« (ebd., 102).

Von nun an ist alles anders. Selbst auf die Schlange morgens vor dem Bad fällt der große Glanz. »Mein Körper war wie eine Feder, und ich konnte den ganzen Tag arbeiten, ohne zu ermüden.« (Ebd.) Über die Zunahme von Kräften aus Liebesnächten redet eine Frau eigentlich nicht, Männer prahlen gern mit ihrer Müdigkeit. Alle sehen Firdaus die Veränderung an, und als eine Kollegin sie fragt, spricht sie von ihrer Liebe. Da wird sie bedauert, weil sie daran glaube, an die Liebeserklärungen der Männer und an ihre Erklärungen auf den Versammlungen. Einmal scheint es Firdaus, als sei etwas Fremdes in den Augen

Ibrahims. An dem Tag hört sie, wie Kollegen ihm gratulieren zur Verlobung mit der Tochter des Präsidenten, und sie sprechen über seine glänzende Zukunft.

Die Kraft zu der bedingungslosen Liebe einer Frau war durch all ihre Erniedrigungen unangetastet geblieben; als Firdaus' Liebe gebraucht wird, gewinnt sie ihre Menschenwürde zurück:

»... in der Liebe gab ich freiwillig meinen Körper und meine Seele, meinen Verstand und alle Kraft, die ich aufbringen konnte ..., in der Liebe gab ich alles: meine Fähigkeiten, meine Mühen, meine Gefühle, meine tiefsten Empfindungen. Wie eine Heilige gab ich alles, was ich hatte, ohne die Folgen zu bedenken. Ich wollte nichts, überhaupt nichts, eine Sache ausgenommen: durch Liebe erlöst werden von allem, wieder zu mir finden, zu meinem Ich, das ich verloren hatte. Ich wollte ein Mensch werden, über den man nicht die Nase rümpft, der nicht verachtet, sondern respektiert und geschätzt wurde, dem man das Gefühl gab, jemand zu sein.« (Ebd., 106f.)

Nachdem Ibrahim seine Karriere-Entscheidung getroffen hatte, sagte sich Firdaus, es sei besser, eine erfolgreiche Prostituierte zu sein als eine betrogene Heilige. In der Tat wird sie bald berühmt. Die Polizei erscheint nur, um ihre patriotische Pflicht einzufordern – sie hatte einen Staatsgast abgelehnt. Das kann sie sich gelegentlich leisten, dadurch steigt ihr Preis: »Ein Mann erträgt es nicht, von einer Frau abgelehnt zu werden, weil er sich tief im Innern selbst ablehnt.« (Ebd., 110f.) Firdaus glaubt, den Männern nun entkommen zu sein – denen, die sie verachten, wie denen, die sie retten wollen. Da kommt ein Zuhälter, der stärker ist. Er will an den hohen Tarif, der ihr Freiheit verschafft. Die muß sie jetzt mit dem Leben bezahlen. Zuvor muß sie ihn töten. Einmal erblickt sie Angst in seinen Augen – die Angst eines Herren vor seinem Sklaven. Da verliert sie die ihre, stößt zu mit dem Messer und meldet sich bei der Polizei.

Der Punkt Null – ein hilfloses Wort für den inneren wie äußeren Ort, an dem sich Firdaus befindet. Der Ort vor dem Galgen. Das Angebot des Gefängnisarztes, beim Präsidenten Begnadigung zu erwirken, weist sie mit höhnischer Bitterkeit ab. Der Ärztin sagt sie: »Diese Reise ins Nirgendwo erfüllt mich mit Stolz. Mein ganzes Leben habe ich etwas gesucht, das mich mit Stolz erfüllen und mir das Gefühl geben würde, den andern überlegen zu sein, selbst Königen, Prinzen und Herrschern.« (Ebd., 126)

Was aber hat es mit Firdaus' Sanftheit auf sich, wovon ist hier die Rede? Könnte es der Gegenpol von Aggressivität sein? Von ihr reden Firdaus wie Nawal. Bei beiden ist es ein männliches Attribut, eine Komponente der Macht, politischer oder sexueller. Nawal schreibt mit Hinweis auf pseudowissenschaftliche Behauptungen, die Frauendiskriminierung legitimieren sollen:

»Zu dieser Art von 'Erkenntnissen' gehört auch die Vorstellung, der Mann sei 'von Natur aus' aggressiv, und die Kriege seien auf die natürliche Aggressionslust als Teil seiner Psyche, auf ein 'Aggressionszentrum' in seinem Gehirn zurückzuführen. Auf diese Weise soll den Menschen eingeredet werden, der Krieg sei Ausdruck der unwandelbaren Menschennatur und der biologischen Gesetzmäßigkeiten; man könne ihn folglich nicht verhindern, solange es Menschen gebe.« (Tschador, 83)

Aus der Erzählung von Firdaus ragen wie zwei Erhebungen die Begegnungen mit dem anderen Einsamen, dem Mitmenschen, Frau oder Mann, leichter zu beschreiben als zu verstehen:

»Meine Augen hielten ihre/seine Augen fest. Ich nahm ihre/seine Hand und legte sie in meine. Die Berührung unserer Hände löste ein seltsames, unerwartetes Gefühl aus, das meinen Körper erzittern ließ von ferner, tiefer Lust, die älter war als das Alter erinnerten Lebens, tiefer als das Bewußtsein, das ich die ganze Zeit in mir getragen hatte. Ich empfand es irgendwo in meinem Ich, wie einen Teil, der mit mir geboren war, als ich geboren wurde, aber nicht mit mir gewachsen ist, als ich wuchs. Oder wie etwas, was ich gekannt hatte, bevor ich geboren wurde, und das ich zurückgelassen hatte.« (Firdaus, 36, 97)

Vielleicht ist da von der Geburt der Sanftheit die Rede, eine heimliche Kunde aus nicht mehr denklichen Zeiten in reicher Landschaft mit hohem Wissen und großer Kunst, als in dieser Region auch eine frühe, menschenwürdige Liebeskultur entstanden war. Ist die Sanftheit verbunden mit einer in der Spanne von der Vorzeit bis in die Zukunft liegenden Gewißheit, daß jener Reiz, dessen Befriedigung der Fortpflanzung dient, bei der Gattung Mensch zu etwas Einmaligem wird, Anfang und Ende dessen, was wir verlegen Menschlichkeit nennen? Ob es den Frauen, die Opfer der Aggressivität waren, gelingt, den Menschen die Sanftheit zurückzugeben?

Der Lebensbericht der Firdaus ist von einer Härte, die nicht einmal Erbarmen kennt, er ist von brennendem Zorn. Soll ich melden, daß auch der Zorn die menschlichen Züge entstellt? Ich denke eher, daß dem Impuls zu Veränderung ohne das Äußerste die nötige Kraft fehlen könnte. Mindestens eine von uns, die wir Veränderung wollen, muß es aufbringen, denn wir sind auch auf die Gleichgültigen, Lauen, Opportunistischen angewiesen.

IV.

Ich gebe meine Neigung zu lyrischer Berichterstattung über »Firdaus« zu – eine Charakteristik dieser Prosa als Dichtung wäre irreführend. Doch für die neueste Arbeit, »Der Sturz des Imam«, ist sie angebracht. Doris Lessing schrieb:

»Diese Erzählung gleicht keiner mir bekannten: sie ist wie ein Gedicht, eine Ballade der Trauer. Ihre Sprache ist die rhythmischer Wehklagen, in hypnotisierenden Wiederholungen kreist sie um den Augenblick, als eine Frau im Namen des Glaubens von Männern getötet wird, die sie mißbraucht haben.«

Nawal nennt den »Sturz des Imam« einen Roman; es ist ihre bisher ausgreifendste Arbeit: Hier kommt die Totalität einer islamischen Gesellschaft in die Optik, ihre unterste Sphäre wie ihre oberste. Bei dem Lebensbericht der Firdaus ist sie die »Heldin«, steht im Zentrum und bestimmt den Radius des Mitgeteilten; es gibt nur eine Erzählperspektive. Firdaus erzählt nicht nur ihr Leben, sondern sie reflektiert auch darüber. So entsteht eine Spannung aus dem Reichtum ihrer Persönlichkeit und ihrer armseligen Existenz. Die Schriftstellerin Nawal el Saadawi kann zurückhaltend sein – bis auf die beiden sich wiederholenden Erzählungen über die rätselhaft-geheimnisvollen Begegnungen mit dem Mitmenschen, der Frau und dem Mann. Deren Struktur, hier eine Ausnahme, wurde bei »Der Sturz des Imam« prägend. In diesem Buch geht es zu wie im Traum, in dem man sich frei durch Räume und Zeiten bewegt, die Figuren verwandeln sich, eine ist auch die andere, Lebende sind tot, Tote lebendig, gewohnter Alltag erscheint in irrealen Licht, Wirkliches geht bruchlos in Phantastisches über. Müheloser Wechsel von Objektivem zu Subjektivem verweist auf Identisches von beidem. Diese

Ballade der Trauer wird von Groteskem, von bitterem Sarkasmus grundiert, die Wiederholungen dienen den vielen Seiten eines Vorgangs oder einer Person, es könnte sein, daß sie öfter über das Wirkliche hinausgehen und erst beim Möglichen halten.

Vom Tod der jungen Frau gibt es eine Akte, in der steht: Selbstmord, also schuldig. Das nächste Mal gibt es einen Richter, der spricht ein Todesurteil – für drei Verbrechen: Verschwörung, Ketzerei, Ehrverletzung. Sie wird erstochen, erschossen, gesteinigt. Männer binden sie mit Hanfstricken und wägen die Steine, die sie auf sie werfen werden, um den Teufel zu treffen – ein Vorgang, der sich auch gegenwärtig im Namen Allahs ereignet. Männer laufen lichtscheu im Dunkeln hinter ihr her, sie tragen Uniformen und Nagelstiefel – ein Vorgang, der sich ebenfalls gegenwärtig in wessen Namen auch immer überall auf der Welt ereignet. In einem Nachwort berichtet Nawal el Saadawi, seit wann und wie die Geschichte und ihre Figuren sie verfolgt haben. Der Name der jungen Frau, Bint Allah – das ist: Tochter Allahs – habe ihr schlaflose Nächte bereitet:

»Ich suchte nach einem anderen Namen für diese Figur; ihr Name schien mir ein Übergriff, ein Mißbrauch des Allerheiligsten.« Aber sie konnte ihn nicht ändern: »Überdies hatte man sie immer so genannt, seit ihrer Geburt bis zu ihrer Steinigung. Dann kam der Tag, an dem ich sie fand, leblos, mit dem Gesicht nach unten, auf Sand und Steinen.« (»Der Sturz des Imam«, 188)

Die Herkunft Bint Allahs im Roman: das Waisenhaus. Die Mutter: dienend im Freudenhaus; der Vater wie der Liebhaber ist der Imam, weltlicher und geistlicher Machthaber. Auch der Imam stirbt – während des Jubels der Massen beim Großen Fest auf der Tribüne, auf der, von allen unbemerkt, jetzt ein anderer steht, vom Toten nicht zu unterscheiden. Wie Bint Allah die eine ist und alle zugleich, so ist auch der Imam Individuum und Institution. Seine Herrschaft funktioniert wie andere Herrschaften auch. An seiner Seite hat er den Sicherheitschef, den Großen Schriftsteller, der gegebenenfalls die kulturellen Traditionen wahrt, den Führer der offiziellen Opposition, die für ein demokratisches Image sorgt. Die eine Partei heißt Hizb Allah, die andere Hizb Al Shaitan. Europäer, wenn sie von Hizbollah lesen, mögen das für einen ihnen unverständlichen Namen einer politischen Gruppierung im Libanon halten. Sie führt aber den Namen »Partei Gottes«; Nawal el Saadawi erlebte in dem kriegserschütterten Land, wie auf jede Bombe der Partei Gottes mit einer Bombe der Partei Satans geantwortet wurde.

Der Imam hat nicht sein Amt, weil er der Beste und Heiligste ist (heilig ist in anderen Kulturen durch Passendes zu ersetzen), sondern weil er das Amt hat, ist er der Beste und Heiligste. Er hat aber auch Züge einer konkreten Biographie. Der Große Schriftsteller, der Führer der Opposition saßen auf der gleichen Schulbank wie er, gute Schüler aus gutem Haus, er aber hatte ein Loch in der Hose, war hungrig und dumm und brauchte den anderen zum Vorsagen. Diese »Würdenträger« hören im Unterschied zu den jubelnden Massen, wie er sich stotternd durch seine Rede bewegt. Nach den Amtsgeschäften klopfen sie sich bei Alkohol gegenseitig auf die Schenkel und erinnern sich, wie sie das gleiche Mädchen »gevägelt« haben. Die jeweiligen rechtmäßigen Gattinnen sind Karrierefrauen oder nicht, sie wechseln die Männer oder nicht. Von Nawal werden auf sanfte Weise andauernd Absurditäten des Normalen bloßgestellt.

Wie kommt der Imam zu Tode? Einesteils ist es unwichtig, weil er austauschbar ist. Andernteils betrifft es die moralisch-politische Dimension des Buches. Bei Anlässen wie dem Großen Fest ist mit Attentaten zu rechnen; der Imam sieht einen möglichen Mann, der Sicherheitschef hat ein Mädchen im Visier, Hure und Tochter einer Hure, nach seiner Erkenntnis. Die Suggestion, Bint Allah könnte das Ende des Imams verursacht haben, betrifft den Mann wie die Institution. Daß Macht gestürzt werden kann, ist die Überzeugung, mit der die Schriftstellerin an die Arbeit geht. Der Mann, um dessen physischen Tod es geht, äußert einmal: das Mädchen nicht, er sei ja ihr Vater, den könne sie nicht töten, weil sie ihn liebe. Im Kapitel mit der ironischen Überschrift »Lebendiges Kulturerbe« gibt der gelangweilte und durch Impotenz irritierte Imam wie der König Schahrijar seinem Wesir, nein: Sicherheitschef, den Auftrag ihm eine Sklavin zu beschaffen. Eine mit den Eigenschaften, die der Imam verlangt, ist teuer. Der Sicherheitschef nimmt neunzigtausend Dinar aus der leeren Staatskasse, macht sich auf die Suche und kommt zurück mit Bint Allah. Real und unreal gipfelt diese Begegnung nach dem Beispiel des Königs aus »Tausendundeiner Nacht«, von seiner Gattin mit einem schwarzen Sklaven hintergangen, in einem Gespräch über die Liebe. Die habe die Frau des Königs bei dem Sklaven gefunden, sagt Bint Allah. Da prahlt der Imam mit der Größe seiner Liebe, die für sein ganzes Volk ausreiche – die Attitüde des Machthabers im Schlafzimmer. Darauf sagt die Frau: »Dann ist für niemand Platz in deinem Herzen.« (Ebd., 130)

Da ist der Moment der größten verbalen Nähe zu dem, wovon das Buch handelt – nein, so kann man nicht sagen, eine Dichtung solcher Art »handelt« nicht. Sie verschafft vielleicht »bewußtes Empfinden« – ein Ausdruck Nawals. Nämlich davon, daß die Unfähigkeit zu individueller, gleichberechtigter Liebe mit der Unfähigkeit zu sozialer und politischer Gleichberechtigung in Wechselwirkung steht. Der Ranghöchste spricht es aus: er verlangt eine Frau, die nichts weiter ist als gestaltloser Körper und Mutterschoß. Aber die Männer haben eine Sehnsucht, die vielleicht warten muß, bis sie tot sind und ein wenig menschlich. Um ihre lebendige Leiche sind die Frauen, die Menschen sind, versammelt: die letzte Gattin, ein Fehlgriff, denn sie senkte die Augen nicht und las Bücher, Bint Allah, die uneheliche Tochter, ihre Mutter Gawaher, die Geliebte von allen – drei ohne Angst, sich zu entblößen und bereit, sich die Hände zu geben.

Nawal el Saadawi ist es gelungen, das Tödliche der Trennung von Individuellem und Gesellschaftlichem ins Bild zu setzen. Bei der Darstellung von Herrschaftssicherung durch Ideologie geht sie bis zum Äußersten. Die beiden Religionen Christentum wie Islam, zu diesem Zweck gebraucht, bieten ihr Motive. Bint Allah, die nicht lesen und schreiben kann, tritt den doppelzüngigen Männern mit der Einfachheit des gesunden Menschenverstandes entgegen, aber auch mit dem Wörtlichnehmen von Gottes Liebe. Mit ihr suggeriert Nawal, es hätte die Jungfrau durch ihre Liebe zu Gott auch ein Mädchen empfangen und gebären können, nicht Gottes Sohn, sondern Gottes Tochter. Aus dem Fundus der Vorstellungen, mit denen ein Teil der Menschheit seit einigen hundert Jahren lebt, provoziert sie ein neues Bild, verfremdet das Alte und schafft so eine kühne Freiheit des Denkens und Fühlens. Es gelingt ihr ein Bogen vom schmutzig-drückenden Dunkel des Waisenhauses über das Lächerliche von Herrschafts-

repräsentation und verantwortungsloser Mordlust bis zu utopischer Schönheit: »Sie breitet ihre Arme aus, umarmt die Welt und schreitet über die Erde, der Rhythmus ihrer Schritte ist Musik« (ebd., 180). »Groß und schwarz sind ihre Augen, groß und schwarz genug für alles Wunderbare dieser Welt.« (Ebd., 75)

Internationale Peter-Weiss-Gesellschaft (IPWG)

Das Werk von Peter Weiss, insbesondere die *Ästhetik des Widerstands*, hat sich längst über die Grenzen der literarischen Institutionen hinaus eine eigene Öffentlichkeit geschaffen und auf ästhetischem und politischem Feld blockübergreifend und dialogfördernd gewirkt; das belegt eindrucksvoll die zweibändige Dokumentation der Peter-Weiss-Tage in Hamburg 1988 unter dem Titel *Ästhetik Revolte Widerstand*. Von dieser Veranstaltung gingen Impulse zum Wiederlesen, Weiterdenken und vor allem auch zu weiteren Taten aus, die im April 1989 in der Gründung der IPWG konkrete Formen annahmen. Seitdem hat die Gesellschaft in Frankfurt, Salzburg, Birnau, Zürich, Berlin und Stockholm Tagungen und Veranstaltungen durchgeführt und mit dem Festival Avantgarde-Film im November 1991 in Potsdam des 75. Geburtstages von Weiss gedacht.

Die IPWG hat sich nicht nur die Aufgaben üblicher DichterInnengesellschaften gestellt, also die Förderung von Editionsprojekten, künstlerischen Interpretationen, Bildungsveranstaltungen, wissenschaftlichen Forschungen und Tagungen, die dem Werk des Malers, Filmemachers und Schriftstellers gelten. Ihre Funktion soll vor allem darin liegen, Kulturen verschiedener Länder und sozialer Gruppen in der Perspektive einer Ästhetik des Widerstands miteinander zu verbinden. Die Gesellschaft hat sich für die Zukunft ein umfangreiches Programm vorgenommen. Sie will Tagungen in Paris, Hannover, Moskau und Brüssel durchführen. Zum zehnten Todestag von Peter Weiss am 10. Mai erschien soeben das in Zusammenarbeit mit der IPWG entstandene *Peter-Weiss-Jahrbuch* (Hrsg.: Rainer Koch, Martin Rector, Rainer Rother und Jochen Vogt), das ein Forum für die auf Weiss sich beziehenden Forschungsarbeiten bieten will. Ebenfalls im Mai ist Nr. 5 der *Notizblätter*, des Mitteilungsblattes der IPWG erschienen. Ein Schwerpunkt künftiger Arbeit – z.B. die Initiative einer Stiftung für Kunst und Politik – wird in Potsdam (die Geburtsstadt von Peter Weiss) und dem Land Brandenburg liegen.

Bisher hat die IPWG 350 Mitglieder aus 16 Ländern. Sie hat die Chance, zu einer (kultur-)politisch breit angelegten Institution zu werden, die versucht, Kunst, Widerstand und Politik im deutschsprachigen Raum, in Schweden und in anderen Ländern in der Tradition von Peter Weiss, aber auch über ihn hinausgehend, zu verbinden. Sie ist jedem offen, der sich – wie widersprüchlich auch immer – dem Werk von Peter Weiss und der Arbeit an einer Kunst und Politik in humanistischer Perspektive verbunden fühlt.

Kontaktadresse für weitere Informationen und den Bezug der angegebenen Schriften: Ulrich Schreiber, Roonstraße 8, 2000 Hamburg 20, Tel. 040/46 22 60

Heide Mertens

Wunschkind. Natur, Vernunft und Politik

1991 - 250 S. - DM 38,00 - ISBN 3-924550-60-3

In vier großen Kapiteln geht die Autorin der Geschichte der Bevölkerungsdebatte seit der Aufklärung, den gesellschaftliche variablen Ordnungen von Zeugen und Gebären, den staatlichen pro- und antinatalistischen Familienpolitiken und den angesichts von Humangenetik und Pränataldiagnostik neuen Möglichkeiten geplanter Elternschaft nach. Ihr Buch ist ein Plädoyer für mehr Selbstbestimmung der Frauen über den eigenen Körper und mehr gesellschaftliche Verantwortung für die Kinder. Es soll neue wissenschaftliche wie politische Perspektiven eröffnen.

Barbara Böttger

Das Recht auf Gleichheit und Differenz

Elisabeth Selbert und der Kampf der Frauen um Art.3.2 Grundgesetz.

Mit einem Vorwort von Ute Gerhard

1990 - 311 S. - DM 39,80 - ISBN 3-924550-44-1

Barbara Böttger beleuchtet die Geschichte und die Auseinandersetzungen um den Gleichberechtigungssatz (Artikel 3.2) im Grundgesetz. Zum anderen erzählt Elisabeth Selbert, eine der "Mütter des Grundgesetzes", hier erstmals ihre Lebensgeschichte. Diese Zusammenschau bietet eine neue und fundierte Darstellung eines Angelpunktes auch heutiger Frauenbewegung.

"Barbara Böttger hat...eine Lücke geschlossen....sehr gut lesbar"

Das Argument

Logie Barrow, Dorothea Schmidt, Jutta Schwarzkopf (Hrsg.)

Nichts als Unterdrückung?

Geschlecht und Klasse in der englischen Sozialgeschichte

Beiträge von U.Frevert, C.Cockburn, L.Davidoff, S.Alexander, E.Rosenhaft u.a.
1991 - 280 S. - DM 39,80 - ISBN 3-924550-51-4

"In der Fülle der angesprochenen Themen und theoretischen Ansätze stellt der vorliegende Sammelband nicht nur eine empfehlenswerte spannende und hochinteressante Leseprobe englischer feministischer Geschichtsschreibung dar, sondern schärft den Blick für neue Wege und mögliche Defizite innerhalb der deutschen (feministischen) Geschichtsschreibung."

Dagmar Freist - Frankfurter Rundschau

Monika Rosenbaum

Frauenarbeit und Frauenalltag in der Sowjetunion

1991 - 130 S. - DM 19,80 - ISBN 3-924550-59-X

Erstaunliche Ergebnisse anhand einer Analyse von bisher für die westliche Forschung schwer zugänglichem Quellenmaterial und von Gesprächen mit sowjetischen Frauen.

Gesamtverzeichnisse beim Verlag: 4400 Münster -
Dorotheenstr. 26a - Tel. 0251 / 6086080

Jana Gohrisch

Im Schnittpunkt der Kulturen: Lyrik schwarzer Frauen in Großbritannien

Bereits der Titel des Aufsatzes umgreift mit der bis heute nachwirkenden kolonialen Vergangenheit Großbritanniens ein Phänomen, das sich seit den siebziger Jahren verstärkt auch in der in Großbritannien geschriebenen und veröffentlichten Literatur niederschlägt. Im Vergleich zum 19. und frühen 20. Jahrhundert sind es heute nicht mehr nur die männlichen Vertreter der Kolonialmacht, die sich (kritisch) zu Wort melden (vgl. Joseph Conrad, E.M. Forster, Rider Haggard, Rudyard Kipling, Paul Scott), sondern die einstmals Kolonisierten selbst, die ihre Sichtweisen und Interessen ausdrücken.

Innerhalb oder außerhalb des »Mutterlandes« zum einen von der englischen Kultur geprägt, verfügen sie zum anderen über einen »familiären oder kulturellen Hintergrund, der nicht oder nicht ausschließlich westlich, weiß, europäisch« ist (Schultz, 45). 1982 waren von der 56 Millionen zählenden Landesbevölkerung 2,2 Millionen (d.h. ca. 4 %) Farbige (vgl. Jackson, 26). 71 Prozent von ihnen entstammen mit einer Vielzahl von Sprachen, Kulturen, Religionen vom indischen Subkontinent¹, während 29 Prozent von den englischsprachigen Inseln der Karibik und aus Guyana kommen (ebd.). Sie wanderten in den fünfziger und sechziger Jahren als britische Staatsbürger nach Großbritannien ein und konzentrieren sich noch heute auf die »inner cities« der Großstädte Nord- und Mittelenglands sowie Londons, deren prosperierende Nachkriegsindustrien sie einst als billige Arbeitskräfte willkommen hießen (vgl. Ramdin, 187f.). Mit dem Niedergang von Schiffbau und Fahrzeugproduktion, Textilindustrie und Bergbau blieben den Farbigen nur die Leichtindustrie und der Dienstleistungsbereich als Arbeitsräume. Gastronomie, Müllabfuhr, Transport sind bis heute ebenso von Farbigen geprägt wie das Gesundheitswesen, dessen Hilfs-, Reinigungs- und unteres Pflegepersonal vornehmlich von schwarzen Frauen gestellt wird (vgl. Barrett/McIntosh, 35 und Bryan/Dadzie/Scafe, 50f.).

Während die »Asian community«² ethnisch so verschiedene Völker und Sprachen umfaßt wie Hindi und Urdu, Pandschabi und Gudscharati, Telugu und Bengali, die Religionen der Hindus, Moslems und Sikhs einschließt, bietet die »black community« ein etwas anderes Bild. »Black« bezeichnet Menschen afrikanischer und afro-karibischer Herkunft (vgl. Gohrisch, 11, und Mama, 23)³. Da die Karibier (und von ihnen mit 60 % wiederum die Jamaikaner, vgl. Edwards, 39) in der Überzahl sind, faßt man gemeinhin unter »black community« die Einwanderer(nachfahren) von den westindischen Inseln. Sie entwickeln erst in der Fremde ein Zusammengehörigkeitsgefühl, denn »den Oberbegriff 'westindisch' gibt es – des Schutzes wegen – nur in London« (Salkey zit. in Edwards, 140; Übers. d. Verf.).

Neben den gemeinsamen europäisch-afrikanischen Ursprüngen der westindischen Kulturen erleichtern vor allem die sprachlichen Berührungspunkte das Zusammenrücken, denn trotz aller regionalen Sonderentwicklungen bilden das

Englische und die darauf basierenden Kreolsprachen das einigende Band dieser Karibier. In Großbritannien verbinden sich die verschiedenen Kreolsprachen (wie »Jamaican Creole«, »Guyanese Creole«), beeinflußt auch von britischen Varianten des Englischen, dann zu einem »westindischen Englisch« (Berry, XXI), denn »Sprache findet als Mittel effektiven Widerstands gegen Assimilation ebenso Verwendung wie als aggressive Bestätigung rassischer und sozialer Identität.« (Edwards, 88; Übers. d. Verf.).

Besonders augenfällig wird dies in der als »dub poetry« bezeichneten Lyrik, die sich in ihren, aus dem Rastafarianismus gespeisten und mit (Reggae-) Rhythmen unterlegten Texten des Kreolischen bedient, um Protest, Widerstand und Selbstbewußtsein zu artikulieren. Im Vergleich zu anderen ethnischen Gruppen spielt die Lyrik in der »black community« als Kommunikationsform eine wichtige Rolle (vgl. Warpole, 68), die sich sicher auch aus der karibischen Tradition mündlich überlieferter Literatur erklärt, in deren Zentrum der Dichter als Vortragender bzw. Darsteller (»performer«) seiner Texte steht. Als wichtigster Rezeptionsform schwarzer Lyrik kommt den öffentlichen Auftritten von Künstlern wie John Agard, Jean Binta Breeze, Linton Kwesi Johnson, Benjamin Zephaniah in Pubs, Schulen, Gemeindezentren, Klubs, Gefängnissen besondere Bedeutung zu. Über die Verschmelzung unterschiedlicher literarischer Ausdrucksformen hinaus haben schwarze Lyriker mit farbigen Autoren insgesamt bestimmte Themenbereiche gemeinsam, die in Gedichten, Dramen und Prosatexten bearbeitet werden. Neben Widerstand und Protest zählen der Entwurf von Überlebensstrategien ebenso dazu wie Angebote zur Orientierung und zu »Modi eines sinnvollen Sicheinrichtens und sinnlicher Selbstverwirklichung« (Metscher, 124). Die Schriftsteller skizzieren neue Selbstbilder frei von beschränkenden Stereotypen und Klischees und tragen bei zur individuellen wie kollektiven Identitätsfindung unter Bedingungen der Repression. Trotz dieser thematischen und funktionalen Berührungspunkte ist es bezeichnend, daß die Namen männlicher Autoren wie Wilson Harris, Kazuo Ishiguro, Linton Kwesi Johnson, Hanif Kureishi, Timothy Mo, Caryl Phillips beinahe in aller Munde sind, während kaum jemand je etwas von Barbara Burford, Buchi Emecheta, Shabnam Grewal, Grace Nichols, Ravinder Randhawa, Joan Riley gehört hat. Geraten die Schriftsteller zunehmend in den Blickpunkt des Buchmarktes und des akademischen Interesses, finden sich für Schriftstellerinnen außerhalb der Frauenverlage wie »Virago«, »The Women's Press«, »Sheba Feminist Publishers« kaum Interessenten, gibt es bisher noch kaum umfassendere wissenschaftliche Studien zu ihren Werken. Unter dem Deckmantel der literarischen Qualität erscheinen Männer einfach als die besseren Schriftsteller: Sie sind innovations- und experimentierfreudiger, spielen selbstbewußt mit den etablierten (europäischen) Gattungen und Genres, verbinden »exotische« Gegenstände mit hiesigem Gedanken- und Bildungsgut.

Demgegenüber halten sich farbige Autorinnen »nur« im engen »Ghetto« ihrer spezifischen Alltagserfahrungen auf und reflektieren in widersprüchlichen Konstruktionen von Subjektivität die Probleme, denen sie als Angehörige einer von der weißen Bevölkerungsmehrheit unterschiedenen Rasse bzw. ethnischen Gruppe, einer nicht privilegierten sozialen Schicht und als Angehörige des weiblichen

Geschlechts begegnen. Angesichts der Brisanz dieser Fragen wird die verbrämte Ablehnung engagierter Literatur von Frauen durch die Vertreter des herrschenden Diskurses verständlich. Sind ethnische Besonderheiten in Kultur, Sprache, Werten und Traditionen (vgl. Barrett/McIntosh, 28) noch zu tolerieren, weil sie Abwechslungen im literarischen Alltag versprechen, so werden tatsächliche und vermutete Angriffe auf Machtpositionen durch Ignoranz und bewußte Marginalisierung abgewehrt. Demgegenüber sollen an dieser Stelle einige der produktivsten schwarzen Lyrikerinnen Großbritanniens vorgestellt werden, die (mit wenigen Ausnahmen) trotz eigener Gedichtbände bisher nur zögernd Anerkennung gefunden haben.

Die Gedichte der aus Jamaika stammenden Valerie Bloom in »Mek Ah Ketch Har« (1978) zeugen deutlich vom stilistischen wie inhaltlichen Einfluß der populären jamaikanischen Dichterin Louise Bennett, von der sie, wie auch Merle Collins (in »Because the Dawn Breaks«, 1985), neben dem Kreolischen das Interesse für soziale Fragen, eingebunden in die Alltagsprobleme der Menschen, übernommen hat. In ihren Gedichten aus »Touch Me, Tell Me« (1983) experimentiert sie mit verschiedenen (z.B. Reggae-)Rhythmen und Varianten des Englischen und nimmt expliziten Bezug auf mündlich überlieferte afrikanische Traditionen. Ihre auch durch Vortrag im Stil der »dub poetry« bekannt gewordenen Arbeiten sind auf die Identifikation des Publikums mit Inhalt und sprachlicher Form angelegt und versuchen damit, dem Publikum ein Gefühl von Zusammengehörigkeit und Identität zu vermitteln. Darüber hinaus fließen in dieses Gefühl die im Reggae Bob Marleys und Peter Tosh, der Rockmusik von Joan Armatrading und Stevie Wonder artikulierten Befindlichkeiten ein, die, mit Calypso- und Bluesrhythmen verbunden, die Dichtung der in Großbritannien aufgewachsenen Sandra Agards, Margot Jordans, Hazel Williams prägen.

Unzweifelhaft beeinflussen afro-amerikanische Autorinnen wie Nikki Giovanni, Toni Morrison und Alice Walker auch britische farbige Schriftstellerinnen wie Milly Murray, Maureen Ismay und Meiling Jin (vgl. Cobham/Collins, 8), die 1956 in Guyana als Tochter chinesischer Eltern geboren wurde und dann nach Großbritannien übersiedelte. In Ihrem Gedichtband »Gifts from My Grandmother« (1985) stehen Probleme der kulturellen Identität und der weiblichen Existenz einschließlich lesbischer Beziehungen im Vordergrund.

Amryl Johnson kam elfjährig aus Trinidad nach Großbritannien, wo sie wie Valerie Bloom später englische Literatur studierte. Ihre u.a. in vier Anthologien erschienenen frühen Gedichte vermitteln über Bilder der Kälte und Leere, der Trauer und des Schmerzes die empfundene Feindseligkeit der britischen Gesellschaft. Schon in »Long Road to Nowhere« (1982) begann sie die Suche nach ihrem Selbstverständnis als Frau in der Auseinandersetzung mit ihrem karibischen und afrikanischen Erbe. Ihre Sprache, die Metaphern und Vergleiche werden, besonders seit ihrer Karibikreise 1983, befruchtet von den Kontrasten zwischen Westindien und Großbritannien, von den Traditionen des Karnevals und des Calypso (vgl. Ngcobo, 37). In »Sequins for a Ragged Hem« (1988) verarbeitet sie in einem Bericht mit ironischem Unterton ihre Reiseindrücke und die Überlegungen zur Exil- und Identitätsproblematik. Wie auch die Romanautorin Joan Riley betont sie die Notwendigkeit ständigen Kontakts mit der karibischen Heimat.

Die gegenwärtig vermutlich bedeutendste karibisch-britische Lyrikerin ist die 1950 in Guyana geborene und 1977 nach Großbritannien gelangte Grace Nichols, die neben zahlreichen Kinderbüchern, einer Gedichtsammlung für Kinder, Kurzgeschichten, einem Roman (»Whole of a Morning Sky«, 1986) vor allem mit ihren (bisher nicht ins Deutsche übersetzten) Gedichtbänden »I is a long memoried woman« (1983), »The Fat Black Woman's Poems« (1984) und »Lazy Thoughts of a Lazy Woman« (1989) bekannt wurde. Im Gegensatz etwa zu der in Schottland geborenen und aufgewachsenen Mulattin Maud Sulter (»As a Black Woman«, 1985) und zu Norma Prescod (»Land of Rope and Tory«, 1985), die sich beide als »Afrikanerinnen in Großbritannien« verstehen (zit. in Ngcobo, 56, 110), fühlt sich Grace Nichols eindeutig der karibischen Literatur als Schaffenshintergrund verpflichtet: »Ich begreife mich einerseits als multikulturelle, andererseits als deutlich von der Karibik geprägte Schriftstellerin« (Nichols in Ngcobo, 96, Übers. d. Verf.). Sie schöpft für ihre kraftvollen, oft ironischen Gedichte aus den Traditionen der verschiedenen Einwanderergruppen Guyanas sowie aus den Mythen und Legenden der dortigen Indianer, der Nachfahren der ehemaligen Sklaven, aber auch aus feministischem Gedankengut, das vornehmlich anglo-amerikanischen Ursprungs ist. Grace Nichols verweigert sich der kategorisierenden Einordnung in eine Literaturlandschaft, die schwarze Autorinnen bestenfalls als exotische Modeerscheinung und (peripheren) »Beitrag« zur britischen Literatur begreift, statt sie als gleichwertigen und eigenständigen Teil der Weltliteratur anzuerkennen. So vielfältig wie ihre Verwendung der verschiedenen Register des Kreolischen sind auch ihre Themen, denn sie will sich nicht auf eine Richtung, etwa die »Protestdichtung« gegen Rassismus und Sexismus, festlegen lassen (vgl. Ngcobo, 97). Ihrem letzten Lyrikband entstammt das folgende Gedicht.

Configurations

He gives her all the configurations
of Europe.

She gives him a cloud burst of parrots.

He gives her straight blond hairs
and a white frenzy.

She gives him black wool. The darkness
of her twin fruits.

He gives her uranium, platinum, aluminium
and concorde.

She gives him her »Bantu buttocks«.

He rants about the spice in her skin.

She croons his alabaster and scratches him.

He does a Columbus –
falling on the shores of her tangled nappy orchard.

She delivers up the whole Indies again
But this time her wide legs close in
slowly

Making a golden stool of the empire
of his head.

Stellungen

Er schenkt ihr alle Stellungen Europas.

Sie schenkt ihm einen Wolkenbruch von Papageien.

Er schenkt ihr glatte blonde Haare
und weißen Wahnsinn.

Sie schenkt ihm schwarze Wolle. Die Dunkelheit
ihrer Zwillingenfrüchte.

Er schenkt ihr Uran, Platin, Aluminium
und Eintracht.

Sie schenkt ihm ihren »Bantu-Po«.

Er schwärmt von der Würze ihrer Haut.

Sie besingt seinen Alabaster und kitzelt ihn.

Er tut es Kolumbus gleich und
fällt ans Ufer ihres dichten berausenden Obstgartens.

Und wieder bringt sie beide Indien zur Welt
diesmal jedoch schließen sich ihre weit geöffneten Beine
langsam

und machen seinen Kopf zu einem goldenen Hocker des Weltreiches.

(Übers. d. Verf.)

Bemerkenswert ist zunächst der soziale Ort, an dem die Erneuerung aller gewordenen Beziehungen zwischen Menschen gedacht wird: es ist das intime Beisammensein von Frau und Mann, das bei aller momentbezogenen Kurzlebigkeit doch den Aspekt des Wiederholbaren in sich trägt. Zunächst geht Grace Nichols vom trennenden Gegensatz zwischen den Rassen und Geschlechtern aus (wobei »Rasse« hier synonym für »Ethnizität« steht), den sie mit der antithetischen Grundstruktur des Gedichts umgreift. Die ungeheure Vielschichtigkeit des Textes als Reflex der Komplexität der modernen Welt kommt in der Parallelisierung von weißem Mann, Erster Welt und Kolonisator sowie schwarzer Frau, Dritter Welt und Kolonisierter zum Ausdruck, die (wie schon das polyseme »to give« zeigt) nicht in einer simplen Opfer-Täter-Relation zueinander stehen. Grace Nichols charakterisiert »ihn« mit Bildern, die weiße Haut und blonde Haare mit Kälte und Sterilität verbinden; läßt ihn mit den »Stellungen Europas« Abstrakta verschenken, die, mit Statik und Disziplin verknüpft, selbst den »weißen Wahnsinn«, d.h. höchste Emotionalität, zu ordnen scheinen. Bewußt setzt sie Metaphern seiner Machtfülle – der Besitz von Bodenschätzen ermächtigt ihn dazu, »Eintracht zu säen« – neben die von Verletzlichkeit (Alabaster bricht leicht) und Abhängigkeit von der Frau (man beachte die Ironie und den einzigen Reim des Gedichts). Schon mit dieser Beschreibung des Mannes aus der Ersten Welt im ersten Gedichtteil unterläuft Grace Nichols die gängigen Stereotype und erprobt damit eine Strategie, die sie auch für die Darstellung der Frau aus der Dritten Welt nutzt. »Sie« erscheint zunächst als stereotyper Inbegriff von Natürlichkeit; vereint Farbe, Bewegungen und Geräusche der tropischen Umwelt, gepaart mit Tiefe und Undurchdringlichkeit des Fremden, die wiederum Kraft, Stärke, Sinnlichkeit, aber auch verborgene Bedrohung assoziieren (vgl. den metonymischen Bezug auf ihren Körper). Zunehmend verwandelt die Autorin jedoch ihre

Kontrahenten, läßt den männlichen Vertreter der Ersten Welt deutliche Schwäche zeigen, läßt ihn, wie einst die erschöpften Entdecker Amerikas, in den sicheren Hafen und rettenden Schoß der schwarzen Frau und Kolonie fallen, von deren Ausbeutung und Ausnutzung allein seine Macht herrührt.

Der letzte Teil des Gedichts sieht die schwarze Frau als handelndes Subjekt, dessen kraftvolle Kreativität in der graphischen Umsetzung der Bewegung, in der auf Prozeßhaftigkeit verweisenden Gerundialkonstruktion »making« ihren formalen Ausdruck findet. So ist es die schwarze Frau als Repräsentantin der Kolonisierten, der geknechteten Dritten Welt, die die neue Stellung schafft, in der der weiße Mann Gegenstand ihrer Handlung, ihrer Aktivität ist. Er muß sich in eine neue Lage versetzen, die seinen – aber auch unseren – Reflexionen über die gegenwärtige Befindlichkeit und die Zukunft der Welt ungewohnte Perspektiven eröffnet; Perspektiven, die bestimmt sind von Unterdrückung auf Grund der Zugehörigkeit zu einer anderen als der herrschenden Rasse, Klasse, dem herrschenden Geschlecht.

Anmerkungen

- 1 Von den 71 % stammen 46 % aus Indien, 20 % aus Pakistan und 5 % aus Bangladesch.
- 2 Der Begriff »Asian« läßt sich zwar ins Deutsche übersetzen, verliert dabei aber seine für den britischen Sprachgebrauch typischen Assoziationen. Meint »asiatisch« im Deutschen vor allem Chinesen, Japaner und andere Vertreter der mongoliden Rasse, so steht »Asian« in Großbritannien hauptsächlich für Bewohner des indischen Subkontinents, d. h. Inder, Pakistanis und Bangladeschis. Da dieser Inhalt nur mittels einer längeren Umschreibung ins Deutsche zu bringen ist, soll das Wort »Asian« in seiner englischen Bedeutung übernommen werden.
- 3 Vgl. die abweichende Verwendung des Begriffs »schwarz« bei Ramdin, X; Barrett/McIntosh, 28; Mysorekar, 23; Schultz, 45, wo er als politische *alle* Farbigen umfaßt, »für die 'Schwarz' ein Symbol des Widerstandes ist« (Lorde zit. in Kraft, 41).

Literaturverzeichnis

- Balibar, Etienne, und Immanuel Wallerstein, 1992: Rasse – Klasse – Nation. Ambivalente Identitäten. Hamburg, Berlin
- Barrett, Michèle, and Mary McIntosh, 1985: Ethnocentrism and Socialist-Feminist Theory. In: *Feminist Review* 20, 23-47
- Berry, James (Hrsg.), 1984: *News for Babylon. The Chatto Book of Westindian-British Poetry*. London
- Bryan, Beverly, Stella Dadzie und Susan Scafe, 1986: *The Heart of the Race. Black Women's Lives in Britain*. London
- Edwards, Viv K., 1979: *The West Indian Language Issue in British Schools. Challenges and Responses*. London, Boston
- Gohrlich, Jana, 1991: *Ethnisch-feministische Diskurse in der Gegenwartsliteratur Großbritanniens, untersucht am Beispiel der jamaikanisch-britischen Autorin Joan Riley*. Diss. (unveröff. Manuskript) Leipzig
- Haug, Wolfgang Fritz, 1992: Zur Dialektik des Anti-Rassismus, in: *Das Argument* 191, 27-52
- Jackson, Peter, 1987: *Race and Racism. Essays in Social Geography*. London
- JanMohamed, Abdul R., und David Lloyd (Hrsg.), 1990: *The Nature and Context of Minority Discourse*. New York, Oxford
- Kalpaka, Annita, und Nora Räthzel, 1986: Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein. Hamburg
- Kraft, Marion, 1990: Frauen afrikanischer Herkunft: Feministische Kultur und Ethnizität. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, 27, 25-44
- Mama, Amina, 1984: Black Woman. the Economic Crisis and the British State. In: *Feminist Review* 17, 22-33
- Metscher, Thomas, 1982: Zum Begriff der Zwei Kulturen. In: Metscher, T.: *Kunst – Kultur – Humanität, Band 1: Studien zur Kulturtheorie, Ideologietheorie und Ästhetik*. Fischerhude, 97-130
- Mysorekar, Sheila, 1990: Vagabundinnen mit Transitivium. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis* 27, 21-24
- Ramdin, Ron, 1987: *The Making of the Black Working Class in Britain*. Aldershot
- Schultz, Dagmar, 1990: Unterschiede zwischen Frauen – ein kritischer Blick auf den Umgang mit »den Anderen« in der feministischen Forschung weißer Frauen. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis* 27, 45-57
- Warpole, Ken, 1984: *Reading By Numbers. Contemporary Publishing and Popular Fiction*. London

Brita Baume

»Um uns der zarte Irrsinn des Alltags«

Zur Literatur junger DDR-Autorinnen

»Hierzulande, wo so vieles abgeschlossen schien,
war die Fantasie das einzige, was sich über all das
hinwegsetzen konnte.« (Kerstin Hensel)

Engelspuppen

Das ist es, was uns zuwächst. Die Geduld
spinnt ihre fetten Fäden und es spult
uns ein die Zeit in klassischen Kokon ...
Wir sind nicht alt, nicht jung und haben doch Fassung!
Und atmen tief, als spürn wir ein Geschlecht.
Daß wir VER-SPÜREN, das ist unser Recht!
Uns wachsen Flügel, doch wir fliegen nicht,
in den Facettenaugen bricht sich mildes Licht.
Ach, WENN wir schwebten, fieln wir nur zum Fraß
dem lieben Herrgott, der es wohl vergaß,
daß er die Hülle öffnen muß, die uns umgibt.
Er hält uns warm: Wir werden heiß
geliebt.
Wir leben aus und gehen langsam ein
und sterben voll entfaltet, wie zum Schein.
(Kerstin Hensel, »Stilleben mit Zukunft«, 19)

Es gäbe auch andere Beispiele, um die in Umlauf gekommenen pauschalen und abwertenden Urteile über DDR-Literatur, die von jeder Differenzierung absehen, in Zweifel zu ziehen. So habe diese Literatur »von Anfang an unter dem Zwang des staatlichen Denk- und Sprachmonopols«¹, gestanden, hätte es den Autoren allgemein an »Risikobereitschaft«, »Mut zum Denken, zum Zu-Ende-Denken«² gemangelt. Es gibt aber im Gegensatz zu diesen verbreiteten Klischees auch Versuche, differenzierte Sichtweisen auf die besonderen Entstehungs- und Wirkungsbedingungen von Literatur in der DDR zu entwickeln.³ Dazu möchte diese Untersuchung beitragen.

Für Fragen nach den Texten schreibender Frauen der sogenannten dritten DDR-AutorInnengeneration gilt es vorab Voraussetzungen zu klären. Diese betreffen die Funktion und Wirkungsweise von Literatur in der DDR, weiterhin spezifische Generationserfahrungen und die Rolle des feministischen Diskurses, des »DDR-Feminismus«.⁴ Diese Sachverhalte spielen für die konkrete Analyse der literarischen Texte insofern eine Rolle, als die literarische Sozialisation der ausgewählten Autorinnen zentrales Interesse beansprucht bei der Suche nach ihrem Anteil an der Entwicklung der Literatur zum Gegendiskurs. Im engen Zusammenhang damit wird die Frage eines geschlechtsspezifischen Beitrags zur DDR-Literatur der vier Autorinnen gestellt werden.

Kerstin Hensel, Gabriele Kachold, Kathrin Schmidt und Elisabeth Wesuls, geboren von 1953 bis 1961, können in ganz unterschiedlicher Weise als repräsentativ für DDR-Literaturverhältnisse angesehen werden. Für diese Auswahl sprach vor allem ihre Präsenz in der Literatur der DDR (Zeitschriften, Anthologien, Bücher). Andererseits formulierten und thematisieren sie heute Ängste, Fragen und Probleme, die mich ganz persönlich in ihrem Wie und Was betreffen. Es ist mithin eine subjektive Auswahl.

Während der ersten und zweiten Generation von SchriftstellerInnen in der DDR zum großen Teil affirmative Selbstbindung an ein autoritäres System und damit, gewollt oder ungewollt, literarische Unterstützung des Herrschafts- und Leitdiskurses vielleicht mit Recht vorgeworfen werden kann, ist das Urteil über die Jungen weder so rigoros noch eindeutig zu bilden. Bereits aber Christa Wolf, Volker Braun, Christoph Hein und Heiner Müller werden immer wieder stellvertretend für eine Tendenz benannt, die Wolfgang Emmerich als Wandel der DDR-Literatur von Offizialdiskurs und Gesinnungsästhetik zum Gegentext beschreibt. Dieser Wandel erfolgte auf Grund des immer größer und offensichtlicher werdenden Widerspruchs zwischen Anspruch und Wirklichkeit des Sozialismus.⁵ Dabei hatte die ältere Generation einen Integrationsprozeß bis hin zur Loyalität gegenüber einem stagnierenden System vollzogen, der auf Momenten von Emanzipationsmöglichkeiten im Sozialismus basierte, die die jungen AutorInnen so nicht erfuhren.

Gerade die Generationserfahrung von Ent-Täuschung, Desillusionierung und Nicht-Gebraucht-Werden dominiert die Texte der Jungen auffallend; da unterscheiden sich die Texte von Männern und Frauen nicht sonderlich. Für die Bewertung der Texte ist ein besonderes Phänomen in bezug auf die Wirkung zu berücksichtigen, das Dieter Schlenstedt folgendermaßen beschreibt:

»Es war ja so, daß diese Literatur in einem geschlossenen ideologischen Raum arbeitete, der Vorschriften folgte, dem die Macht bestimmte Denkformen und Denkregeln, Symbole, Bilder, klisierte Sprache vorgab. Und das schuf eine sonderbare Lage. Die Autoren hatten einen bestimmten Bezugspunkt, ob sie den nun wollten oder nicht; und was sie sagten, welche Bilder sie zeigten, war zu bewerten am Maß des Aufgehens in oder der Distanz zu diesem offiziellen ideologischen Raum. Ein Spiel von Nähe und Ferne zu dem, was offiziell galt, wurde gespielt, von Lesern und Autoren, auch wenn über die Regeln dieses Spiels nicht gesprochen wurde. So entstanden denn auch sprengkräftige Wirkungen der Literatur, weil in einem geschlossenen Raum schon eine kleine Abweichung etwas Kolossales bedeuten kann. Es war ein ernstes Spiel.«⁶

Auf das Spiel ließen sich in der DDR auch viele junge SchriftstellerInnen ein. Literarische Debüts gab die Großzahl der »Nachwuchs«-AutorInnen in Zeitschriften und Anthologien. Die Zeitschrift *Temperamente*, im Untertitel »Blätter für junge Literatur«, ist wohl in diesem Zusammenhang die wichtigste Institution gewesen. Sie erschien seit 1976 im Verlag Neues Leben alle zwei Monate. »Man kann die Väter nennen: Zentralrat der FDJ, Ministerium für Kultur, Verlag Neues Leben und andere.«⁷ Ausdrückliches Ziel war die Vorstellung und Diskussion der Literatur der jungen Generation, unausgesprochen wohl auch die Kontrolle und Überwachung. Tatsächlich findet man unter den AutorInnen Namen wie Lutz Rathenow, Angela Krauß, Gabriele Kachold, Wilhelm Bartsch,

Stefan Döring und Bert Papenfuß. Ein Blick auf das Register gewährt einen Einblick in den Anteil von Frauen unter den literarischen Neulingen. Im Durchschnitt aller Genres sind 37,6 Prozent der Veröffentlichungen von Frauen. Die Extreme werden markiert von 77 Prozent Anteil an der Kritik und 14,28 Prozent weiblicher Dramatik. In der Rubrik »Vorrat«, die bedeutende AutorInnen der Vergangenheit und Gegenwart vorstellen, waren es lediglich 13,51 Prozent, d.h. fünf für wichtig gehaltenen Frauen stehen 37 Männer gegenüber.⁸

Ein feministischer Diskurs fand in dieser Zeitschrift so wenig statt wie in der Öffentlichkeit der DDR überhaupt. Wo sind die Frauen der Prenzlauer-Berg-Szene (abgesehen von Elke Erb)? »'DDR-Feminismus' – um einen von Angelika Bammer verwendeten Begriff aufzugreifen – artikuliert sich hauptsächlich in der Belletristik. Da in der DDR jede selbständige Regung und Bewegung von Frauen als 'Emanentum' verpönt und politisch denunziert wurde – ... – übte die Belletristik gerade auch in der Kritik des Patriarchats die vielberedete Ersatzfunktion aus. Morgner und Wolf, dazu Maxie Wander mit ihrem massenwirksamen Protokollband 'Guten Morgen, du Schöne', waren die wichtigsten Exponentinnen.«⁹

Der Töchtergeneration lag explizites feministisches Engagement relativ fern. Gabriele Kachold ist da eine Ausnahme. Ihre Texte in »zügel los« zeigen radikal und kompromißlos ihr »neues Selbstbewußtsein als Frau«, das schließlich, wie Magdalene Heuser es formulierte, »auch zu einem neuen Selbstbewußtsein als schreibende Frau(en) und entsprechenden Ausdrucksformen«¹⁰ geführt hat.

Kerstin Hensel, Kathrin Schmidt und Elisabeth Wesuls halten eine feministische Festlegung für gleichbedeutend mit Vereinseitigung, Ausschluß aus dem gesamtgesellschaftlichen Kontext. Sie bestehen selbstbewußt auf der ehrlichen Verarbeitung ihrer individuellen Erfahrungen und das sind naturgegeben weibliche, die sich unübersehbar in die Texte eingeschrieben haben. Es zeigt sich aber, daß die Frage feministischen Engagements in den Gesprächen und Interviews vor 1989 gar nicht gestellt wurde. Wer sind nun diese Autorinnen, was ihr poetisches Konzept?

Elisabeth Wesuls ist 1954 im Erzgebirge geboren und dort aufgewachsen. Nach der Oberschule absolvierte sie eine Ausbildung als Chemielaborantin in Jena und schloß ein Fachschulstudium Chemie in Berlin an. Ende der siebziger Jahre arbeitete Wesuls einige Zeit als Pförtnerin und nutzte diese Gelegenheit, um sich autodidaktisch in literarischer Produktion zu bilden. Seit 1980 nahm sie alljährlich an den Poetenseminaren der FDJ in Schwerin teil, eine Förderungs- und Diskussionsveranstaltung für junge Schreibende, die große Resonanz fand. Auch Hensel und Schmidt waren dort. Hier eröffneten sich ihr Publikationsmöglichkeiten. Elisabeth Wesuls veröffentlichte in allen bekannten Literaturzeitschriften der DDR, wie *Temperamente*, *Sinn und Form* und *neue deutsche Literatur*, aber auch in Tageszeitungen und periodisch erscheinenden Anthologien (*Vögelbühne*, *Auswahl*, *Offene Fenster*). Sie schreibt neben Lyrik auch Kurzprosa und Essays.¹¹

Neben dem Besuch des Poetenseminars ist ihr Fernstudium am Literaturinstitut »Johannes R. Becher« in Leipzig¹² charakteristisch für Biographien junger DDR-AutorInnen. Für Elisabeth Wesuls' Biographie und ihr Schreiben ist von Bedeutung, daß sie zwei Kinder hat. Ihr Sohn ist sehr krankheitsanfällig und so

blieb sie seit 1982 zu Hause – als freie Schriftstellerin und Hausfrau. 1980 veröffentlichte Wesuls ein Gedicht, das durch den radikalen Anspruch auffiel.

Ich bin von denen, die immer wüten
 gegen ihr'n Horizont
 die kommen weit aber nie an
 und haben mehr Mut als Kraft
 und sind nicht zu halten in ihrer
 Gier, wenn's sein muß
 gegen sich selbst zu verstoßen
 ich stell auch die Fragen, die mich
 umbringen könnten
 ich bin von denen
 die unerbittlich sind ...¹³

Die so formulierten Ansprüche wurden im großen Rahmen zurückgewiesen. Elisabeth Wesuls gehörte schließlich einer Generation an, die in einer »festgelegten« Gesellschaft eine Erziehung erhielt, »die geschichtemachende Gestaltung, die Kämpfen und Siegen in Aussicht gestellt hatte. Eine Ent-Täuschung tat not, doch nach so großen Zielen konnte man die so klein scheinenden Aufgaben kaum anerkennen«. Das Fazit 1981 aus dieser Erkenntnis: »Wir werden uns auf Langwieriges einlassen müssen, auf ganz Normales.«¹⁴ Die Normalität des DDR-Alltags offenbarte die Misere des »DDR-Sozialismusverschnitts« (Wesuls) mit der »Mama-Papa-Mentalität«, die alle Bereiche durchzog. Dazu gehörte das permanente Bemuttern des ewigen Nachwuchses durch die Älteren im Schriftstellerverband wie auch das Verhalten von Lektoren und Redakteuren, die eine »sanfte« Zensur ausübten.¹⁵ Allerdings schreckte diese sanfte Zensur selbst nicht davor zurück, Elisabeth Wesuls für das folgende Gedicht drei neue Schlußvarianten anzubieten. Obwohl sie das Ansinnen ablehnte, erschien ihr »Poesiealbum« mit dem unveränderten Gedicht (Wesuls 1985, 10).

SO FRISST MIR DIE SEHNSUCHT

die Leber aus. Oder heutigen Tags mehr das Herz.
 Das geht im Takt meiner Tätigkeiten: minutiös
 abgepaßten, notwendigen. Berge von unvorhersehbar
 Unrat sind es, an die ich geschmiedet bin,
 Fließchen verschiedener schmutziger Wässer, stinkende
 Lachen und spitze Bäumchen, kleine Beleidigungen,
 Unüberwindliches der banalen Sorte
 bilden die Landschaft, auf die ich seh.
 Wolken öftern Zuspätgekommenseins, Versäumnisse
 aller Art türmen den niedrigen Himmel.
 Keine Aussicht. Dabei soll Frühling
 sein oder ein rostgoldner Herbst, aber mich
 bläst ein polternder Sturmwind durch, der die
 morgigen Pflichten besingt.

(...)

Doch ich versteh schon nichts mehr. Ihr Reden
 ist mir verworren und fremd, die Foltern, denen sie sich
 ergeben, sind erlesen, das Ganze ein Schattenspiel.
 Ist mein Vogel am Sterben? Was läßt er mich
 schlafen, wunschlos unglücklich, sobald mein Rücken

das Bette berührt?
 Ich seh schon, so wird das sein: Angeschmiedet,
 vom Adler gemieden, wird alles unerträglich
 erträglich sein: Das währt ewig.

Kerstin Hensel ist ähnlich sozialisiert. 1961 in Karl-Marx-Stadt (Chemnitz) geboren, machte sie nach der Oberschule eine Ausbildung als chirurgische Schwester. Von 1982 bis 1985 studierte sie im Direktstudium am Literaturinstitut »Johannes R. Becher«. Danach war sie als dramaturgische Mitarbeiterin am Kindertheater in Leipzig tätig, übersiedelte 1988 nach Berlin und hatte hier u.a. einen Lehrauftrag an der Theaterhochschule. Sie hat ein Kind. Kerstin Hensel schreibt Lyrik, Prosa und versuchte sich in Dramatik.¹⁶ »Stilleben mit Zukunft« ist der Titel ihres ersten Gedichtbandes, der 1988 erschien. Das Titelgedicht zeigt nur eine Facette ihrer poetischen Kraft.

Sie ist längst schon
 an den Strand gespült worden
 die alte
 Kiste an der das Meer frißt
 Tag für Tag
 wie an einem Knochen. (26)

Immer wieder thematisiert Hensel die verordnete Folgsamkeit, Massenveranstaltungen, aufgesetzte platte Ideologie. »Während wir zwei Zigaretten rauchen, / ändert sich die Geschichte und während die Geschichte / sich ändert, treten wir die Kippen aus. Das Neue / ist die Gemächlichkeit des Fortschrittes.« (42) – stellte sie fest, und: »Haltet an! / Ich bin aus eurer Mitte / geraten« (39), die Kathrin Schmidt dann »scheinheile« und »höllische Mitte« nennt. Hensel hat keine Illusionen mehr: »ON THE FRUST – die Oper meiner Generation« heißt es im »Gesang von der großen Lust«. »Unter einem Zelt«, in der erzwungenen, abgeschlossenen Gemeinsamkeit, hofft sie auf ein »Hineinfallen in das Getümmel außerhalb des organisierten Urinierens aller Mitglieder der Gesellschaft« (54).¹⁷ Die Metapher vom Larvenzustand, der unmerklich in den Tod übergeht, ohne daß dazwischen etwas gewesen wäre (in: Engelspuppen), drückt ziemlich genau das weit verbreitete Gefühl von Handlungsohnmacht in der Jugend aus.

AUSLAND, denkt jemand. Ausland ist immer noch besser als
 Luftnot. Und morgen geht er vielleicht für immer, vielleicht
 gegen uns geht er. Aber es geht weiter. Jahrestage wechseln
 mit Festivals: Massen-Vergnügen. Millionen Münder werden eine
 große Kehle, die Kehle ein Luftschaft. Wir fallen rein.
 Wir fallen auf reine Laken. Alternativbettzeug für immer
 noch zwei! (Laßt mich bitte bitte bitte eine Stunde allein.) (52)

Gegen diese Beschreibungen des Soseins werden keine neuen Lebensmodelle gebaut, wird nicht nach neuen großen Utopien gesucht. Hier treffen sich die Auffassungen von Hensel, Wesuls und Schmidt – kleine Schritte, Machbares wird angestrebt –, Suche nach einer Identität, in der das ICH Welt gewinnt. So legt es auch die Anti-Utopie im Prometheus-Gedicht von Wesuls nahe – die bisherigen großen Entwürfe sind als Illusion entlarvt und nicht mehr annehmbar.

Kerstin Hensel antwortete, auf ihren Veränderungswillen hin angesprochen:

»Ich finde, man sollte im Wunsch nach Anderssein nicht immer den totalen Umsturz des Bestehenden sehen. Ich meine das nicht nur auf den einzelnen bezogen, sondern will in meinen Texten eine vorsichtigeren, weil realisierbare Variante anbieten, die punktuelle Veränderung heißt. Mehr kann ein Text, Kunst, glaube ich, überhaupt nicht schaffen.«¹⁸

Kathrin Schmidt äußerte sich 1986 dazu so: »Fragen und in Frage stellen – irgendjemand muß es ja wohl tun. Ich tu's lieber leise, damit man mich liest in dieser lauten Zeit.«¹⁹ Sie ist 1958 in Gotha geboren, studierte in Jena Psychologie und wurde Assistentin im Bereich Psychologie an der Leipziger Universität. Von dort ging sie nach Rüdersdorf als Kinderpsychologin. 1986 zog sie nach Berlin und wohnt heute mit ihren vier Kindern in Hellersdorf. Kathrin Schmidt begann mit Lyrik, veröffentlichte 1987 den Gedichtband »Ein Engel fliegt durch die Tapetenfabrik« und arbeitet seit 1989 auch auf essayistischem Gebiet. In ihrem Gedicht »Himmels Begängnis« heißt es:

ein flaches Brachpapier ist noch, von dem wir reden,
der himmel, der willenlos durch die zeit kommt
wie keiner. der steht, aber fällt. der erde aufklatscht,
sich zerreibt an klippen, die lippen legt um wälder
und städte. der schutzlos ist. leis und bläulich, ein
venengewebe.

(...)

ein leibling, ein blindling noch, eben getauft
in unserer höllischen mitte: HIMMEL,
den wir herrichten, staunend, posaunend wie engel.²⁰

Die kritische Bestandsaufnahme des Status quo in der DDR durch die Autorinnen zeigt einerseits die Differenz und die Verweigerung des Funktionierens in dem Räderwerk. Andererseits fragt Ursula Heukenkamp auch mit Recht, ob sich die Frauen nicht eingelebt haben in den unbefriedigenden Zustand, »in den Umgang mit Täuschung und Enttäuschung«.²¹

Eine, die sich nicht eingelebt hatte, ist Gabriele Kachold. Ihre Literatur entstand aus einer radikalen Opposition gegen das politische System und besonders gegen die patriarchalischen Strukturen. Sie ist 1953 in Emlenke geboren, wurde medizinisch-technische Assistentin, holte das Abitur nach und studierte an der Pädagogischen Hochschule Erfurt Deutsch/Kunsterziehung. 1977 wurde sie exmatrikuliert und kam aus politischen Gründen in Haft. Seit 1980 arbeitet Kachold sehr vielseitig künstlerisch und literarisch. Sie fotografiert (Ausstellungen 1984 und 1989), arbeitet kunsthandwerklich, näht, malt, zeichnet, filmt und schreibt. Seit 1985 ist sie mit einer Frauengruppe in dieser Weise tätig. Sie lebt in Erfurt und hat kein Kind.²²

Ihr Buch »zügel los« (1989), das zum großen Teil Hafterfahrungen reflektiert, hat nach einer Verzögerungspause großes Aufsehen erregt, weil es unerhörte Erfahrungen einer Frau mit neuen ästhetischen Mitteln ausdrückt. Wesuls schrieb zu dem Buch:

»Die meisten (und ich zähle mich dazu) werden sich die härtesten Erfahrungen dieses Buches, wenn es irgend ging, vom Leibe gehalten haben. Nicht zu Unrecht, meine ich, denn nicht nur einmal kommt die Frau in diesen Texten an den Grenzen des Erlebens an, geht es nur noch um Zerstörtwerden oder Sich-bewahren-können. Zerbrechen oder Bleiben. Eine Chance, sich am Leben zu halten, ist das Schreiben – und wir als LeserInnen können etwas von den

Gefährdungen und Rettungen miterleben, aber auch die Untergänge in Verbitterung und Aggressivität ... Ich bin ganz und gar nicht der Meinung, daß man die Unterdrückung mit so viel Willfähigkeit hätte hinnehmen müssen, wie das geschehen ist, aber in Gabriele Kacholds Buch kann man zum Beispiel auch erfahren, was es kosten konnte, sich diesem Staat entgegenzustellen.«²³

Kachold setzt ihr Ich als Frau ganz absolut und rigoros ins Zentrum ihrer Dichtung. Für mich manifestiert sich in ihren Texten am deutlichsten eine besondere Art weiblichen Schreibens, die fasziniert und in Bann zieht. »immer wieder reden / die bewußtlosigkeit an ihren haaren ziehen / ich bin schon dermaßen runter zwischen diesseits und jenseits / der erste bettet mich / der zweite mordet mich / der dritte schaufelt zu.«²⁴ Gerhard Wolfs Einschätzung im Vorwort des Bandes ist nur zuzustimmen: »Der aufgerissene Mund, die zügellose Geste, manchmal bestürzend, manchmal erschreckend banal, sie geben Zeugnis davon, was bisher von dieser Generation noch nicht gesagt wurde, was unterdrückt, gelegnet oder einfach verschwiegen worden ist.«

Die sich abzeichnenden poetischen Konzeptionen, die die Autorinnen vor dem Hintergrund ihrer Sozialisationen entwickelten, haben dennoch einige Gemeinsamkeiten. Eine erste ist die Ablehnung der Indienstnahme von Literatur für die vielberedeten Ersatzfunktionen. (Elisabeth Wesuls: »Es hat seinen Grund wie die meisten solcher Vorsätze in Vorgesetztem: Man hat den Schreibern meiner Generation zu oft gesagt, welche Literatur wichtig ist.«²⁵) Das meint andererseits nicht, Erfahrungen der politischen Ebene völlig von der Literatur auszuschließen, wie die Gedichte zeigen. Aber, und das ist ein zweites Gemeinsames, sie haben einen Kunstanspruch, der auf Phantasie, auf spielerischen Umgang mit Sprache baut, auch Ironie, Groteskes und Surrealistisches (Hensels Prosa z.B.) einschließt. Dieser Anspruch ist

»auf der einen Seite die Suche, das Bedürfnis nach Spielen und Genießen-Können. Auf der anderen Seite verwirklicht sich mit ihr eine Art zu schreiben, die Souveränität voraussetzt und finden läßt. Diese Gestaltungsweise ist ein Ins-Auge-Fassen von Problemen und Schwierigkeiten: sie ist eine Art, sich mit den Dingen zu messen.«²⁶

Hensel, Schmidt und Wesuls greifen dabei auf traditionelle literarische Mittel zurück – schreiben Sonette, arbeiten mit Binnen- und Stabreimen, kehren bekannte Vorlagen (z.B. Prometheus, Herakles) um und spielen mit Worten. Kachold bricht dagegen mit allem Herkömmlichen. Ihre Texte sind ungewöhnlich in ihrer

»ästhetischen Dimension, auch weil Gabriele Kachold das Lautliche, also das Sinnliche der Sprache für sich entdeckt. Es gibt faszinierende Lautkompositionen und pubertär anmutende pseudo-philosophische Abhandlungen, die Sammlung ist voll von schönen Spracheigentümlichkeiten und Wortungeheuern, es gibt Gedichte, die keine sind, und prägnante, berührende Prosatexte, an denen alles meisterlich ist.«²⁷

Nicht zufällig, scheint mir, wird von Kachold eine Sprache gesucht und gefunden, die das sinnlich-lautliche Element so stark einbezieht. Es geht in den Texten überwiegend um die sinnlich-körperlichen Erfahrungen im Leben dieser Frau. Auch bei Hensel und Schmidt wird über die körperlichen Befindlichkeiten der Frauen reflektiert; eine zentrale Metapher bildet »Blut«, verstanden einmal als das »rote Zeichen der Kraft, einen Menschen wachsen lassen zu können«²⁸ und

zum anderen als Zeichen für Gewalt, Abgründe des Lebens, existentielle Bedrohung.

In der Phase des Zusammenbruchs der DDR seit 1989 gerieten die Konzeptionen in neue Zusammenhänge und das hatte natürlich Folgen, besonders für die Genrewahl der Autorinnen. Die Umbrüche in diesem Jahr bedeuteten einen Einschnitt in die Biographien aller und das ist ablesbar an den Reaktionen der Schriftstellerinnen. Während Helga Schubert in ihrem Schreibwillen gelähmt war und begann, praktisch politisch zu arbeiten, Helga Königsdorf u.a. offene Briefe und Pamphlete verfaßte, erschienen von Kerstin Hensel weiter poetische Texte – »Alles, was mich beschäftigt hat, ist geblieben. Vieles hat sich noch verstärkt, die Machtstrukturen, der Anpassungswille, das Mitschwimmen.«²⁹ Elisabeth Wesuls veröffentlichte in dieser Zeit Texte, die überwiegend als Essays bezeichnet werden können und sich mit der jüngsten deutschen Geschichte beschäftigen. So schrieb sie einen ironisch gefärbten Beitrag über »Ärzte zum Schwangerschaftsabbruch 1991«, mischte sich in die Debatte um Christa Wolfs »Was bleibt« in der ihr eigenen bedenkenswerten Art mit »Rituale der Repression« ein.

Interessanterweise ist bei Wesuls und Schmidt eine deutliche Hinwendung zum feministischen Diskurs erkennbar. Schmidt schreibt regelmäßig für die ostdeutsche Frauenzeitschrift *Ipsilon* eindeutig feministische Beiträge überwiegend journalistischen Charakters. Bei Wesuls wird es erkennbar in der Rezension zu Kachold, auch schon im Aufsatz zum »Schwangerschaftsabbruch«. Zum »Landeswechsel« der DDR-Bürger im Oktober 1990 veröffentlichte sie Tagebuchtexte, die den Abschied von der DDR in einer Weise beschreiben, wie ihn wohl viele empfunden haben:

»Dieser neue Staat, zu dem ich ab morgen gehören werde, hat noch kaum etwas von mir – wenige Erinnerungen, keinen Zweifel, keine Hoffnung. Ich bin ohne Heimat, und es ist auch eine Erlösung. Vielleicht habe ich jetzt den Abstand zu den Dingen, den ich schon immer hätte haben sollen – ich werde mich nicht noch einmal für ein in sich korruptes, unheilbares Gebilde mitverantwortlich fühlen. Was habe ich für Angst gehabt.«³⁰

Anmerkungen

- 1 Hans Joachim Schädlich: Tanz in Ketten. Zum Mythos der DDR-Literatur. In: *fAZ*, 28.6.1990.
- 2 Eckhard Thiele: Identität auf Widerruf. In: *Literatur in der DDR. Rückblicke. Text und Kritik. Sonderband*. München 1991, 154.
- 3 Siehe u.a. Wolfgang Emmerich: Status melancholicus. Zur Transformation der Utopie in der DDR-Literatur. In: *Literatur in der DDR. Rückblicke*, 232-245.
- 4 Zum sogenannten »DDR-Feminismus« vgl. Eva Kaufmann: Irmtraud Morgner, Christa Wolf und andere. Feminismus in der DDR-Literatur. In: *Literatur in der DDR. Rückblicke*, 109-116.
- 5 Vgl. Wolfgang Emmerich, a.a.O., 236-238.
- 6 Dieter Schlenstedt: Integration-Loyalität-Anpassung. Über die Schwierigkeiten bei der Aufkündigung eines komplizierten Verhältnisses. Ein Gespräch mit Frauke Meyer-Gosau. In: *Literatur in der DDR. Rückblicke*, 175. 176.
- 7 Fritz Jochen Kopka: Stichwort Lebenslauf. In: *Temperamente. Blätter für junge Literatur*. 1(1976)1, 2.
- 8 Die Auswertung des Frauenanteils für die einzelnen Genres ergab: Erzählende Prosa 30,46 %; Lyrik – 33,52 %; Kritik – 77,04 %; Dramatik – 14,28 %; Dokumentarliteratur – 60,00 %; Essay, Aufsatz, Rede ... – 34,4 %; Vorrat – 13,5 %. Das vollständige Register findet sich im fünfzigsten Heft der *Temperamente* 4/1989.
- 9 Eva Kaufmann, a.a.O., 113.
- 10 Magdalene Heuser: *Literatur von Frauen / Frauen in der Literatur. Feministische Ansätze in der Literaturwissenschaft*. In: *Feminismus. Inspektion der Herrenkultur. Ein Handbuch*. Hrsg. v. Luise F. Pusch. Frankfurt/M. 1983, 119.

- 11 Einige wichtige Veröffentlichungen sind: Elisabeth Wesuls: Poesiealbum. Ost-Berlin 1985; Sich einlassen auf das Langwierige. In: *neue deutsche literatur* (ndl) 29(1981)1. 75-81; Texte. In: *Sinn und Form* 40(1988)1. 137-140; Unerwartetes ist vonnöten. Gespräch mit den Autoren Elisabeth Wesuls und Gerd Adloff. In: *Sonntag* 44(1989)15 v. 19. April 1989. 4; Landeswechsel. Aus dem Tagebuch 1989/90. In: *ndl* 39(1991)3. 156- 161; Rituale der Repression. In: *die andere* 27/1990; Ärzte zum Schwangerschaftsabbruch 1991. In: *Sondeur* 1/1991.
- 12 Zum genannten Literaturinstitut s. Jürgen Deppe: Literaturinstitut »Johannes R. Becher«. In: *Literatur in der DDR. Rückblicke*. 63-71.
- 13 Elisabeth Wesuls: Ich bin von denen. In: *Temperamente* 1/1980. 113.
- 14 Elisabeth Wesuls: Sich einlassen auf das Langwierige. A.a.O., 78.
- 15 Diese Feststellungen basieren auf Aussagen, die Elisabeth Wesuls in einem Interview mit der Autorin im September 1991 machte.
- 16 Ausgewählte wichtige Veröffentlichungen von Kerstin Hensel sind: *Stilleben mit Zukunft. Gedichte*. Halle. Leipzig 1988. 128 S.; *Hallimasch. Erzählungen*. Halle, Leipzig 1989; *Ausflugszeit. Eine Collage*. In: *Theater der Zeit* 9/1988; *Auditorium panopticum (Roman)*. Halle, Leipzig 1991; »Das Mitschwimmen hat sich verstärkt« – Gespräch mit Kerstin Hensel. In: *Frauen in der Literaturwissenschaft. Rundbrief* 25/26. Juni 1990. – Siehe auch: Klaus Hammer: Gespräch mit Kerstin Hensel. In: *Weimarer Beiträge* 37(1991)1. 93-110; und Frauke Meyer-Gosau: Aus den Wahnwelten der Normalität. Über Brigitte Kronauer, Elfriede Jelinek und Kerstin Hensel. In: *Vom gegenwärtigen Zustand der deutschen Literatur. Text und Kritik*. Bd.113. 26-37.
- 17 Bernd Hüppauf nennt als eine »Voraussetzung für eine illusionslose Bestandsaufnahme der Lage« die Einsicht, »Daß die doppelbödigere Literatursprache kaum das zeitgerechte Mittel war, Opposition auszudrücken ...« Ich denke, an Verklärung und Doppelbödigkeit leiden die Gedichte der Autorinnen tatsächlich nicht. Siehe: Bernd Hüppauf: *Moral oder Sprache. DDR-Literatur vor der Moderne*. In: *Literatur in der DDR. Rückblicke*. 231.
- 18 Klaus Hammer: Gespräch mit Kerstin Hensel. A.a.O., 102.
- 19 Kathrin Schmidt: Ich spreche leise, damit man mich hört. In: *Temperamente* 3/1986. 6.
- 20 Kathrin Schmidt: Ein Engel fliegt durch die Tapetenfabrik. Berlin 1987. 7.
- 21 Marianne und Ursula Heukenkamp: Fragen zwischen den Generationen. Kerstin Hensel: »Stilleben mit Zukunft«. In: *ndl* 37(1989)6. 133.
- 22 Vgl. dazu Gabriele Kachold: Kunst ist ein Rhythmus, in dem frau leben kann. In: *Temperamente* 3/1989. 21-31.
- 23 Elisabeth Wesuls: Zügellos, ehrlich und radikal. In: *Weltbühne* 12/1991, 338f.
- 24 Gabriele Kachold: zügel los. prosatexte. Ost-Berlin und Weimar 1989. 33.
- 25 Elisabeth Wesuls: Sich einlassen auf das Langwierige. A.a.O., 76.
- 26 Wie Anm. 25.
- 27 Elisabeth Wesuls: Zügellos, ehrlich und radikal. A.a.O., 339.
- 28 Kathrin Schmidt: Das Blut im Schatten des Mannes. In: *Ypsilon* 4, 1.
- 29 Das Mitschwimmen hat sich verstärkt – Gespräch mit K. Hensel. A.a.O., 23.
- 30 Elisabeth Wesuls: Landeswechsel. Aus dem Tagebuch 1989/90. A.a.O., 161.

Weitere Beiträge zum Themenschwerpunkt

- Ursula Püschel: »... jetzt ist jeder befugt.« Über Irmtraud Morgners »Amanda«. *Argument* 190 (1991)
- Kornelia Hauser: Weiblicher Teiresias oder trojanisches Pferd im Patriarchat? Geschlechtertausch bei Irmtraud Morgner und Christa Wolf. *Argument* 187 (1991)
- Gabi Lindner: Frauenemanzipation und Individualität in der DDR-Literatur. *Argument* 187 (1991)
- Renate Schneider: Diese Liebe ist im Kern Vernichtung. Zu Elfriede Jelinek. *Argument* 187 (1991)
- Kornelia Hauser: Literatur in politisierten Verhältnissen. Christa Wolf: Selbstaussage und Werkinterpretationen. *Argument* 184 (1990)
- Kornelia Hauser: Feministische Literatur als Element eines kulturellen Gedächtnisses. Zu den »Geschichten der drei Damen K.« *Argument* 169 (1988)
- Margaret Atwood: Küchengespräche. *Argument* 169 (1988)
- Cora Kaplan: Die Büchse der Pandora. Klasse. Geschlechtlichkeit und Subjektivität. *Argument* 169 (1988)
- Teresa de Lauretius: Rhetorik als Gewalt. *Argument* 169 (1988)
- Hilary Rose: Die Zukunft träumen. Feminismus und Science-fiction. In: *Viele Orte. Überall?* *Argument-Verlag*, Hamburg (1987)
- Vgl. auch die *Argument-Sonderbände* in der Reihe *Literatur im historischen Prozeß* Band 92, 96, 120, 134, 144 und 172/173

dgvt-Verlag
NEUERSCHEINUNGEN

Psychotherapie
Entwicklungslinien und Geschichte

hrsg. von Jeffrey K. Zeig

Das Buch präsentiert in einzigartiger Weise die Summe der Erkenntnisse der gegenwärtigen Psychotherapie, dargestellt von 27 der prominentesten, führenden Theoretiker- bzw. PraktikerInnen:

Familientherapie

S. Minuchin - J. Haley - M. Bowen - C. Madanes - V. Satir - C. Whitaker - P. Watzlawick

Verhaltenstherapie/Kognitive Therapie

A. Ellis - J. Wolpe - A.T. Beck - A. A. Lazarus

Humanistische/Existentielle Therapien

C. Rogers - R.C. Sanford - R.D. Laing - R. May

Psychoanalyse

B. Bettelheim - J.F. Masterson - L.R. Wolberg - J. Marmor

Gruppenansätze - Transaktionsanalyse, Gestalttherapie, Psychodrama

M. McClure Goulding - R.L. Goulding - M. Polster - E. Polster - Z.T. Moreno

Hypnotherapie

Kontrapunkt

E.L. Rossi - J.K. Zeig

T.S. Szasz

Gebunden, mit Schutzumschlag, 672 Seiten, 64,- DM, ISBN 3-922686-97-4

Manfred Beck, Gerhard Brückner und Heinz-Ulrich Thiel (Hrsg.)

Psychosoziale Beratung

Klient/inn/en - Helfer/innen - Institutionen

Die professionelle Beratungsrealität, ihre Konzepte und Facetten werden in den Beiträgen zu diesem Band exemplarisch beleuchtet.

Neben einer Gegenüberstellung unterschiedlicher fachlicher Zugänge (psychologische, sozial-pädagogische, pädagogische, netzwerkorientierte, feministische) bietet das Buch, mittels Praxisreflexionen und empirische Forschungsergebnissen, einen Überblick über die verschiedenen Handlungsfelder psychosozialer und pädagogisch-psychologischer Beratung.

Forum 18, 263 Seiten, br., 36,- DM, ISBN 3-87159-118-1

DGVT-Arbeitsgemeinschaft "Frauen in der psychosozialen Versorgung"(Hrsg.)

Sexuelle Übergriffe in der Therapie

Kunstfehler oder Kavaliersdelikt?

Sexuelle Übergriffe in der Therapie werden in zunehmendem Maße zu einem öffentlichen Thema. Immer häufiger melden sich betroffene Frauen zu Wort. Die Auseinandersetzung mit sexueller Gewalt und Ausbeutung in Therapie und Beratung ist dringend gefordert.

Der Band versammelt hierzu Stellungnahmen, Vorträge und Diskussionen von VertreterInnen der Berufs- und Fachverbände der therapeutisch Tätigen. Ein informativer Anhang samt Adressen von Anlauf- und Kontaktstellen rundet das Buch ab.

Tübinger Reihe 12, 131 Seiten, kt., 19,80 DM, ISBN 3-87159-212-9

Bitte fordern Sie unseren Gesamtprospekt an!

dgvt-Verlag

Postfach 1343, 7400 Tübingen

Joke Hermes

Vergnügen oder Aufklärung?

Sexualität in lesbischen Liebesromanen*

Literaturwissenschaftliche Forschungen über den Liebesroman haben sich hauptsächlich mit dem heterosexuellen Genre beschäftigt. Lesbische Liebesromane sind, soweit ich weiß, ausschließlich von Fran Koski und Maida Tilchen (1979) in »Some Pulp Sappho« untersucht worden. In den spärlichen Arbeiten, die es sonst zum Thema lesbische Frauen oder Lesbischsein in der Literatur gibt, spielt die lesbische Trivalliteratur keine Rolle (vgl. Zimmermann 1985). Ich möchte lesbische Liebesromane aus der Sicht einer Leserin erörtern, und zwar am Beispiel eines Kitschromans (»Pulp«) aus den fünfziger Jahren, *Stranger on Lesbos*, und eines modernen Liebesromans, *Die Fremde im Pool*. Für lesbische Texte galten und gelten andere Bedingungen als für heterosexuelle. Zum einen werden nicht annähernd so viel lesbische wie heterosexuelle Liebesromane angeboten. Nach Jane Rule, einer Autorin lesbischer Romane, erfolgt noch immer ein Großteil des Verkaufs über das Versandwesen (Opzij 1985). Nordamerikanische Leserinnen schrecken immer noch davor zurück, sich diese Bücher öffentlich zu beschaffen. Viele gestehen, daß sie ihre Ausgaben lesbischer Romane unter neutraleren Einbänden verstecken. Koski und Tilchen zitieren Kate Millet, die ihre Exemplare sogar verbrannte, damit sie nicht zufällig von einer Vermieterin entdeckt würden (1979, 262).

Ich schreibe von einem feministischen Standpunkt, was in meinen Augen die Einbeziehung einer Beobachterinnen- und Teilnehmerinnenperspektive bedeutet (vgl. McRobbie 1982; Walkerdine 1986). Es scheint mir sehr wichtig, vor allem bei der Untersuchung eines gering bewerteten Genres, daß wir unsere eigene Position kritisch hinterfragen. Welche subjektive Beziehung haben wir zu den Texten, über die wir sprechen? Welche Seiten unserer Persönlichkeit verknüpfen wir mit unseren Forschungsthemen? Mein Interesse an romantischen Romanen ist ein sehr persönliches – ich lese für mein Leben gern sowohl heterosexuelle als auch lesbische Liebesromane. Eine gute Liebesgeschichte hält die Welt auf Distanz und stellt, zumindest vorübergehend, das Vertrauen in eine positive Zukunft wieder her. Ich verknüpfe meine Eindrücke als Leserin mit wissenschaftlichen Überlegungen und hoffe, daß damit meine Ansichten zum Genre des Liebesromans auch für andere wichtig werden.

Was ich unter dem Oberbegriff »lesbischer Liebesroman« zusammenfasse, setzt sich in Wahrheit aus verschiedenen Gattungen zusammen. In den fünfziger und sechziger Jahren geschriebene Romane werden im allgemeinen als »Pulps«, d.h. als Kitschromane, bezeichnet, obwohl einige als literarische Werke betrachtet werden. So gilt beispielsweise Ann Bannon (Autorin der *Beebo Brinker-*

* Gekürzte Fassung des Beitrags »It does make a difference: on sexuality in lesbian romance fiction«. Original in *Feminist Review*. Aus dem Englischen übersetzt von Maren Klostermann

Serie) als Pulp-Autorin, während Jane Rules *Desert of the Heart*, das zur selben Zeit entstanden ist, als »Literatur« angesehen wird. Die Laien-Leserin wird sich die letzte Einschätzung vielleicht durch die vielen Gedichtzitate erklären. Seit Mitte der siebziger Jahre veröffentlicht der Verlag Naiad Press sowohl lesbische Klassikerinnen als auch Erstlingswerke. Naiads wichtigste Autorinnen, Sarah Aldridge und Katherine V. Forrest, werden sicher keinen literarischen Anspruch geltend machen. Und doch genießt ihr Werk einen höheren Stellenwert als das der Harlequin-Autorinnen, die zum Beispiel zahlreiche Verlagsanweisungen für die Abfassung von Sex-Szenen erhalten (etwa den Grad der Deutlichkeit von Beschreibungen oder die Anzahl erotischer Szenen).

Lesbische Kitschromane

Die Bedingungen, unter denen lesbische Kitschromane geschrieben, verlegt und vermarktet wurden, haben Art und Inhalt der Erzählungen tiefgreifend beeinflusst. Im Gegensatz zum heterosexuellen hatte der lesbische Liebesroman in den fünfziger Jahren häufig pornographischen Charakter. Harlequin, heute Marktführer unter den Verlegern heterosexueller Texte, veröffentlichte 1958 den ersten lesbischen Roman. Schon vorher hatten große Taschenbuchverlage wie Dell und Fawcett damit begonnen, billige semi-pornographische Romane zu veröffentlichen, davon einige mit lesbischen Protagonistinnen. Den Verlagen ging es kaum um lesbische Emanzipation; sie machten gutes Geld, indem sie Bücher veröffentlichten, die das Publikum offenbar wollte. Lesbische Autorinnen, die für die großen Verlagsgesellschaften arbeiteten, haben dies zweifellos als ihr gutes Recht empfunden, weil sie von irgend etwas leben mußten. Außerdem gab es keine anderen Publikationsmöglichkeiten für lesbische Unterhaltungsliteratur.

Fran Koski und Maida Tilchen schreiben, daß die Verlage Fawcett-Crest, Midwood Tower, Beacon-Signal und Macfadden-Bartell während der fünfziger und sechziger Jahre hunderte von lesbischen Romanen veröffentlichten – davon viele Originalausgaben in Taschenbuchformat (1979, 262). Koski und Tilchen mögen diese Romane. Sie glauben, ihre »merkwürdige Lesegewohnheit« verteidigen zu müssen, weil »zeitgenössische lesbische Feministinnen« darauf mit Unverständnis und Kritik reagieren könnten (sic). Tatsächlich gab es in den späten siebziger und frühen achtziger Jahren heftige Kritik an diesen Romanen, und viele Feministinnen betrachten sie nach wie vor mit Unbehagen. Koski und Tilchen argumentieren tapfer, daß alle, die das Genre grundsätzlich ablehnen, die Bedingungen übersehen, unter denen diese Romane entstanden sind, d.h. den enormen Einfluß der Verleger auf die Texte. Lesbische Autorinnen kämpften mit dem Rücken zur Wand. Sich den Forderungen der Verleger zu widersetzen, hätte den Verlust der einzig bestehenden Möglichkeit bedeutet, lesbische Romane an die Öffentlichkeit zu bringen. Das hat dazu geführt, daß viele der Kitschromane äußerst ambivalente Handlungsverläufe aufweisen.

»Der Machismo eines Verlegers – so Ms Taylor (Autorin von *Stranger on Lesbos* und *Whisper their Love*, beide verlegt von Fawcett-Crest) – wurde häufig durch ein 'glückliches' (d.h. heterosexuelles) Ende befriedigt; das erklärt den weitverbreiteten 'dilettantische-Lesbe-kehrt-zu-ihrem-Ehemann-zurück' Ausgang« (1979, 263).

Koski und Tilchen fahren fort:

»Wir haben auch den Eindruck, daß einige der Romane, die von den Autorinnen so angelegt waren, daß die lesbische Protagonistin am Ende ihre Erfüllung findet, von (männlichen) Lektoren geändert wurden, um die Lesbierinnen zu 'bestrafen' und den Leserinnen klar zu machen, daß Perversität sich nicht lohne. Und wir haben den Verdacht, daß einige sehr schöne Romane über lesbische Liebe nachträglich mit verkaufsfördernden voyeuristischen Sexszenen gespickt wurden; das würde zum Beispiel die in zwei verschiedenen Stilarten geschriebenen Sexszenen in *Chris* erklären (Randy Salem, *Chris*, New York: Universal Publishing and Distributing, 1959). Gene Damon (Barbara Grier), eine Spezialistin für dieses Thema, ist allerdings der Ansicht, daß es für gewöhnlich an den schlechten Autorinnen – und nicht an den Lektoren – liegt, wenn ein schlechter lesbischer Roman schlecht ist.« (1979, 263)

Das kritikwürdige Merkmal der Kitschromane der fünfziger Jahre ist, daß viele der lesbischen Protagonistinnen in diesen Romanen sich selbst hassen oder der Meinung sind, daß sie es sollten. Die Protagonistinnen flüchten sich in Alkohol, Selbstmord und Gewalt. Sie enden häufig tot, betrunken oder in psychiatrischen Anstalten. Folgt man Koski und Tilchen, so liegt die Ursache in einem Mangel an politischer Perspektive (1979, 264). Ich würde dagegenhalten, daß es lesbischen Frauen in den fünfziger Jahren nicht so sehr an politischen *Perspektiven* als an *Möglichkeiten* gemangelt hat. Es wäre etwas viel verlangt, wenn lesbische Autorinnen ganz allein die Gesellschaft verändern sollten. Natürlich haben sich seither die sozialen Normen und auch die Gesellschaft selbst verändert. Koski und Tilchen geben im politischen Jargon der späten siebziger Jahre ihrer Hoffnung Ausdruck, daß der zeitgenössische lesbische Roman uns hinführen wird »zur strukturalistischen Kritik an einer Gesellschaft, die uns unterdrückt«, und daß er »uns zeigt, was wir sein können.« (1979, 265) Für diese Position spricht die noch immer bestehende gesellschaftliche Diskriminierung von Lesben und Homosexuellen. Die Romane, die zuerst von Naiad und später auch von anderen Frauenbuchverlagen, wie Pandora Press, Women's Press und seit kurzem Silver Moon Books, veröffentlicht werden, erfüllen zum Teil genau diese Forderung. Dieser Standpunkt scheint mir kritikwürdig, da die lesbische Gegenkultur sich inzwischen einen eigenen Raum geschaffen *hat* und es nicht mehr notwendig ist, ausschließlich erzieherische Romane zu produzieren. Zum anderen ist die Unterhaltungsliteratur nicht unbedingt das beste Mittel der politischen Aufklärung und Bewußtseinsbildung. Als Leserin habe ich das Gefühl, daß politische Erziehung eine gute Liebesgeschichte verdirbt.

Der nordamerikanische Verlag Naiad Press hat sich auf lesbische Unterhaltungsromane spezialisiert; m.E. wurde er von Anyta Marchant, einer wohlhabenden Rechtsanwältin, gegründet, die nach einer Publikationsmöglichkeit für ihr literarisches Schaffen suchte. Unter der Voraussetzung, daß ihre Bücher unzensuriert veröffentlicht würden, stattete sie Barbara Grier mit den nötigen finanziellen Mitteln zur Verlagsgründung aus. Es wird gemunkelt, daß sie in Wahrheit niemand anders sei als Sarah Aldridge. Wahrheit oder Fiktion: seit 1974 hat Naiad Press acht Sarah Aldridge-Romane herausgebracht. Die wichtigste Autorin des Verlages ist zur Zeit Katherine V. Forrest, die sowohl Kriminalromane als auch Science Fiction und Liebesromane schreibt. Seit einiger Zeit verkauft Naiad auch Buchtitel an europäische Verlage, wie zum Beispiel Silver Moon und Argument.

Die von Naiad publizierten Liebesromane markieren eine neue Ära lesbischer Unterhaltungsliteratur. Der gesellschaftliche und politische Wandel hat es diesem spezialisierten Verlag ermöglicht, im Rahmen öffentlicher Gesetze und Moral zu existieren und zu arbeiten. Allerdings werden noch immer viele Naiad-Bücher über den Versand verkauft und auch zweifellos in diskreten braunen Umschlägen verschickt. Die ausdrückliche Legitimierung einer lesbischen Lebensweise spielt eine wichtige Rolle in den von Naiad publizierten Texten. Das ist nicht überraschend, da die Naiad-Autorinnen sich zweifellos bewußt sind, daß sie die ersten in diesem Jahrhundert waren, die sich offen mit Frauen identifiziert haben und ohne Angst vor strafrechtlicher Verfolgung über lesbische Liebe schreiben konnten. Moralisch werden sie möglicherweise noch immer verurteilt: in nicht-lesbischen Kreisen, weil sie über lesbische Liebe schreiben, in der lesbischen Gegenkultur, weil sie ausgerechnet jenes Genre imitieren, das besonderes heterosexuell besetzt ist.

Die lesbischen Liebesromane der fünfziger und sechziger Jahre waren im Bereich der Pornographie angesiedelt: Der Ruch der verbotenen, unnatürlichen und illegitimen Liebe hatte einen besonders kitzelnden Reiz für die überwiegend männlichen Leser. So werben die Klappentexte von Beacon Books- und Fawcett-Crest-Romanen zum Beispiel mit folgenden Beschreibungen:

»Das schockierende Portrait einer schönen Ehefrau, die der verderbten Leidenschaft und den sanften Verführungskünsten einer anderen Frau erliegt«, »Der Weg einer einsamen jungen Ehefrau, die durch eine unnatürliche Liebe in Versuchung gerät«, »Drei bezaubernde junge Mädchen, die eine verbotene Lust miteinander teilen«, »Drei Mädchen, die einander die Liebe beibringen! Ein intimer Einblick in die Laster und Leidenschaften, die sich hinter den Fassaden so mancher Privatschule verbergen«.

Die Liebesromane, die ab Mitte der siebziger Jahre geschrieben wurden, formten ein offenes lesbisches Genre, das sich bis heute verändert und weiterentwickelt. Während Sarah Aldridge häufig auf »Natur« und »Unschuld« rekurriert, führen die Romane der achtziger Jahre Ironie ein. So zum Beispiel Michelle Martins *Pembroke Park* (1986), das sich rühmt, eine »kleine Abweichung« zu sein: »Der erste lesbische Adelsroman«.

Autorinnen-Politik

Ich möchte die Unterschiede zwischen den Romanen der fünfziger/sechziger Jahre und denen der siebziger/achtziger Jahre näher erläutern, und zwar an Hand zweier Textbeispiele: Valerie Taylors *Stranger on Lesbos* (1960) und Katherine V. Forrests *Die Fremde im Pool* (1986).

Die Romane haben vieles gemeinsam. Beide handeln von der Entwicklung einer Beziehung zwischen einer verheirateten Frau und einer Lesbierin. Beide Bücher sind außerdem repräsentativ für ihre Zeit, also auch für den lesbischen Roman der sechziger bzw. der achtziger Jahre. Valerie Taylors *Stranger on Lesbos* erzählt die Geschichte von Frances (Frankie), einer einsamen, vernachlässigten Ehefrau, die – als ihr Sohn Bob auf die High-School kommt – ihre Collegeausbildung wieder aufnimmt. Sie hat sich von ihrem Mann Bill entfremdet, der im Gegensatz zu den Anfangsjahren ihrer Ehe völlig in seinen beruflichen

Verpflichtungen aufgeht. In ihrer Englischklasse trifft Frankie Mary Baker (genannt Bake – der androgyne Name ist aufschlußreich!), die in der Fernsehwerbung arbeitet und ebenfalls in ihrer Freizeit Collegekurse besucht. Nach dem Unterricht gehen Bake und Frances in ein kleines Lokal; Bake bestellt zwei Martinis; Frances protestiert, weil sie keinen Alkohol trinkt, läßt sich dann aber überreden und ist angenehm überrascht. Bake – selbstverständlich eine hervorragende Autofahrerin – bringt sie anschließend nach Hause. Es wird zu einer festen Gewohnheit, daß die beiden nach dem Unterricht noch etwas trinken und Bake dann Frances nach Hause fährt. Nach einem Ausflug aufs Land versucht Frances, Bake zu sagen, was sie für sie empfindet.

Sie saßen nebeneinander und nippten schweigend an ihren Drinks.

Mehr als sie zu sehen, fühlte sie die warme Festigkeit von Bakes Schenkel direkt neben ihrem eigenen auf dem Kissen, Bakes Brüste, die die gleichmäßigen Atemzüge hoben und senkten.

»Du bist der netteste Mensch, den ich kenne«, sagte sie schläfrig, und hatte das Gefühl, daß ihre Stimme klein und dünn klang. »Ich mag dich sehr gern.«

»Ich wünschte, wir könnten zusammenwohnen, im College oder so.«

»Wirklich?« Bake stand auf und schlenderte mit dem Glas in der Hand durchs Zimmer. Frankie fühlte die Leere neben sich.

(...)

»Frances, hast du noch nie gehört, daß es Frauen gibt, die einander lieben?«

Frances sprang auf und stellte sich neben Bake. »Glaub mir, Bake, das habe ich nicht gemeint. Ich meine, über sowas brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Ich bin nicht so.« Den Tränen nahe griff sie nach Bakes Hand. »Ehrlich, ich weiß nicht mal, wie solche Frauen – aussehen. Bake, bitte denk nicht mehr daran.«

Bake zog ihre Hand weg. »Manche Menschen fühlen eben so, weißt du. Das ist gar nicht so selten.«

»Ich weiß, aber mach dir keine Gedanken. Sogar, wenn ich dir gegenüber so empfinden würde – ich würde nichts davon sagen. Oder dich irgendwie bedrängen. Ich meine, ich würde schon drüber hinwegkommen. Also ist alles in Ordnung.«

Bake stand da, den Blick von ihr abgewandt, nachdenklich, wie eine Erwachsene, die nach den richtigen Worten sucht, um einem Kind eine abstrakte Idee zu erklären. »Du weißt gar nicht, wovon ich rede, stimmt's?«

»Meinst du –«

(...)

»Ich liebe dich«, sagte Bake ruhig. »Ich glaube, ich liebe dich schon eine ganze Weile. Na, komm schon, ich bring dich jetzt nach Haus.« (*Stranger on Lesbos*, 28f.)

Natürlich will Frances nicht nach Hause, sie bleibt über Nacht. Das erste Mal ist für sie kein großer Erfolg. Der Sex selbst wird nicht beschrieben, nur das unbeholfene Gespräch am Morgen danach. Aber die Situation hat durchaus etwas Romantisches. Frankie, die sich im Spiegel betrachtet, sagt, daß sie gern schön wäre. »Du bist schön«, antwortet Bake ernst. »Du hast einen wundervollen sinnlichen Mund und geschwungene Augenbrauen.« »Ich sehe aus wie alle anderen.« Bake entgegnet: »Du siehst aus wie meine Frankie.« Nach diesen Worten geht Frankie zögernd unter die Dusche, weil sie das Gefühl hat, daß das warme Wasser Bakes Berührungen abwaschen und sie wieder in das »sterile, neutrale Geschöpf zurückverwandeln wird, das sie vor der letzten Nacht gewesen war.« (Ebd., 30f.) Frankie ist unsicher und schüchtern, als sie das nächste Mal ins

College geht und weiß, daß sie Bake wiedersehen wird. Diese Momente – Frances im Bus, schutzsuchend ihre Bücher umklammernd, als sie an öffentlichen Gebäuden vorbeikommt – oder die Szene, wo Frances Bake erzählt, daß sie gern mit ihr schlafen möchte (was nur einmal geschieht), sind die romantischen Höhepunkte von *Stranger on Lesbos*.

Im weiteren Verlauf der Erzählung wird Frankies Doppelleben geschildert, der psychische Druck, sich entweder für Bake und eine lesbische Lebensweise oder für ihren Mann und eine trostlose Ehe zu entscheiden. Am Ende wählt sie die Ehe. Sogar eine eheliche Vergewaltigung kann sie nicht zur Wahl einer lesbischen Lebensweise bewegen. Was nicht besonders überrascht, da Lesbos in diesem Roman alles andere als ein Garten Eden ist. Frankies Affäre mit Bake dauert drei Jahre – drei Jahre, die sie überwiegend in dunklen, unheimlichen Bars verbringen. Alkohol und Gewalt spielen eine große Rolle. Frankie verbringt sogar eine Nacht im Gefängnis, nachdem Bake eine Frau niedergeschlagen hat, die sich an Frankie herangemacht hatte. Bake verschwindet im ausbrechenden Tumult, die Frau scheint schwer verletzt zu sein, die Polizei verhaftet alle Anwesenden. Während Frances im Gefängnis sitzt, geht Bake mit ihrer Ex-Geliebten Jane ins Bett, die verräterische Zigarettenkippen in Bakes Wohnung hinterläßt, damit Frankie von der Sache erfährt. Nicht Bake, sondern Frankies Ehemann holt sie aus dem Gefängnis. Frankie fühlt sich im Stich gelassen.

Die Ereignisse spitzen sich zu, als Frankies Sohn Bob ein Mädchen aus einer wohlhabenden Familie heiraten will. Er bittet seine Mutter, ihr lesbisches Doppelleben aufzugeben, damit er und Mari eine Chance haben. Frankie hat ihr Verhältnis nie, weder mit ihrem Mann noch mit ihrem Sohn, besprochen, aber beide wissen offenbar Bescheid. Bobs wegen »reißt Frankie sich zusammen«. Sie trifft sich nicht mehr mit Bake, obwohl sie sich trotz Bakes Untreue und ihrer Trinkerei noch immer nach ihr sehnt. Am Abend vor der Hochzeit begegnet Frankie zufällig Kay, einer sehr attraktiven Freundin von Bake. Sie gehen auf einen Drink in ein Lokal. Kay hat ihre Freundin (die erste lesbische Beziehung nach ihrer Ehe) an Bake verloren. Die beiden Frauen treffen Bake, und Frankie betrinkt sich. Sie gerät an eine Baseballspielerin, die sie nach Hause fährt, zusammenschlägt und vergewaltigt.

Am nächsten Morgen erscheint Frankie zu spät und zerschunden auf der Hochzeit. Alles verläuft relativ glatt. Zu ihrer großen Überraschung ist ihr Mann nicht wütend auf sie. Für ihn ist sie wieder die kleine, verletzte Frankie geworden, das Mädchen, das er geheiratet hat. Auf dem Hochzeitsempfang trifft Frankie erneut auf Kay.

Die Erkenntnis traf sie wie ein Schlag ins Gesicht. Während sie selbst auf nichts anderes als Kates Freundschaft gehofft hatte, gingen Kates Gedanken, die gerade unübersehbar zu konkreten Plänen heranreiften, weit über bloße Freundschaft hinaus. (142)

(Frankie findet das Gesicht ihres Mannes irgendwie beruhigend.)

Unter der ganzen Müdigkeit und Erstarrung, dem Schmerz, dem Fkel und der Verwirrung, spürte sie, wie ein vertrautes Bedürfnis sich zu regen begann. Immerhin ist es schon ziemlich lange her, dachte sie und schüttelte dabei abwesend die Hand eines spitzgesichtigen Mannes. In ihren Mundwinkeln zuckte ein Lächeln. (143)

(Sie entscheidet sich für ihren Mann.)

Mit einem nur kleinen Anflug des Bedauerns verzichtete sie auf Kays Freundschaft und alle

damit verbundenen Möglichkeiten emotionaler Bindung. Ich werde einfach den Hörer neben die Gabel legen, sagte sie sich entschlossen. Bill lächelte auf sie herab. »Möchtest du dich irgendwo ausruhen?«

Sie schob ihre Hand in seine. »Alles, was ich möchte«, sagte sie sanft »ist, mit dir nach Hause zu gehen.« (144)

Stranger on Lesbos hätte genausogut damit enden können, daß Frankie mit Kay statt mit Bill nach Hause geht. Beide Frauen sind verheiratet gewesen und hatten eine einzige (nicht besonders glückliche) lesbische Beziehung. Frankie wird von ihrem Ehemann in einem Wutanfall vergewaltigt, nicht gerade ein Argument, um bei ihm zu bleiben. Da Valerie Taylor ihre Heldin Frances bereits mit einer schrecklichen Kindheit ausgestattet hat (Armut; geringe Bildungsmöglichkeiten; ein tyrannischer Vater, der versucht hat, sie zu vergewaltigen, weil er sie mit ihrer Mutter verwechselte) und da sie außerdem auch von der Baseballspielerin vergewaltigt wird, dürfte es die Leserin nicht mehr sonderlich überraschen, wenn Frances sich wieder mit ihrem Mann aussöhnt. Diese »dilettantische Lesbe« kehrt zu ihrem Ehemann zurück.

Der Roman von Katherine V. Forrest, *Die Fremde im Pool*, enthält ähnliche Elemente. Carolyn Blake, obwohl wesentlich jünger als Frances, ist ebenfalls verheiratet und auch ihr Mann wird stark von seiner Arbeit in Anspruch genommen. Carolyn besucht zwar keine Collegekurse, findet aber einen Job und widersetzt sich damit den Wünschen ihres Mannes, der möchte, daß sie zu Hause bleibt und für ihn sorgt. Als Carolyn eines Tages von ihrer neuen Arbeit nach Hause kommt, findet sie eine Amazone in ihrem Swimmingpool: Val Hunter, eine große, kräftige Frau und eine herrliche Schwimmerin. Val ist Witwe, was sie mit Fassung trägt. Im Gegensatz zu *Stranger on Lesbos* sind die Protagonistinnen in *Die Fremde im Pool* überzeugender und gleichrangige Partnerinnen. Obwohl Val schon früher mit einer Frau zusammengelebt hat, hat sie noch nie mit einer Frau geschlafen. Beide erleben ein Coming out.

Die Spannung zwischen Carolyn und Val wächst langsam. Val ist Malerin. Sie wohnt mit ihrem Sohn im Gartenhaus des Nachbarn. Jeden Nachmittag, wenn Paul, Carolyns Ehemann, bei der Arbeit ist, macht Val einen Abstecher in den Swimmingpool. Paul empfindet eine spontane Abneigung gegen Val, als die beiden sich das erste Mal begegnen, und Val geht es umgekehrt nicht anders. Carolyn hat eines von Vals Bildern gekauft und ist gezwungen, die beiden einander vorzustellen. Val hat in der Zwischenzeit versucht, Carolyn die Angst vorm Wasser und vorm Swimmingpool zu nehmen. Carolyn hatte vor ihrer Bekanntschaft mit Val ein schreckliches Erlebnis im Pool. Als sie einmal mit ihrem Mann zusammen im Wasser war, wollte er Sex mit ihr machen und verstand ihre Reaktion falsch. Er deutete ihr Verhalten als Ausdruck der Lust und verletzte sie schwer. Das Erlebnis war für Carolyn so traumatisch, daß sie nicht mehr ins Wasser ging. Val kommt auf die Idee, zwei alte Luftmatratzen mitzubringen. Sie denkt, daß es Carolyn helfen könnte, einfach auf der Wasseroberfläche herumzupaddeln. Die beiden Frauen lassen sich endlos auf den Luftmatratzen im Swimmingpool treiben und halten dabei Händchen.

Paul, der fürchtet, Carolyn zu verlieren, überredet seinen Nachbarn, den

Mietvertrag für das Gartenhaus zu beenden. Doch als er nicht mehr weiß, wo Val lebt, und ob und wann sie seine Frau trifft, steigert das nur seine Unruhe und seine Befürchtungen. Obwohl es schwieriger ist, treffen Carolyn und Val sich nach wie vor häufig. Paul und Carolyn werden einander immer fremder. Carolyn fängt an, im Gästezimmer zu schlafen, wo sie ein weiteres von Vals Bildern aufgehängt hat. Sie findet heraus, daß Paul dafür verantwortlich ist, daß Val aus dem Gartenhaus hinausgeworfen wurde, was ihre Meinung über ihn nicht verbessert. Val wohnt vorübergehend in einem Strandhaus in Malibu, das ihr von einer Freundin zur Verfügung gestellt wurde. Bei einem Treffen in dem Haus (Val hat gerade einige Bilder verkauft und befindet sich in gehobener Stimmung) findet Carolyn – oder Carrie, wie sie von Val genannt wird – schließlich den Mut, das schwierige Thema ihrer Beziehung anzusprechen. Es folgt eine saftige Liebeszene, ein ganzes Kapitel lang, hier einige Auszüge:

»Val, wir...« Unvermittelt, ganz instinktiv, befahl sie: »Val, sieh mich an.«

Val hob die Augen, sie sah aus wie ein Kind, das Prügel erwartet. Carolyn tastete nach ihrer Hand, rieb und wärmte sie.

»Val«, sagte sie heiser. »Wir fassen uns schon seit Monaten an.«

Val antwortete nicht.

Ich weiß nicht, was sie von mir will. »Val, kannst du mir sagen, ... was du empfindest?« *Gott, ich taste mich hier durch ein Minenfeld.* »Kannst du mir sagen, was ...«

»Ich ...« Val räusperte sich. »Ich weiß es nicht«, sagte sie mit dumpfer, tonloser Stimme. »Ich weiß es wirklich nicht.« (149)

(Das Reden fällt ihnen schwer; sie gehen langsam aufeinander zu)

Sanfte Hände nahmen Carolyns Gesicht. *Vals Hände.* Das Wissen durchströmte sie: *Vals Hände.*

Carolyn blickte in die dunklen Augen, gebannt von deren Tiefe und Intensität. Unbewußt führen ihre Hände durch Vals Haar, die widerspenstigen Locken ringelten sich um ihre Finger. Mit halbgeschlossenen Augen blickte Val auf ihren Mund. Wie hypnotisiert starrte Carolyn auf Vals sinnliche volle Lippen.

Val umschlang sie und zog sie hoch. Sie küßte sie wild und mit fordernder Zunge. Ihre Hand glitt über Carolyns Hals direkt in ihre Bluse. Und Carolyns Brustwarzen brannten und wurden hart, noch ehe Val sie berührte.

Die Hände zarten fingerten ungeduldig an Carolyns Blusenknöpfen (...)

Die großen zarten Hände bedeckten und streichelten Carolyns Brüste, Val küßte sie; ihre Zunge hatte den gleichen Rhythmus wie ihre Hand auf den Brüsten. Dann packte Val ihre Hüften und preßte sie an sich. Ihre Hände tasteten nach dem Gürtel. (152)

Und so geht es weiter, bis Val Carolyn so lange gestreichelt hat, daß sie mühelos zum Orgasmus kommt. In der Erzählung gestattet Val Carolyn erst wesentlich später, sie ebenfalls zu berühren, und Forrest nutzt die Gelegenheit, um erneut in einem vielseitigen Liebespiel zu schwelgen. Obwohl die Sexszenen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übriglassen, ist der Sprachgebrauch dennoch typisch für den modernen Liebesroman. Zum Beispiel: »Ihr Körper zitterte, *als Vals Finger sie fanden*, und Carolyn staunte, wie naß sie war.« Obwohl jeder Körperteil genannt werden kann – und genannt wird –, muß in der Beschreibung der Sexszenen immer etwas als heimliches Einverständnis zwischen Leserin und Autorin verborgen bleiben. Der Reiz und das Vergnügen beim Lesen der Sex-Stellen resultiert aus der farbenfrohen Sprache, mit der Forrest das Liebespiel ihrer Protagonistinnen – ausführlich – beschreibt. Frau weiß, wer was mit wem macht,

und Forrest wählt schöne Formulierungen, um es zu veranschaulichen. Die Heldinnen gehen erst ins Bett, wenn wir es erwarten, und spannen uns für eine respektable und annehmbare Zeit auf die Folter, bis sie uns mit einer ausreichend langen Sexszene belohnen. Forrest gewährt ihren Leserinnen ein Maximum an romantischer Spannung, die zum Teil daraus resultiert, daß eine der Heldinnen sich nicht sicher ist, ob die andere sie liebt, und zum Teil daraus, daß sie unsicher ist, wie der Sex sein wird. Forrest nutzt das Mittel des inneren Monologs, um diese Spannung zu unterstreichen.

Carolyn und Val sind beide unsicher, was ihre Beziehung angeht. Val fürchtet, Carolyn zu verlieren. Carolyn weiß, daß sie Paul davon erzählen muß, weiß aber nicht wie. Eines Tages kommt Paul zufällig früher nach Hause. Val und Carolyn schlafen miteinander. Entsetzt wird Paul Zeuge, wie Val seine Frau befriedigt. Ihm wird klar, daß er Carolyns sexuelle Bedürfnisse nie erfüllt hat. Am Boden zerstört und ohne daß die beiden ihn bemerkt hätten, geht er wieder fort. Er macht einen Besuch bei den Nachbarn und wandert anschließend ziellos in der Gegend herum, bis Vals zerbeulter Volkswagen aus der Auffahrt fährt. Als Paul ins Haus kommt, sitzt Carolyn in ihrer gewohnten Sofaecke. Sie hat sich entschieden, mit Paul über die Trennung zu reden. Sie versucht, das Thema anzusprechen, aber Paul kann an nichts anderes denken als an die Szene, die er im Gästezimmer beobachtet hat. Er fragt sie völlig unvermittelt, ob sie schon je in ihrer Ehe einen Orgasmus gehabt habe. Carolyn kann seinen Gedankensprüngen nicht folgen. Er schleudert ihr entgegen, daß sie nur mit »dieser Amazone« zusammen sein wolle, und sich deshalb von ihm scheiden lassen wolle. Sein Vorwurf trifft nicht den Kern der Sache. Carolyn möchte die Scheidung, weil sie den Wunsch hat, eine Weile allein zu sein und mit sich selbst ins reine zu kommen.

Doch ihre Worte dringen nicht mehr zu Paul durch; er ist in seiner privaten Hölle gefangen – seiner Angst vor Frauen, die (wie Forrest nahelegt) mit dem Selbstmord seiner Mutter zusammenhängt.

»Nie habe ich etwas anderes getan, als dich geliebt«, sagte er auf sie zugehend. Das Wissen, was er gleich tun würde, wuchs in ihm, kalt und unerbittlich (230). (Es wird dann detailliert beschrieben, wie Paul Blake seine Frau vergewaltigt.)

Die erzählerische Gestaltung folgt auf den ersten 150 Seiten den Konventionen des traditionellen Liebesromans. Die Zuneigung, die die Frauen füreinander empfinden, wird im Körper und in den Instinkten angesiedelt, nicht im Bereich rationaler Argumente. Es ist der Körper, nicht der Verstand, der weiß, was getan werden muß.

In heterosexuellen Liebesromanen – von Harlequin oder Mills und Boon – werden zwei Arten von Wissen anerkannt: ein verstandesmäßiges und eines vom Gefühl. Der Handlungsverlauf ist immer die Variation eines einzigen Themas. Ein Mann tritt ins Leben der Heldin, die Heldin hält ihn für arrogant und hasensenswert, bis sie durch den ersten Kuß eines Besseren belehrt wird und einsieht, daß ihr Körper anders denkt als ihr Kopf. Die Spannung in einem Harlequin-Roman entsteht aus der Frage, ob die Heldin ihre »wahren« Wünsche und Bedürfnisse erkennt und zu einer günstigeren Einschätzung des Helden kommt, der sich letztlich immer als warmherziger, fürsorglicher Mensch entpuppt und kein bißchen arrogant ist. Das sinnliche Wissen ist das eigentlich Wahre und

triumphiert über rationale Argumente. In lesbischen Liebesromanen könnte die Darstellung des Coming out als Selbstfindungsprozeß dieselbe Funktion übernehmen. Natürlich ist in den Harlequin-Romanen jenes romantische Wissen, das im Körper und in den Gefühlen wurzelt, mühelos als das gute und richtige Wissen zu identifizieren, weil es zur heterosexuellen Paarbildung führt. Da das bei lesbischen Romanen für gewöhnlich nicht der Fall ist, versuchen die Autorinnen, ihre Darstellung lesbischer Liebe zu rechtfertigen. Doch solche Textpolitik stützt sich zumeist auf die rationale, intellektuelle Logik, die im romantischen Liebesroman gewöhnlich für ungültig erklärt wird.

Auf den letzten fünfzig Seiten von *Die Fremde im Pool* werden wir gezwungen, eine schreckliche eheliche Vergewaltigung mitzerleben. Wir sollen verstehen, daß es gute Gründe für eine Frau gibt, sich für Frauen und nicht für Männer zu entscheiden. Wir sollen aufgeklärt werden, und Aufklärung ist das höchste Ziel der rationalen Logik. Irgendwie ist das genauso schlimm wie das traurige Schicksal der lesbischen Protagonistinnen in den Kitschromanen der fünfziger und sechziger Jahre. Wieder hat eine Autorin das Gefühl, daß die Sexualität in einem zeitgenössischen lesbischen Liebesroman nicht so »normal« und selbstverständlich sein kann wie in einem heterosexuellen. Obwohl die Sexszenen nach wie vor einen pädagogischen Wert haben mögen, dienen sie nicht dem romantischen Erzählziel, das »emotionale Wissen« zu bestätigen. Die Sexualität spielt eine verwirrende Doppelrolle in dieser lesbischen Liebesgeschichte; einerseits erhält sie eine negative Funktion – die Vergewaltigung rationalisiert lesbische Liebe auf einer politischen Ebene –, andererseits erhält sie eine positive, wenn auch letztlich nicht sehr überzeugende Funktion im romantischen Teil der Erzählung. *Die Fremde im Pool* endet damit, daß Carolyn und Val beschließen, »fürs erste« zusammenzubleiben. Was ist das für eine Liebesgeschichte?

Leserinnen-Politik

Eheleben als Langeweile, Sex mit Männern als Pflichtübung oder eindeutige Unannehmlichkeit: für Frances ist dies »bestenfalls schmutzig und unwürdig« (1960, 3); Carolyn schützt Unwohlsein vor, weil es sie krank und elend macht, daß Paul während einer Urlaubsreise unablässig mit ihr schlafen will (er denkt, daß er sie auf diese Weise zurückgewinnen und von Val loseisen kann); Männer, die durch eheliche Vergewaltigung Macht über Frauen ausüben: *Stranger on Lesbos* und *Die Fremde im Pool* haben viel gemeinsam. Es ist kein Zufall, daß *Stranger on Lesbos* mit der Versöhnung der Ehepartner endet. Die kulturpolitischen Umstände ließen keinen anderen Romanausgang zu. Ob Taylor ihren Text selbst zensierte oder ob ein Verleger es gefordert hat, wissen wir nicht. Der Roman enthält genug Elemente, die dieses Ende überzeugend und glaubhaft machen, obwohl der Text auch durchaus Anhaltspunkte für einen anderen glücklichen Ausgang liefern würde.

Als ich *Die Fremde im Pool* gelesen habe, hatte ich den starken Verdacht, daß Katherine Forrest *Stranger on Lesbos* neu schreiben wollte, diesmal mit dem richtigen Ende. Forrests Heldin Carolyn ist ein bißchen besser dran als Frances. Obwohl auch sie weder lebende Verwandte noch eine glückliche Kindheit

aufweisen kann, hat sie immerhin einen Collegeabschluß und eine Arbeit, die ihr Spaß macht. Beide Frauen haben in jungen Jahren wesentlich ältere Männer geheiratet, die einen legitimen Machtanspruch auf den Körper ihrer Frau zu haben glauben. Die Szene, in der Bill Frances vergewaltigt, liest sich nicht besonders angenehm, aber es ist nicht das Schlimmste, was ihr je passiert ist, und es bringt sie auch nicht dazu, sich für eine lesbische Lebensweise zu entscheiden. Gegen Ende des Romans wird sie auch von einer Frau vergewaltigt, und diese Schilderung ist weit eindringlicher und schrecklicher.

Forrest verfolgt mit ihrem Buch nicht nur literarische, sondern auch klare politische Ziele. Die Vergewaltigung in *Die Fremde im Pool* bedeutet das Ende aller Zweifel. Carolyn wird sich für Frauen entscheiden. Schon früher in der Erzählung ist die Heldin einmal fast vergewaltigt worden (im Swimmingpool), wodurch Forrest ihre Beweisführung untermauert und Paul Blakes Handlungsweise gegenüber seiner Frau für die Leserinnen überzeugender macht. Forrest argumentiert, daß es das ist, was Männer Frauen antun können, physisch und psychisch, sogar wenn sie behaupten, sie zu lieben. Daß es einer Frau vielleicht einfach mehr Spaß macht, mit Frauen zu schlafen als mit Männern, daß sie sich in einer Beziehung mit einer Frau wohler fühlt, gleichberechtigter oder eben einfach anders – all das scheint kein legitimes Argument zu sein, um über lesbische Liebe zu schreiben.

Wo Taylor aufhört, weil sie kein politisches Anliegen hat oder keines zum Ausdruck bringen will, macht Forrest weiter, um ihre Gesellschaftskritik unmißverständlich deutlich zu machen. Der Ausgang des Romans und die darin enthaltene politische Argumentation machen *Die Fremde im Pool* zu einer unbefriedigenden Lektüre, obwohl der Roman alles enthält, was eine gute Liebesgeschichte braucht. Das Buch ist einfach zu lang. Für *Die Fremde im Pool* würde ein Harlequin-Format völlig ausreichen. Die Geschichte könnte damit aufhören, wie Carolyn herausfindet, daß es ihr Mann war, der Val aus dem Gartenhaus vertrieben hat, wodurch sie schlagartig erkennt, was sie *in Wahrheit* für Val empfindet. Sie findet den Mut, ihrem Mann zu sagen, daß sie ihn verläßt. Geht mit Val Hunter ins Bett. Ende der Geschichte.

Aber Forrest will mehr. Bis in die frühen achtziger Jahre war die Darstellung von Gewalt ein durchaus gängiges Element in heterosexuellen Liebesromanen. Die Protagonistinnen mußten gewaltsam dazu gezwungen werden, ihre innersten Wünsche und Bedürfnisse zu erkennen. Die niedrigen Verkaufszahlen dieser speziellen Romanart veranlaßten Harlequin dazu, auf diese Handlungsvariante zu verzichten. Zu meiner Überraschung fand ich genau diese Art der Darstellung in lesbischen Liebesgeschichten wieder. Vor *Die Fremde im Pool* habe ich Forrests ersten Roman *Seltsamer Wein* gelesen. Wie *Die Fremde im Pool* enthält auch *Seltsamer Wein* eine Darstellung sexueller Gewalt gegen die Heldin. Die Heldin Diana zweifelt, ob sie Lane liebt, eine Frau, die sie in einer Berghütte am Lake Tahoe kennengelernt hat, wo sie mit einigen Freundinnen einen Kurzurlaub verbringt. Sie geht in ein Kasino, trifft einen Mann, nimmt einen Drink mit ihm und wird von ihm vergewaltigt. Er mißhandelt sie, wenn auch nicht so schwer, wie Carolyns Mann seine Frau. Das Erlebnis macht Diana klar, daß sie Lane liebt. Es ist dasselbe Schema wie in *Die Fremde im Pool*. Vergewaltigung wird für

Katherine V. Forrest zum ausschlaggebenden politischen Argument für eine lesbische Lebensweise. Forrest verleiht ihren Charakteren eine politische Dimension, womit sie meiner Meinung nach die Erzählung weit überfordert. Janice Radway (1984) schreibt, daß Liebesromane ein Gefühl des Wohlbehagens vermitteln. Ich teile diese Ansicht. Liebesromane bewegen sich in ihrer eigenen spezifischen Gefühlslogik, die auf der Handlungsebene zum Ausdruck kommt. Die Einfühlung oder Identifikation der Leserin beschränkt sich nicht auf die Heldinnen oder Helden, sondern umfaßt auch, und vielleicht in erster Linie, die Fabel und ihre Entwicklung. Wie beim Melodrama ist der Gang der Erzählung wichtiger als die individuelle Charakterisierung (vgl. Ang 1985, 64, und Elsaesser 1987).

Die Politik in Forrests Romanen verringert das potentielle Vergnügen an der erzählten Geschichte. Meine Leselust ist eskapistisch. Ich lese Liebesromane, weil ich es genieße, dem Alltag zu entfliehen. Ich lese sie nicht, um philosophisch oder psychologisch zu hinterfragen, wer wir sind, was wir tun können oder warum wir auf der Welt sind. Ich ziehe es vor, einen schönen und manchmal fröhlichen Traum mit einer Autorin zu teilen, die ich mag – weil ihr Stil mir gefällt, weil ihre Heldinnen mir sympathisch sind. Das ist wahrscheinlich eine akademische Leseweise. Sie konzentriert sich auch auf die Produzentin von Literatur. Trotzdem halte ich es für einen Teil des Diskurses zum Liebesroman, sich nicht nur mit der Erzählung, sondern auch mit der Autorin zu identifizieren und sie während dieses Vorganges zu romantisieren. Ich *weiß*, daß ich bei meinen Lieblingsautorinnen das schätze, was Georgette Heyer, eine bekannte Autorin sogenannter Adelsromane, ihren Heldinnen mitgibt: Humor, Witz und gesunden Menschenverstand. (Robinson 1978, und Aiken Hodge 1985)

Mir scheint, daß eine genüßliche Romanlektüre viel damit zu tun hat, ob die Leserin das Gefühl erhält, ein Geheimnis mit der Autorin zu teilen. Das gilt insbesondere für das Gefühl, daß sie, die Leserin, dieses Buch selbst geschrieben haben könnte, wenn man ihr ein wenig Zeit gelassen hätte. Die Autorin hat der Leserin einfach nur den Gefallen getan, ihr die Arbeit abzunehmen. Das würde den für gewöhnlich relativ simplen Handlungsverlauf von Liebesromanen erklären.

Für eine solche Rekonstruktion des Lesevergnügens spricht auch, daß viele Harlequin-Autorinnen ursprünglich Leserinnen waren, die ein Manuskript einschickten. Die von Naiad publizierten Liebesromane enthalten oft biographische Informationen über die Autorin. In einigen Fällen (so z.B. bei Martin) wird erwähnt, daß die Autorin gern heterosexuelle Grusel- oder Adelsromane gelesen hat, jetzt aber selbst welche schreibt, weil es keine lesbischen Varianten gab. Eine amerikanische Gazette wie die *Romantic Times* blüht und gedeiht durch solche Leser(in)-wird-erfolgreiche(r)-Geschichten-Autor(in). Gleichgültig, wie klein die Zahl von LeserInnen sein mag, die tatsächlich selbst zu schreiben beginnen – es ist ganz offensichtlich eine beliebte Vorstellung.

Das Romantische ist das Lustvolle

Einige zeitgenössische lesbische Liebesromane halten sich an die romantische Form und sind wahre Romanzen. Andere halten sich nicht konsequent an die Logik einer Romanze. Einer der wichtigsten Aspekte lesbischer Liebeserzählungen ist das Verhältnis zwischen der dargestellten Sexualität und der politischen Haltung der Autorin. Am Beispiel von Katherine V. Forrests *Die Fremde im Pool* habe ich erläutert, warum ein Liebesroman nicht zur politischen Abhandlung werden sollte. Selbst wenn ich dafür wäre, daß ein Text versucht, sein eigenes Thema politisch zu rechtfertigen – ich glaube einfach nicht, daß eine schreckliche Kindheit und gewalttätige Ehemänner überzeugende Argumente für eine lesbische Lebensweise sind.

Die Fremde im Pool zeigt auch, wie tiefgreifend sich das Genre seit den fünfziger und sechziger Jahren gewandelt hat. Valerie Taylors *Stranger on Lesbos* präsentiert lesbische Lebensweise als etwas Zwielfichtiges und lesbische Frauen als ziemlich furchteinflößende Wesen. Vielleicht aber versucht Forrest nicht das Lesbischsein zu verteidigen, sondern sie schreibt eine Liebesgeschichte, die keine ist. Der Liebesroman ist verständlicherweise kein besonders angesehenes Genre der lesbischen Gegenkultur, auf Grund der Kitschromane und wegen der heterosexuellen Konnotationen des Genres. Die realistische Beschreibung der Vergewaltigung könnte auch als Schritt in eine andere literarische Form gesehen werden; in das Genre des realistischen Romans, das wesentlich höheres Ansehen genießt und einen direkten Bezug zur feministischen Bewußtseinsbildung hat.

Ich mag es, wenn ein Liebesroman sich an die gängigen Regeln des Genres hält und mir mein zugegebenermaßen konservatives Lesevergnügen ermöglicht. Ich hasse Liebesromane mit offenem Schluß, wie bei *Die Fremde im Pool*. Forrest legt viel Wert auf Eigenständigkeit, auf Unabhängigkeit und Stärke. Die romantische Logik dagegen schwelgt gern in der Vorstellung, daß die Verbindung zweier Menschen mehr ergibt als ihre Summe. Romanzen versuchen zu beweisen, daß Menschen besser, schöner und begabter sind, als sie auf den ersten Blick scheinen und daß sie glücklicher sind, wenn sie einen Menschen finden, der sie liebt. Ähnlich verwirrend ist auch die Darstellung der Sexualität bei Forrest, erotische Schilderungen wechseln mit Vergewaltigungsszenen, während der Sex doch zeigen soll, daß unsere Heldin endlich die »Richtige« gefunden hat. So konservativ es sein mag – ich würde mir wünschen, daß wir die politische Erzählweise aus lesbischen Liebesromanen heraushalten und diese deutliche Gesellschaftskritik für andere Bücher aufsparen. Denn einen Liebesroman, egal ob heterosexuell oder lesbisch, der moralisiert und Vergewaltigungen beschreibt, werde ich nie und nimmer genüßlich lesen können.

Literaturverzeichnis

- Aiken Hodge, Jane, 1985: *The Private World of Georgette Heyer*. New York, Pan Books
 Ang, Jen, 1985: *Watching Dallas. Soap Opera and the Melodramatic Imagination*. London, Methuen
 (Deutsch: *Das Gefühl »Dallas«*. Zur Produktion des Trivialen. Daedalus, VAH'Br, 1986)
 Bannon, Ann, 1986: *Beebo Brinker*. Tallahassee Florida: Naiad Press (Erstveröffentlichung 1962)
 Burgin, Victor, James Donald und Cora Kaplan (Hrsg.), 1986: *Formations of Fantasy*. London, Methuen

- Coward, Rosalind, 1984: *Female Desire, Women's Sexuality Today*. London, Paladin
- Elsaesser, Thomas, 1987: *Tales of Sound and Fury*. In: Gledhill
- Forrest, Katherine V., 1983: *Curious Wine*. Tallahassee Fla: Naiad Press (Deutsch: *Seltsamer Wein*. Daphne. 1985)
- dies., 1986: *An Emergence of Green*. Tallahassee Fla: Naiad Press (Deutsch: *Die Fremde im Pool*. München: Frauenoffensive, 1988)
- Gledhill, Christine, 1987: *Home Is Where the Heart is*. Studies in Melodrama and the Women's Film. London, BFI
- Green, Gayle, und Coppelia Kahn (Hrsg.), 1985: *Making a Difference*. Feminist Literary Criticism. London, New York, Methuen
- Jay, Karla, und Allen Young (Hrsg.), 1979: *Lavender Culture*. New York, Jove/HBJ
- Jones, Ann-Rosalind, 1986: *Mills and Boon Meet Feminism*. In: Radford
- Kaplan, Cora, 1986: *Sea Changes, Culture and Feminism*. London, Verso
- Koski, Fran, und Maida Tilchen, 1979: *Some Pulp Sappho*. In: Jay/Young
- Martin, Michelle, 1986: *Pembroke Park*. Tallahassee Fla: Naiad Press
- McRobbi, Angela, 1982: *The Politics of Feminist Research*. Between Talk, Text and Action. Feminist Review, 12
- Modelski, Tania, 1982: *Loving with a Vengeance*. Mass-Produced Fantasies for Women. London, Methuen
- Opzij (1985): *Interview with Jane Rule*. November 1987, 44
- Radford, Jean (Hrsg.), 1986: *The Progress of Romance*. The Politics of Popular Fiction. London, Routledge and Kegan Paul
- Radway, Janice, 1984: *Reading the Romance*. Women, Patriarchy and Popular Literature. Chapel Hill and London, The University of North Carolina Press
- Robinson, Lillian S., 1978: *On Reading Trash*. In: dies.: *Sex, Class and Culture*. London, New York, Methuen
- Rule, Jane, 1986: *Desert of the Heart*. London: Pandora Press (Erstveröffentlichung 1964)
- Taylor, Valerie, 1960: *Stranger on Lesbos*. Greenwich Conn, Fawcett
- Walkerdine, Valerie, 1986: *Video Replay*. Families, Films and Fantasy. In: Burgin, Donald und Kaplan
- Zimmermann, Bonnie, 1985: *What has Never Been: An Overview of Lesbian Feminist Criticism*. In: Green/Kahn

Podium Progressiv

Michelle Grégoire
(Hrsg.)

Neofaschismus

Dokumente aus dem
Bundestag
104 S., DM 9.-

Thomas Friedrich
"Welch eine Kraft
es gab, als Stalin
sprach"

Personenkult und SED
100 S., DM 9.-

Richard Schwarz
Aspekte
einer neuen
Machttheorie.

Michel Foucault
44 S., DM 4.-

Weichold/Dietzel/
Schwenk
Die europäische
Linke
204 S, DM 16.80

Bergmann/Kessler
(Hrsg.)

Aufstieg und Zerfall der Komintern

ca. 250 S., DM 19.80

Harald Werner
Mythos und Realität
der Erwerbsarbeit

96 S., DM 9.-

Jens Becker
Der Widerstand
der KPD-O
im Faschismus

104 S., DM 9.-

PDS/Linke Liste, Postfach 3346, 6500 Mainz

Alexander Honold

Die Geschichte eines Landvermessers

Lesespuren in Peter Weiss' Ästhetik

Die drei Bände der *Ästhetik des Widerstands*, in denen die Geschichte von Faschismus, Widerstand und Exil und die ein Künstlerleben lang währende Arbeit des Peter Weiss an der Erkennbarkeit und Darstellbarkeit dieser Geschichte ihren Niederschlag gefunden haben, diese Bände führen auf dem Weg in die Geschichte zu mit äußerster Genauigkeit beschriebenen konkreten Schauplätzen und zu beharrlich in immer neuen Anläufen interpretierten Kunstwerken. Zwischen Pergamon und Plötzensee, zwischen dem 22. September 1937 und dem 22. Dezember 1942, dem Tag der Hinrichtung der Widerstandskämpfer der Schulze-Boysen/Harnack-Gruppe, ist das in die Fiktion eingearbeitete historische Geschehen in seinen entscheidenden Situationen mit topographischer Genauigkeit fixiert, zumal dann, wenn es zur Kunst, zur Begegnung mit den Werken der Brueghel, Gaudí, Picasso und Géricault führt. So folgt dem Besuch des Pergamonalars ein detailliert beschriebener Gang von der Museumsinsel in das nördlich anschließende proletarische Scheunenviertel; vor dem Einsatz des Spanienbrigadisten steht der Weg durch die katalanische Hauptstadt zur *Sagrada Familia*; auf die spanische Niederlage folgt in Valencia die Begegnung mit den Reproduktionen von Picassos *Guernica* und Géricaults *Floß der Medusa*; der bestürzenden Aktualität dieser Darstellung einer hoffnungslos um ihr Überleben kämpfenden Gruppe von Schiffbrüchigen antwortet der Ich-Erzähler, nach der Konfrontation mit Géricaults Gemälde im Pariser Louvre, durch die minutiöse Rekonstruktion seiner Entstehungsbedingungen, die Suche nach den Spuren des Malers im Pariser Stadtbild; die in Paris zurückgelegten Wege erscheinen ein zweites Mal im Stockholmer Exil, überblendet nun von der Reminiszenz der Berliner Dante-Lektüre; zwischen Lohnarbeit, Selbststudium und politischer Untergrundarbeit füllen sich die Stockholmer Straßen mit den Gesängen Dantes und den Stichen Meryons. Schließlich die nicht mehr an das Erzähler-Ich gebundenen Kundschafterwege nach Nazideutschland, letzte Botengänge vor der Verhaftung der Widerstandskämpfer, in langen Reihungen von Straßennamen dem Berliner Stadtplan eingezeichnet, vor dem sich Weiss einmal photographieren ließ.

In der von der politischen Geschichte diktierten Unzugehörigkeit, die den Werdegang des Ich-Erzählers eben nicht nach dem Muster des Bildungsromans als »Wanderung des problematischen Individuums zu sich selbst« (Lukács 1971, 70) zu erzählen und zu deuten erlaubt, denn »der Wechsel der Orte, das Reisen, die Ankunft in fremden Städten war nicht mit epischen Eindrücken verbunden, sondern nur mit der Frage, ob sich hier eine Anstellung finden ließ« (ÄdW I, 134) – in dieser Ortlosigkeit werden die Begegnungen mit Bildern und Büchern zu Erinnerungsmalen, gewinnen ihre Bedeutung auch durch den Ort, an dem sie stattfinden. Jene individuelle Geschichte, die dem mitunter aufs Äußerste

zurückgenommenen Ich-Erzähler nicht eingeräumt wird, das Geprägtwerden durch die Konstellation von Orten, Zeitumständen und ästhetischen Eindrücken, dieses Schicksal erfahren statt dessen die Kunstwerke; sie sind Gezeichnete, in denen Blicke, Lesarten, Deutungen sich niedergeschlagen haben, so daß sie nie mehr unabhängig von den an ihnen gemachten Erfahrungen betrachtet und gelesen werden können.

»Die Genauigkeit des Aufbewahren«

An die gemeinsame Lektüre der *Divina Commedia* mit den Berliner Freunden erinnert sich Heilmann in der Nacht vor seinem Tode. Sich erinnern, die Gespräche über Dante vergegenwärtigen, das bedeutet für ihn in der Gefängniszelle in Plötzensee, bei dem vorgestellten Zwiegespräch mit dem Ich-Erzähler jenen Weg noch einmal zurückzulegen, den die drei damals gemeinsam gegangen waren.

»Wir waren aus der kurzen, schmalen Straße gekommen, in der du wohntest. Hinter uns rollten die Züge im Stettiner Bahnhof, wir machten uns immer erst, wenn wir uns großen Schwierigkeiten näherten, mit unsrer Umgebung vertraut, nahmen die Häuser um uns wahr, mit ihren Gesimsen, ihrer Geschichte, die festen Straßenzüge, ach, sie sind nicht mehr fest, gaben unsern Gedanken Halt.« (ÄdW III, 207)

Die Erinnerung erscheint hier als ein erneutes Durchlaufen des Bemühens um Orientierung, das den Handelnden, so Heilmann in der Rückschau, als Versuch gegolten hatte, »das Unkenntliche faßbar zu machen« (ebd., 207) – ein Ziel, dem sich auch die *Ästhetik des Widerstands* im ganzen verschrieben hat. Mit der Herausforderung an das ästhetische Vorstellungs- und Darstellungsvermögen steht untrennbar zugleich die politische Dimension der Erinnerungsarbeit auf dem Spiel: »... in dem Unvermögen des Menschen, sich seine eigne Auslöschung vorzustellen, fand der Faschismus seine Voraussetzung.« (ÄdW II, 118) Unfaßbar mußte für die im Widerstand kämpfenden proletarischen Protagonisten die Gleichgültigkeit vieler doch nur scheinbar unbeteiligter Nationen gegenüber der faschistischen Bedrohung sein; unfaßbarer jedoch bleiben auch im nachhinein die Dimensionen des Schreckens selbst.

In Heilmanns Abschiedsbrief wird deutlich, wie sehr die Kraft der imaginativen Genauigkeit bei der Rekonstruktion von Schauplätzen jenem Erinnerungsbild verwandt ist, das Walter Benjamin in seinen Thesen »Über den Begriff der Geschichte« als Aufgabe des historischen Materialisten kennzeichnete: »... ein Bild der Vergangenheit festzuhalten, wie es sich im Augenblick der Gefahr dem historischen Subjekt unversehens einstellt.« (GS I, 695) Welche Bilder sind es, die sich in der Romankonstruktion dem historischen Subjekt Heilmann einstellen, in der Nacht vor seiner Hinrichtung? Bilder, in denen die »fast ekstatische Höhe« (ÄdW III, 205) des Gefühls, die Liebe des Rimbaud- und Hölderlin-Lesers zu Libertas Schulze-Boysen sich ereignen kann: »Fünf Treppen rauf, zum obersten Stockwerk. Vom Fenster weiter Blick hinüber nach Spandau. Vor der Helligkeit der Mansardenfenster zerfloß sie fast.« (ÄdW III, 200) Bei der Rekonstruktion dieses Blicks nach Nordwesten aus der Wohnung der Schulze-Boysen in der Altenburger Allee 19 in Berlin-Westend kam Weiss der Umstand zu Hilfe,

daß sein Stiefbruder Arwed Thierbach just in demselben Haus und Stockwerk gewohnt hatte.¹ Das Insistieren auf topographischer Genauigkeit wird in dieser Passage jedoch als Gestus bereits der beschreibenden Erinnerungsarbeit der Romanfigur, dem an den Ich-Erzähler gerichteten Abschiedsbrief Heilmanns anvertraut.

»War die Reichsstraße hinuntergelaufen, du erinnerst dich an die Doppelreihe der Bäume in der Mitte, an den Steuben Platz, die Station der Untergrundbahn Neu Westend, ringsum die Alleen, Eschen, Platanen, Ulmen, Akazien. (...) Ein Stück weiter, an der Ecke der Altenburger Allee, die Sachsenplatz Kneipe, wir gingen nie dran vorüber, ohne des Ringelnetz zu gedenken, der hier, bis zu seinem Tod, gegessen hat, Coppi war ihm noch begegnet ...« (ÄdW III, 200)

»Du erinnerst dich«: In diesem Appell an den fernen Freund steckt eine offene Frage, gestellt von »Heilmann an Unbekannt« (ÄdW III, 199). Dieser Geschichte lesend nachzugehen, wozu die genauen Straßenangaben aufzufordern scheinen, das kann jedoch nicht bedeuten, mit Phantasie und Einfühlungsvermögen jene historische Differenz hinwegzuarbeiten, die das Berlin der »Roten Kapelle« trennt von der Nachkriegsstadt, die Weiss nach 1947 immer wieder besucht und beschrieben hat; erst recht nicht die Differenz zu dem wieder in Hauptstadtwürden eingesetzten, ungeteilt zwiespältigen Berlin der frühen neunziger Jahre. Das Aufzählen der Straßennamen gehört wie auch die anderen Reihungen von Namen in der *Ästhetik des Widerstands* zu einer Form der Darstellung von Geschichte, die Erinnerung zunächst als Arbeit des Aufbewahrens, als Rettung vor dem Verlust, dem Nicht-mehr- genannt-Werden begreift.

Im »Augenblick der Gefahr« (Benjamin) erhalten die aufgezählten Namen den Charakter einer Anrufung; »O Herakles, sagte Heilmann, ... wir können nicht leben, ohne uns ein Bild von uns zu machen« (ÄdW III, 169). War dem Schauplatz des Pergamon-Museums zu Beginn noch ein Gegen-Bild, Herakles als Figur des Widerstands, ablesbar, so fallen 1942 bei dem Treffen zwischen Heilmann, Coppi und Bischoff, welche nun statt des Ich-Erzählers die Gruppe ergänzt, in der Marienkirche am Alexanderplatz das im Kunstwerk Dargestellte und seine Umgebung ineins, der Fliegerangriff draußen wird zur Bestätigung des Totentanzes an der Kirchenmauer: »... ihre Blicke glitten, während des Donnerns draußen, über die fahlen Gestalten an den Wänden der Turmhalle, die, eine jede geleitet von Knochenmännern in weitem fließendem Umhang, zu langsamem Schreiten, schwerfälligen Drehungen ansetzten.« Zu seiner historischen Kenntlichkeit gebracht wird das Wandbild »angesichts dieses Totentanzes ringsum« (ÄdW III, 169). Das Kunstwerk barg in sich eine Bedeutung, die erst in dieser historischen Situation freigesetzt werden, »zur Lesbarkeit kommen« (GS V, 577) konnte, wie Benjamin dies formulierte. Urbild dieser Szene, der im Augenblick der Gefahr zur Lesbarkeit kommenden Bedeutung, ist jener Wandspruch, der dem babylonischen König Belsazer den eigenen Untergang verkündete; ein Zeichendeuter, der gefangene Judäer Daniel, übersetzt dem Despoten das sprichwörtlich gewordene *Menetekel*: »man hat dich auf der Waage gewogen und zu leicht befunden.« (Daniel 5, 27) Das Wandbild in der Berliner Marienkirche wird für den jungen Heilmann aus der »Dechiffrierabteilung des Oberkommandos« (ÄdW III, 171) und jene Genossen, an welche die geheimen Nachrichten weitergegeben wurden, zum Menetekel im doppelten Sinne. Noch vor dem Fall des

Hitlerfaschismus, den das brennende Berlin bereits erhoffen läßt, weisen die Totenbilder des Kirchengewölbes auf ihr eigenes Ende hin:

»Bei dem dröhnenden Schlag, der die Kirche traf, zogen sie den Kopf ein, als wollten sie sich in sich verkriechen, und glichen so, in ihrer Erstarrung, den Figuren, die, zum Gedenken derer, die Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Berlin die Pest hinweggerafft hatte, an die Wand gemalt worden waren.« (ÄdW III, 170)

Wie nach dem Pergamon-Besuch des ersten Bandes folgt auch diesem Treffen in der Marienkirche ein mit topographischer Genauigkeit beschriebener Weg durch die Stadt, eine der eindringlichsten Erzählpassagen des Romans. Zur Kentlichkeit verändert ist nun das Zentrum der nazideutschen Hauptstadt, das 1937 noch, in augenscheinlichem Kontrast zur Gigantomachie des Frieses auf der Museumsinsel, trügerische Friedlichkeit ausgestrahlt hatte: »schräg gegenüber schossen die Flammen aus den Kupferplatten der Domkuppel, rechter Hand barst, mit ungeheurem Geklirr, das gläserne Dach des Bahnhofs Alexanderplatz« (ÄdW III, 171). Kein Spaziergang zu dritt rundet das Kunsterlebnis mehr ab. Die drei trennen sich noch vor dem Ende des Fliegeralarms, keuchen im Dauerlauf durch die Trümmerstadt, um Freunde in Neukölln und Friedenau vor der bevorstehenden Verhaftung zu warnen; »sie mußten durch die Wildnis laufen, vorbei an den Löschwagen, den Räumungskommandos, Heilmann in Richtung Rathaus, Bischoff die Klosterstraße hinunter, Coppi den Fackeln der Linden entgegen« (ÄdW III, 180). Drei Körper, deren Bewegungen durch die Stadt in synchroner Montage beschrieben werden, drei Richtungen, vorbei an Jannowitzbrücke, Gendarmenmarkt, Reichstagsgebäude. Der verzweifelte Lauf durch die zerstörte Stadt ist zugleich Bilanz einer kulturellen und politischen Katastrophe, abgelesen den stummen Zeugen entlang des Weges; »da saßen sie zusammengesunken in ihren Sesseln, die Brüder Humboldt, der eine auf die Erdkugel gestützt, der andre das aufgeschlagne Buch im Schoß, und starrten traumumfangen in die Verwüstung« (ebd.). Wir kennen diese Symbole des Wissens, Kugel und Buch, aus dem Kupferstich Dürers, wo der regungslos verharrenden Melencolia die Instrumente der Vernunft zu Boden gesunken sind; ihr Andenken wird bei diesem Lauf ebenso aufbewahrt wie das Rosa Luxemburgs, das Coppi am Landwehrkanal zu vergegenwärtigen sucht, »überm Geländer am Lützow Ufer« (ÄdW III, 181).

So sprechen gerade diese Versuche, Namen, Bilder und Straßenzüge genau wahrzunehmen und für die Erinnerung festzuhalten, vom Augenblick der Bedrohung, vom Verlust der Bilder und Namen. »Nur im Traum«, so schreibt Heilmann in seinem Abschiedsbrief, »erhältst du Einblick in die Genauigkeit des Aufbewahrten« (ÄdW III, 206), nur im Traum gelingt es, diesen Wahrnehmungen Raum zu geben durch Fülle und Genauigkeit, durch jene pedantisch anmutende Vollständigkeit der Aufzählung, an der eine bloß 'milieurealistische' Lektüre dieser obsessiv aufgezählten deskriptiven Partikel Anstoß nehmen muß.² »Immer andres tauchte auf, wahnwitzige Gebilde, welch ein Aufwand, welche Verschwendung wir da im Traum betreiben, riesenhafte Städte und Landschaften werden reproduziert« (ÄdW III, 205); ein Aufwand, der nicht mehr den kalkulierten Stilmitteln narrativ hergestellter Wahrscheinlichkeit sich fügt, der vielmehr nur dasjenige vor dem Vergessen traumhaft retten kann, was auch in die Erzählung aufgenommen wird. »[W]ährend uns draußen die Fähigkeit des

Siebens, Sonderns, Zerteilens, Zurückstellens gegeben wird, fällt im Traum all das über uns her, das des ersichtlichen Zwecks entbehrt« (ÄdW III, 208).

Gehört zu dem, was zunächst eines ersichtlichen Zwecks zu entbehren scheint, nicht auch das literarische Zitat? Etwa die in die atemlose Aufzählung der durch das Westend führenden Straßen eingefügte Hommage an den Dichter Ringelnatz, das durch die Assoziation von Ort und Namen ausgelöste Gedenken? In der Ortsbeschreibung, die der Hinrichtung der Widerstandskämpfer in Plötzensee vorausgeht, wird die Gefängniszelle der Libertas Schulze-Boysen im Gestapo-Keller an der Prinz-Albrecht-Straße geschildert: »Damals hatte Libertas noch drüber lachen können, daß sich die Zellen des Hauptquartiers der Geheimpolizei in den Gebäuden der ehemaligen Kunstgewerbeschule befanden, deren Direktor ihr Vater gewesen war.« (ÄdW III, 210) An diesem Ort, an dessen Überresten das Verfahren topographischer Geschichtsdarstellung der *Ästhetik des Widerstands* Schule machte (hier wurde die Dauerausstellung »Topographie des Terrors« eingerichtet), verweilt die Erzählung vor dem grauenvollen Ende bei einer literarischen Erinnerung. Die Beschreibung folgt dem Blick durch eines der Fenster des Gebäudes, »hinter denen der Hof zu sehn war, mit den Resten des prinzlichen Parks, auf den einst Fontane seine Effi Briest, aus der Öde ihrer letzten Wohnung, blicken ließ.« (ÄdW III, 211) Libertas und Effi: Dieses doppelte Bildnis weiblicher Biographien von ihrem Ende her ergibt freilich keine jener dialektisch zugespitzten Konfigurationen, mit denen historische Widersprüche in Szene gesetzt werden könnten. Die Reminiscenz an den preußischen Causeur und seine an der standesgemäßen Frauenrolle zerbrochene Heldin scheint mit einer so zarten Beiläufigkeit auf, daß sie mit der nachfolgenden Szene der Hinrichtung nicht mehr in Korrespondenz gebracht werden kann. Und dennoch 'stimmt' die topographische Zuordnung des literarischen Textes, sie »steht im Raum« – hier paßt die Wendung –, ohne sich an diesem Schauplatz der erzählten Gegenwart einzufügen; Ringelnatz und Fontane sind 1942, am Ende der Geschichte der Widerstandskämpfer, inkommensurable Fundstücke der Erinnerung. Dies freilich haben sie gemein mit den letzten Wünschen der zum Tode Verurteilten, die ihre Situation wiederzuerkennen versuchen in den großen Gestalten der abendländischen Tradition: »So durfte Harnack, wund von Daumenschrauben und Wadenklammern, Platons Verteidigungsrede des Sokrates und den Prolog zum Faust hören.« (Ebd.)

Gleich dem letzten verzweifelten Lauf durch Berlin, gleich den 'aufgelesenen' Spuren der Humboldts und Rosa Luxemburgs, sind diese literarischen Zitate Bestandteile einer eilenden, bedrängten Durchmusterung. Die Inventur ist ein Umgang mit dem Reservoir der Literatur, der dem gelassenen Gestus des Sammlers, wie ihn Benjamin einmal beschrieben hat, entgegengesetzter nicht sein könnte; und doch erzählen auch jene Szenen vom In-Gebrauch-Nehmen der Literatur, die nicht der behaglichen Einrichtung, sondern der Flucht gelten. Die eingepackte Bibliothek, das Drama der mitzunehmenden Bücher und derer, die – zu leicht befunden? – zurückgelassen werden müssen, dies ist, wie die Episode der überstürzten Abreise Brechts verdeutlicht, die eigentliche Stunde des Kanons, die Stunde der Auswahl.

»Erwogen wurde jetzt nur, was Brecht auf die Reise mitnehmen konnte. In eine schwarze Seemannskiste gelegt wurden die wichtigsten Manuskripte, Notizblätter und Journale sowie eine äußerst gesichtete Auswahl von Büchern.« (ÄdW II, 312)

Es folgt, auch hier in nahezu unverbundener Reihung, der Katalog dieser äußerst gesichteten Auswahl, deren Aufzählung dennoch mehrere Seiten und weit mehr als eine Seemannskiste füllt. Ihre Parade wird immer wieder durch räsonierende Bemerkungen unterbrochen, und jeder Titel muß seine Anwartschaft auf einen Platz im Notgepäck verteidigen: »Brecht vergaß zeitweise die Panik des Exodus, begann zu lesen.« (ÄdW II, 314) »Immer wieder zögerte er, ... wollte erklären, was ihn mit diesem und jenem Buch verband, wollte zitieren, Rufe aber trieben ihn zur Eile an.« (ÄdW II, 315)

An anderer Stelle des Romans wird die Inventur der Bücher fortgesetzt, mit den Büchern anderer, den Leselisten der Berliner Freunde oder auch bei der Besichtigung der Bibliothek Lenins. Hier ist das literarische Kofferpacken nicht nur Hommage an den selbstironischen Gemeinplatz, mit dem das Genre des Romans seit der erfolglosen Bücherverbrennung in Cervantes' *Don Quijote* sein Verhältnis zur literarischen Tradition zu definieren versuchte; daß Brecht in dieser Episode immer wieder bei einzelnen Titeln hängenbleibt, dies zeigt, daß ihnen, bei Strafe des Zurücklassens, neue Bedeutungen zu entlocken waren, daß sie lesbar wurden im Augenblick der Gefahr.

Kafkas Landvermesser

Eine Notiz während der Arbeit am ersten Band der *Ästhetik des Widerstands*: »Verständnis für Kafka geweckt durch Moskauer Prozesse« (N 212). Der jederzeit mögliche Zugriff einer staatlichen Verurteilungs- und Bestrafungsmaschine, den Kafka im *Prozeß* schildert, er gewinnt neue, grausame Aktualität durch die Erfahrung der stalinistischen Schauprozesse. Auch im Blick auf die dramaturgischen Adaptionen, die Weiss Kafkas Romanvorlage abgewonnen hat, scheint es, als habe Kafkas Justizalpträum einer Wirklichkeit Ausdruck gegeben, in der der alte Topos von der Welt als Theater ersetzt wurde durch den des Strafgerichts: die Welt der zwanziger und dreißiger Jahre, eine einzige Kette von Schauprozessen. Die Radiomeldungen, die in der Krankenstation der Villa Candida während des spanischen Krieges eintreffen, reflektieren den politischen Orientierungsverlust, der in diesem Kompositum enthalten war: der historische Prozeß als Schauspiel, ja als Farce. Es überlagern und durchkreuzen sich die Nachrichten vom »Anschluß«, von Hitlers (bei Chaplin nicht zu Unrecht operettenhaft inszeniertem) Einmarsch in Österreich, mit den ungeheuerlichen Anklagen, die aus Moskau gemeldet werden. Erschreckender noch als die gestellten Selbstbezeichnungen sind die Reden derer, die in der »Sklavensprache« und nach den Spielregeln dieses Prozesses sich zu verteidigen suchen.

»Es zeigten sich uns die eigentümlichen Verzerrungen des Idioms, das von den Gefangenen im Prozeß verwendet wurde, das teilweise gänzlich unverständlich war, dann wieder geheime Anspielungen und Gleichnisse zu enthalten schien.« (ÄdW I, 298)

Wer mitspielt, hat bereits verloren, er leistet damit den einzigen Beitrag, den der Schauprozess nicht simulieren kann – die Zustimmung zu dem Verfahren, die

Subjektion des Angeklagten unter die Sprache des Prozesses. In der Fremdheit der Sprache kommen wiederum die in der Funkstation eintreffenden Realitätsfetzen aus Linz und aus Moskau überein: »alle empfanden jetzt die Trennungslinie, die der ideologische Kampf durch diese Sprache gezogen hatte. Jedes Wort verstanden wir, und doch war es, als müßten wir es uns, da es aus dem Mund des Gegners kam, erst übersetzen« (ÄdW I, 300). Nicht Stalin, sein Opfer Bucharin ist es, dessen Apologie in dieser Interferenz von Auftritten am 12. März 1938 neben die Rede Himmlers gesetzt wird, auf die Seite der Unverständlichkeit, der abgelehnten, zu bekämpfenden Sprache.

»Verbrecher sind Sie, nicht Philosoph, rief der Staatsanwalt dazwischen, darauf Bucharin, gut, ein verbrecherischer Philosoph. Diese Bezeichnung, sagte Hodann, trifft genau auf ihn zu, denn die abweichende Ansicht ist die verbrecherische Ansicht.« (ÄdW I, 298)

Hodanns rabulistischer Kommentar läßt sich durchaus als Kritik der Macht lesen, welche jede abweichende Meinung als verbrecherisch geißelt; doch das Dilemma dieser Auslegung des Schuldspruchs ist, daß sie der furchtbaren Tautologie der Macht nicht entrinnt: Verbrecherisch nennen wir das Abweichende, das Abweichende ist also ein Verbrechen und muß bestraft werden – so bleibt nur der Schluß: »trifft genau«. Das 'Kafkaeske' an Bucharins Prozeß ist diese Falle der Subjektion: Um sich verteidigen zu können, muß er die Prämissen des Schuldspruchs unterschreiben. Seine Sprache enthält, so hieß es, geheime Anspielungen und Gleichnisse, ist die eines Menschen, der eigentlich etwas ganz anderes hätte sagen wollen, wäre er nicht zur Rede gestellt worden. Hodann: »Er macht sich zu einem Äsop, dem die Herrschenden bei Todesstrafe verbieten, seine Erkenntnisse zu verbreiten.« (I, 298)

»Doch was kann er mit solchen Zweideutigkeiten erreichen, fragte ich, warum spricht er, da er nichts mehr zu verlieren hat, nicht aus, was er meint, warum überläßt er es andern, die bald die Geduld drüber verlieren würden, seine Fabeln auszulegen.« (ÄdW I, 299)

Die Zweifel, in welche die Brigadisten durch das nur in Bruchstücken erkennbare Drama der Moskauer Prozesse gestürzt werden, führen in der Tat, wie die Arbeitsnotiz andeutete, in die Welt der Gestalten Kafkas, zum Problem der Auslegung dieser hermetisch erscheinenden Texte, das durch ihren unverkennbaren Gleichnischarakter nur noch verstärkt wird: »eine Parabolik, zu der der Schlüssel entwendet ward« (Adorno 1976, 251). Warum spricht er nicht aus, was er meint? Die Frage des Ich-Erzählers, arglos die Moskauer Situation verkennend, sie charakterisiert auch den ästhetischen Prozeß, der dem »Formalisten« Kafka posthum gemacht wurde. Die Überlegungen zu Kafkas *Schloß*, die der Ich-Erzähler vor seiner Abreise nach Spanien im böhmischen Warnsdorf beim Abschied von den Eltern anstellt, sind häufig innerhalb jener antithetischen Struktur gedeutet worden, in die sie vom Erzähler dort selbst gestellt werden: hier ästhetische Avantgarde, repräsentiert durch Kafka – dort Neukrantz' *Barrikaden am Wedding*, der politische Reportage- und Agitationsroman, »hier die vielschichtige, schwierige, ständig ausweichende Wirklichkeit, dort die Realität, greifbar, klobig, ein kantiger Block« (ÄdW I, 180). Der Realismus-Ästhetik Lukács', wie sie in der sogenannten Expressionismusedebatte der dreißiger Jahre gegen Brecht und Bloch vorgetragen wurde, mußten freilich beide hier vorgeführten Extreme suspekt erscheinen; jener vom kritischen zum sozialistischen

Realismus aufsteigenden Linie traditionsorientierter Erzählhaltung war der Reportagegestus ebenso fremd wie die Welt Kafkas.³ »In der Realismusdebatte war Kafka als dekadent abgefertigt worden. Doch damit hatte man sich verschlossen vor seinem gesteigerten Wirklichkeitsbild« (ÄdW I, 177); wie aber erschließt sich dem Ich-Erzähler dieses gesteigerte Wirklichkeitsbild, das in Kafkas *Schloß*, dieser »Erzählung vom Landvermesser« (ÄdW I, 175) zum Ausdruck kommt?

Schon diese Paraphrase gibt ersten Aufschluß: nicht vom Schloß ist die Rede, sondern vom Landvermesser; dies gibt dem Erzähler, der hier als Leser agiert, die Möglichkeit, das Problem der Auslegung, der Unverständlichkeit dieses Romans, auf der Textebene selbst zu lokalisieren. Statt des hermeneutischen Zirkels, der in das Schloß hineinführt, in seinem Innern dessen Sinn vermutend, gerät nun ein Raum-Verhältnis in den Blick, die Distanz zwischen dem Ankömmling und seinem Ziel. Das Problem der Deutung, des Verstehens stellt sich erst mit der Ankunft des Landvermessers, seine Arbeit besteht in nichts anderem als im Ermessen des wachsenden Unverständnisses, das sich im erzählten Raum manifestiert als »Gesetz der Unzugänglichkeit« (ebd.). Abstand, Trennung, Unzugänglichkeit – dies kennzeichnet die räumliche Anordnung von Dorf und Schloß.

»Das Dorf, in das der Landvermesser kam, war der Wohnplatz derer, die nichts in Frage stellen. Obgleich das Schloß sichtbar war, mit seinen flachen, weitgestreckten Gebäuden, seinen runden, mit Efeu bewachsenen Türmen, seinen Krähenschwärmen, befand es sich doch völlig außerhalb jeder Möglichkeit der Annäherung. Das Quälende war, daß von Anfang an diese Trennung feststand, daß keine Überlegung aufkam, warum das Gesetz der Unzugänglichkeit für das Schloß zu gelten hatte.« (Ebd.)

Parallelen zur Welt der Schauprozesse drängen sich auf; die Urteilsprüche eines Apparats, dessen Entscheidungen hinzunehmen sind, dessen Unangreifbarkeit jeder möglichen Kritik uneinholbar vorausliegt, scheinen hier Gestalt gewonnen zu haben. Doch nicht, wofür das Schloß steht, oder, ob es dieses Schloß auch tatsächlich gibt, ist die entscheidende Frage; denn jede Form der Übersetzung, etwa die, welche das Schloß als »Gebäude des Kapitalismus« (ÄdW I, 177) interpretiert, leugnet durch ihr Hinzutun die Fabel gewordene Unzugänglichkeit, ersetzt, was nicht erklärbar scheint, und füllt die Lücken des Sinns. Warum dann die Fabeln und Gleichnisse des modernen Äsops Bucharin, warum der Umweg der Sklavensprache?

»Wir konnten dem Verfasser des Buchs vorhalten, daß er nicht bestimmter ausgesprochen hatte, wer in diesem Schloß lebte, wer es war, der dort seine Vollkommenheit pflegte, wir konnten ihn kritisieren, daß er unsre Beherrscher in ein mystisches, fast religiöses Dunkel hüllte.« (ÄdW I, 176)

Dem Ich-Erzähler gelingt es nicht, die bekannten, hier nochmals aufgezählten Einwände zu entkräften, trotz seiner ästhetischen Parteinahme für die Avantgarde, trotz und gerade wegen der wohlwollend angnennenden Lektüre, die sich Brechts Rede von Kafkas »Proletarierroman« (ÄdW I, 179) zu eigen macht. Die Konsequenz, die sich aus der Erfahrung der Moskauer Prozesse für das Verständnis Kafkas, und auch umgekehrt aus der hermetischen Strafwelt Kafkas für die Kritik der autoritären Strukturen, denen die Spanienkämpfer unterworfen

waren, ergeben müßte, sie kann hier nicht gezogen werden, obwohl sie den Reflexionen des Ich-Erzählers durchaus zu entnehmen ist: Die Fabel von der Unzugänglichkeit des Schlosses spricht auch von der Macht des Deutens und ihrer ungleichen, hierarchischen Verteilung. Das Gesetz der Unzugänglichkeit wird aufrechterhalten gerade durch jene Erklärungen, welche die Kompetenz der Deutung für sich reklamieren, indem sie die Inkompetenz eines abweichenden, verfehlten Sinns diskriminieren. Die »Erzählung vom Landvermesser« vermißt den Raum ideologischer Positionierungen, in dem die Unwissenheit des Lesers nicht Ursache, sondern Effekt seiner Plazierung ist:

»... wir waren auch in unsern politischen Zellen immer noch näher der Unwissenheit, die für das Dorf galt, als dem Zustand der Erkenntnis, den uns die Gesellschaftswissenschaft versprach. Nie hatten meine Eltern, meine Freunde selbst ihren Platz wählen können.« (Ebd.)

Identifikatorische Lektüre, die in den Werken der Kunst die eigene Situation wiedererkennt – so, wenn der Ich-Erzähler etwa die Fresken des Piero della Francesca »in die Kessel, Zylinder und Kolben der Zentrifugen« am Arbeitsplatz in der Moabiter Separatorenfabrik projiziert (ÄdW I, 85), oder wenn die gemeinsame Lektüre der *Divina Commedia* Aussagen so herauspräpariert, »daß sie sich in unsre Zeit versetzen ließen« (ÄdW I, 82), – diese Form identifikatorischer Lektüre wird mit der Interpretation von Kafkas *Schloß* an einen kritischen Punkt geführt. Konstatiert der Erzähler: »alle, die ich kannte, glichen diesen Menschen im Dorf« (ÄdW I, 179), so schwingt darin die Tendenz einer Identifikation mit der eigenen Positionierung in Klassenverhältnissen mit – hier gerät Kafkas Dorf in didaktische Konkurrenz zu dem klassenbewußten Roten Wedding.

»Für Umwege, für Reflexionen war dort nicht die Zeit, was angegangen werden mußte, war fertig und klar, das, was über Kafkas Dorf sich verhängnisvoll, schicksalhaft auftürmte, war für die Bewohner des Wedding ein einsichtiger, klassenbedingter Unterdrückungsprozeß, dem die Stirn geboten wurde.« (ÄdW I, 181)

Identifikation mit dem Dorf bedeutet jedoch auch: Einsicht in die Inkompetenz, die »Unwissenheit«, die in dieser Plazierung reproduziert wird. »Es war diese definitive Verschiedenheit der Befugnisse, die in Kafkas Buch zur Sprache kam.« (ÄdW I, 177f.) Das Land, das in dieser Erzählung vermessen wird, die Entfernung zwischen Dorf und Schloß, sie zeigen in der Undeutbarkeit der Fabel die Herrschaftsform der exklusiven Verteilung von Befugnissen, von Sprach- und Deutungskompetenz. Daß es die eindeutige Botschaft verweigert, dies macht Kafkas *Schloß* zu einem Ort, in dem der Alptraum der Befehlshierarchie, die Sklavensprache und die Rhetorik der Vertröstungen als Dilemma der eigenen politischen Existenz erkennbar werden: »das Verlangen nach einem würdigen Leben, nach einer Abschaffung der Übervorteilungen, stieß nur auf solche, die sich nicht zuständig nannten und auf Unerreichbare verwiesen.« (ÄdW I, 181)

Zum Dilemma, zu dem zweifachen Zugriff auf die Seele des lesenden Arbeiters, gehört freilich auch, daß der Streit zwischen Kafka und Neukrantz an dieser Stelle nicht geschlichtet, die identifikatorische Lesehaltung gegenüber beiden Büchern zwar in die Krise, nicht aber zur Entscheidung geführt wird. »Zwischen den Gegensätzen jagten unsre Überlegungen hin und her.« (ÄdW I, 184) Noch in dem zensurierenden Umgang mit den Meldungen von den Moskauer Prozessen, den – geduldeten, verschwiegenen – Erfahrungen stalinistischen Terrors in den

Reihen der spanischen Brigaden, später im Konflikt zwischen der Zuarbeit für den linientreuen Komintern-Redakteur Rosner und der Sympathie für den rebellischen Max Hodann kämpfen die Gegensätze in einem Erzähler-Ich, dessen politische Identität prekär bleiben muß. In einem freilich hat die Begegnung mit Kafka das letzte Wort: das der Unzugehörigkeit. Das Buch vom Landvermesser, gelesen »in den Lausitzer Bergen und auf der Schöberlinie, einem Paß, der, mit Bunkern befestigt, die Landesgrenze bildete« (ÄdW I, 175), markiert nicht nur den Abschied vor dem Aufbruch nach Spanien, es eröffnet den Weg in ein Exil, in dem die Orte der Vergangenheit nur in der »Genauigkeit des Aufbewahrten« weiterleben.

Meine Ortschaft

Die Auseinandersetzung mit Kunstwerken und Büchern bildet den Fluchtpunkt der *Ästhetik des Widerstands*, den Punkt, der in dem von der Flucht gezeichneten Wechsel der Orte, Situationen und Figuren stets im Blick bleibt. Visionen und Lektüren, sonst eigentümlich immateriell in ihrer Unabhängigkeit von einem bestimmten Ort der Rezeption, transportabel und konservierbar über Räume und Zeiten hinweg, gerinnen hier zu Fixpunkten, die nicht mehr ablösbar sind von den äußeren Umständen, den Bedingungen des Lesens und Schauens. Trägt für den Autor Peter Weiss die Beschäftigung mit Kafka den Zeitindex der Moskauer Prozesse, mit dem seine Romane auf neue Weise zur Lesbarkeit kommen, so hat, in der erzählten Lektüre des fiktiven Ich, Kafkas *Schloß* den Ortsindex einer Buchhandlung in Warnsdorf/Böhmen. Die Entdeckung des Buches, der Schauplatz des Lesens, sie werden zu Bestandteilen seiner Bedeutung, so wie umgekehrt die Lektüre zum Merkmal ihres Schauplatzes werden kann, und dort, wo sie stattgehabt hat, ein Stück Heimat entstehen läßt. Ein konstruktives Prinzip, wie aus den Notizbüchern hervorgeht: »Etwas von Heimatlichkeit beim Entdecken eines wohlsortierten Buchgeschäfts. Einschätzung von Städten nach den dort vorhandenen (oder nicht vorhandenen) Bücherläden. Das Buchgeschäft in Warnsdorf, am Marktplatz. Ich fand dort Canettis Blendung, Célines Reise ans Ende der Nacht, sowie das große Brueghel-Buch!« (N 97f.) Daß von den gleichfalls in der Romanepisode erwähnten Autoren gerade Kafkas Werk fehlt, sollte davor warnen, das »Ich« dieser Notiz autobiographisch zu verstehen, zu verkennen, daß die Kafka-Lektüre ihre Bedeutung nicht dadurch erhält, daß sie unter diesen Umständen tatsächlich sich ereignete, sondern dadurch, daß sie in diese Situation plazierte wurde. – Was aber kann der Begriff »Heimat« noch bezeichnen, wenn der Bruch, der Verlust, die Unzugehörigkeit nicht mehr vom Bogen einer Herkunftsgeschichte überwölbt werden? Die Vokabel impliziert die Zuschreibung eines bestimmten Ortes zur eigenen Lebensgeschichte, zur persönlichen Identität, ein Anerkennen und Wiedererkennen; der Ort, der zur Lesbarkeit, zur Kenntlichkeit gekommen ist: »meine Nächsten, mich selbst hatte ich in diesen krummen, beschädigten, abgenutzten Dorfbewohnern wiedererkannt« (ÄdW I, 180).

Für die Arbeit des Erinnerns wird die Rekonstruktion von Schauplätzen gerade dann zum Mittel der Erkenntnis, wenn subjektive Erfahrung scheitert,

Geschichte nicht mehr durch 'Einfühlung' vergegenwärtigt werden kann. Die Lektürehaltung des Ich-Erzählers in der *Ästhetik des Widerstands* hatte sich mit dem Versuch, durch das Lesen den eigenen Ort zu bestimmen, im Zwiespalt bewegt zwischen der Tendenz des verstehenden Sich-Hineinversetzens, der Einnahme der Position des Landvermessers in Kafkas Roman, und der Einsicht in die Distanz zwischen Dorf und Schloß, den Reiß, der die 'Wahrheit über das Dorf' als etwas Unerreichbares, Unbegreifliches dem Verständnis entzieht. Sich-Identifizieren mit der dargestellten Wirklichkeit heißt im Sinne dieser Einsicht, nicht den Platz, sondern die Tätigkeit des Landvermessers zu übernehmen; sich nicht lesend zum Fürsprecher des Protagonisten zu machen, sondern den Raum auszuloten, der seine Sprachlosigkeit von jeder möglichen Deutung seiner Geschichte trennt. Was eine solche topographische, den Ort beschreibende Lesehaltung für die ästhetische Darstellung und Deutung der Geschichte zu leisten vermag, lotete der Landvermesser Peter Weiss zunächst nicht im fiktionalen Text, auch nicht im intertextuellen Bezug auf den neu inspizierten literarischen Kanon aus; er besuchte eine Ortschaft, deren Realität das über sie Gelesene und Geschriebene zuschanden werden läßt. Für den *Atlas* deutscher Autoren, der literarische Zugehörigkeiten versammeln sollte, schrieb Weiss das Protokoll einer Exkursion an den Ort der Vernichtung, den »Rapport« über die Reise nach Auschwitz, die er im Dezember 1964, während seiner Dokumentararbeit am Frankfurter Auschwitz-Prozeß unternahm.

Sich in den Spuren des Vergangenen als »gemeint« erkennen – diesen von Benjamin in der 5. These »Über den Begriff der Geschichte« (GS I, 695) dem historischen Materialisten gestellten Anspruch formuliert auch der Titel des Berichts über Auschwitz: »Meine Ortschaft«. Die von Weiss traumatisch empfundene eigene Unzugehörigkeit, »das Unhaltbare, schnell Verschwindende«, erhält eine topographische Fixierung am Nicht-Ort schlechthin: »Es ist eine Ortschaft, für die ich bestimmt war und der ich entkam.« (R 114) Dieser Akt der Identifikation mit den Opfern, die deren Todesbestimmung auch als die eigene erkennt, kann freilich keiner der Einfühlung mehr sein – Benjamins »Augenblick der Gefahr« ist hier zu den Spuren der Toten erstarrt: »Ohne Gedanken. Ohne weitere Eindrücke, als daß ich hier allein stehe, daß es kalt ist, daß die Öfen kalt sind, daß die Wagen starr und verrostet sind.« (R 116) Im Vergleich noch zu den hilflosesten Versuchen der Darstellung bleiben die realen Überreste des Vernichtungslagers eigentümlich sprach- und bildlos, unterstreichen nur jenes Unvermögen der Vorstellungskraft: »Ich hatte es vor mir gesehen, als ich davon hörte und davon las. Jetzt sehe ich es nicht mehr.« (R 118) Ein Erkundungsgang also, dem die Dokumentation des Schreckens nichts mehr bedeutet?

»Was sagt dies alles, was weiß ich davon? Jetzt weiß ich nur, wie diese Wege aussehen ... Eine kleine eingekerkerte Stadt mit zwangsmäßiger Ordnung, völlig verlassen. Hier und da ein Besucher im wäßrigen Nebel, unzugehörig zu den Häusern aufblickend.« (Ebd.)

Die Unzugehörigkeit, Formel des dauerhaften Exils, dringt als Befund auch in die Beschreibung des Ortes ein, der bestimmt war, »einen festen Punkt in der Topographie meines Lebens zu bilden« (R 114). Die Verweigerung eines betroffenen Nachfühlers – mit und nach den Opfern –, die Absage an das Pathos des Authentischen klingt jedoch an jener Todesstätte, wo *jeder Besucher* sich

»unzugehörig« fühlen wird, anders, doppelt befremdlich, wenn sie denn einer ausspricht, der ihr nicht als Besucher zgedacht war. So hält der Ortstermin bei dem Versuch, die Bedeutung von Auschwitz zu ermessen, zunächst eine 'Fehl-anzeige' fest: Daß in dem Lager die Vernichtung nicht mehr gegenwärtig ist, bedeutet für den Suchenden die unkommentiert registrierte Tatsache, überlebt zu haben: »Ich komme zwanzig Jahre zu spät hierher.« (R 116)

Das Verhältnis, das der Autor Peter Weiss zu 'seiner' Ortschaft, zu der mit Auschwitz bezeichneten Vergangenheit einnimmt, wird durch ein Erkennen geprägt, das auf dem Entziffern einer Chiffre beruht:

»Ich habe keine andere Beziehung zu ihr, als daß mein Name auf den Listen derer stand, die dorthin für immer übersiedelt werden sollten. Zwanzig Jahre danach habe ich diese Ortschaft gesehen. Sie ist unveränderlich. Ihre Bauwerke lassen sich mit keinen anderen Bauwerken vergleichen.« (R 114)

Wenn Heimat die Fähigkeit bezeichnet, jenen Ort zu erkennen, an dem die eigene Geschichte lesbar wird, dann liegt sie hier, in den unverwechselbaren Bauwerken der Vernichtung. Auschwitz als »meine Ortschaft«, als die Chiffre des eigenen Todes zu lesen, bedeutet, das Vergangene als gegenwärtig zu erkennen, ohne seine Ferne und Unfaßbarkeit zu leugnen, und es bedeutet, wichtiger noch, die Umkehrung dieser Bewegung; die Nichtverfügbarkeit des Ortes der Erinnerung als das zu erkennen, was nicht vergangen ist: »Jetzt steht er nur in einer untergegangenen Welt. Hier kann er nichts mehr tun. Eine Weile herrscht die äußerste Stille. Dann weiß er, es ist noch nicht zuende.« (R 124)

Anmerkungen

- 1 »Gespräch mit meinem Stiefbruder Arwed Thierbach. Wohnhaft in Berlin. (...) Wohnte während des Krieges im gleichen Haus wie Schulze-Boysen, Altenburger Allee 19. Beide im 5. Stockwerk. Hatte oft Sch.-B. u Libertas getroffen.« (N 157)
- 2 In der »insignifiance«, der den aufgehäuften Details nicht unmittelbar ablesbaren Bedeutung erkennt Roland Barthes das weitaus wirkungsvollere Verfahren, um den 'Wirklichkeitseffekt' zu erzeugen; die in historischer Erzählung nicht verrechenbaren konkreten Einzelheiten, die auch in Heilmanns Traum-Erinnerung jenem Beschreibungsimpuls folgen, den Barthes »vertige de la notation« genannt hat, dienen gleichwohl der Rekonstruktion wirklicher Erfahrung, dem Ziel: »d'authentifier le 'réel'« (Barthes 1968, 87).
- 3 Vgl. auch Claßen und Vogt, die zu dem Schluß kommen: »Offenbar bezieht Weiss auch inhaltlich die Position der Avantgarde; die Wertschätzung, die der Ich-Erzähler Kafka und Neukrantz gegenüber zum Ausdruck bringt, muß gleich als doppelte Replik auf Lukács' Literaturkonzept gelesen werden.« (Claßen/Vogt 1983, 138)

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W., 1976: Aufzeichnungen zu Kafka. In: Ders.: Prismen. Kulturkritik und Gesellschaft. Frankfurt/M., 250-283
- Barthes, Roland, 1968: L'effet de réel. In: Communications 11, 84-89
- Benjamin, Walter, 1974ff: Gesammelte Schriften. Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem, hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt/M. (im Text fortlaufend nachgewiesen mit Sigle GS, Angabe der römischen Band- und arabischen Seitenzahl)
- Claßen, Ludger, und Jochen Vogt, 1983: »Kein Roman überhaupt«?? Beobachtungen zur Prosaform der »Ästhetik des Widerstands«. In: Alexander Stephan (Hrsg.): Die Ästhetik des Widerstands. Frankfurt/M., 134-163
- Lukács, Georg, 1971: Die Theorie des Romans (1920). Darmstadt, Neuwied
- Weiss, Peter, 1981: Meine Ortschaft. In: Ders.: Rapporte. Frankfurt/M., 113-124 (im Text fortlaufend nachgewiesen mit Sigle R und Seitenzahl)
- ders., 1981: Notizbücher 1971-1980, 2 Bde. Frankfurt/M. (im Text fortlaufend nachgewiesen mit Sigle N und Seitenzahl)
- ders., Peter, 1983: Die Ästhetik des Widerstands. Dreibändige Ausgabe in einem Band. Frankfurt/M. (im Text fortlaufend nachgewiesen mit Sigle AdW, römischer Band- und arabischer Seitenzahl)

Anna Schwarz

Gramscis Zivilgesellschaft und die Analyse der Umbruchprozesse in der DDR

In der neueren Literatur mangelt es nicht an Überlegungen, den Zusammenbruch des »Realsozialismus« und auch die Umbruch- und Transformationsprozesse in einzelnen ostmittel- und südosteuropäischen Ländern mit Hilfe von Gramscis Begriff der »società civile« beschreiben zu wollen. Mir geht es im folgenden einerseits um die Diskussion einiger *methodologischer Voraussetzungen oder Vor-Verständigungen* für einen derartigen Analyseansatz und andererseits um deren *Exemplifizierung anhand des ostdeutschen Umbruchprozesses*. Letzteres hat zumindest zwei Gründe:

Zum einen erscheinen mir die Unterschiede zwischen den ostdeutschen und den osteuropäischen Transformationsprozessen doch zu gravierend für pauschalisierende Einschätzungen, und zwar gerade auf der Ebene subjektiver Faktoren, die ja wesentlich mit »Zivilgesellschaft« zu tun haben. Sowohl bei der Art und Weise des Zusammenbruchs der alten, »realsozialistischen« Gesellschaften, aber mehr noch bei der zukünftigen Formierung der neuen politischen Akteure und Institutionen, der ideellen und ideologischen Formen des Systemwandels sind erhebliche Besonderheiten von Land zu Land zu konstatieren bzw. zu erwarten. Die institutionelle Macht der (alten) BRD-Strukturen wird vermutlich auch die Grundmuster der künftigen Zivilgesellschaft in den ostdeutschen Landen vorprägen, wird es den Ostdeutschen »nur« abverlangen, in die neue Zivilgesellschaft »hineinzuschlüpfen«, die noch fremde, »zweite Haut« immer mehr zur eigenen zu machen (ein schmerzhafter Prozeß, der zweifellos nicht ohne Konflikte, Widerstände, Brüche, neuen »Eigensinn« und Trutzhaltungen abgehen wird, aber ein Prozeß, zu dem es wohl im Grundsätzlichen keine Alternative gibt).

Für die osteuropäischen Länder hingegen scheint es heute schwer absehbar, was für ein Typ von Gesellschaft dort überhaupt entstehen wird und erst recht, welchen politischen Akteuren und Organisationen, welchen Strukturen der Öffentlichkeit und Meinungsbildung, welchen geistig-ideologischen Strömungen dabei die Zukunft gehören wird. Der Prozeß der Herausbildung einer neuen Zivilgesellschaft ist hier also noch weitgehend offen, aber er kann weitaus stärker von den Osteuropäern *selbst* bestimmt und getragen werden (ein Prozeß also, der vielleicht große politische Risiken und Instabilitäten in sich birgt, aber auch die Chance, die Entmündigung historisch zu überwinden – eine Chance, die sich den Ostdeutschen nur sehr partiell bietet).

Zum anderen muß sich jede/jeder den Ursachen des Zusammenbruchs der eigenen, früheren Gesellschaft stellen, um so mehr, wenn man der alten DDR zwar kritisch, aber nicht unversöhnlich gegenüberstand, wenn man ein »Hierbleiber« war, der im Massenexodus eines halben Volkes keine Lösung der Probleme sah, wenn man sich den Vorwurf machen muß, eben lange, zu lange der Illusion von der Reformierbarkeit dieser Gesellschaft angehangen zu haben.

Der Versuch, Gramscis Begriff der Zivilgesellschaft als Erklärungskonzept für das kartenhausartige Zusammenfallen des DDR-Staates heranziehen zu wollen, ist in der Tat verlockend, kann aber auch etliche Mißverständnisse in sich bergen. Eine »ein für allemal« gültige Definition von »società civile« wird man weder in Gramscis theoretischem Hauptwerk, den *Gefängnisheften*, finden noch in den zahlreichen Gramsci-Interpretationen der Vergangenheit und Gegenwart. In solchen Fällen, da

man auf »Schwierigkeiten im Umgang mit Klassikern« und deren Begriffswelt stößt, scheint mir ein von Soziologen abgeschauter Kniff am produktivsten, nämlich, das eigentliche Erkenntnisziel der jeweils umstrittenen Kategorie möglichst adäquat herauszufinden. Mit anderen Worten: Wenn Zivilgesellschaft die Antwort ist, was ist dann die Frage? Und genau hierbei zeichnen sich mindestens drei unterschiedliche Interpretationsmöglichkeiten oder -stränge in der gegenwärtigen Gramsci-Rezeption und -Aktualisierung ab.

Erstens: »Zivilgesellschaft« wird gewissermaßen *welthistorisch und abstrakt-normativ* gefaßt, so, als hätte Gramsci mit diesem Begriff nach einem Charakteristikum gesucht für die langfristige historische Höherentwicklung von Gesellschaften hin zu tendenziell friedlichen, demokratischen, konsensualen, gewaltfreien Formen von Herrschaftssicherung und gesellschaftlicher Leitung. Dies aber unterstellt, man kenne ein abstraktes Modell von idealtypischer »Zivilgesellschaft« (vgl. Rügemeier 1990, 9)¹. Und eben derartige Idealtypisierungen lehnt Gramsci in den *Gefängnisheften* ab:

»... wenn z.B. die Worte 'Zivilisation' oder 'zivilisiert' stets in Begleitung des Adjektivs 'angeblich' auftreten, kann die Vermutung aufkommen, daß man an die Existenz einer abstrakten, mustergültigen 'Zivilisation' glaubt, oder zumindest verhält man sich so, als ob man daran glaube, man erzielt also gerade das gegenteilige Resultat dessen, was man wahrscheinlich anstrebte.« (Gefängnishefte I, 84)

Gramsci interessiert sich in seinen *Gefängnisheften* vielmehr für den realen Prozeß der Herausbildung zivilgesellschaftlicher Inhalte und Formen, Institutionen und Akteure, für die tatsächliche, konkrete Rolle der Intellektuellen dabei in den unterschiedlichsten historischen Phasen, vom Risorgimento über den Faschismus bis zur Oktoberrevolution. Für ihn ist »Zivilgesellschaft« kein abstrakter Zustand, dem man sich schneller oder langsamer, vollständiger oder unvollständiger annähert, sondern eine – zumindest seit dem 19. Jahrhundert – stets so oder so existierende Dimension gesellschaftlicher Auseinandersetzungen, ein Ort des Kampfes um Hegemonie und Konsens. »Zivilgesellschaft« interessiert ihn gerade als *labiles Gleichgewicht* von Gewalt und Gewaltfreiheit, von Herrschaft und Konsens, einschließlich aller dazwischen liegender Nuancen, Spielarten, Methoden des Kampfes um Hegemonie². Eine abstrakt-normative Anwendung von »Zivilgesellschaft« hat also zumindest mit Gramscis eigenen Intentionen relativ wenig zu tun und bietet wohl auch kaum aufsehenerregend Neues für die unmittelbare Analyse der Implosion der DDR-Gesellschaft, es sei denn eine präzisere »welthistorische« Einordnung des DDR-Staates in die bislang bekannten, unterschiedlichen Gesellschaftstypen entlang der Achse Demokratie/Repression.

Zweitens: Andere Gramsci-Interpretationen sehen in »Zivilgesellschaft« vorrangig einen institutionentheoretischen Ansatz. Sie können sich auf Gramsci-Texte berufen, in denen er tatsächlich bestimmte »private« Organisationen wie Parteien, Gewerkschaften, Kirchen, Schulen, Presse u.ä. als Überbauinstitutionen zweiten Ableitungsgrades unterscheidet von staatlichen Institutionen der Herrschaftssicherung (v.a. Justiz, Polizei, Militär u.ä.) als Ableitungen ersten Grades von der gesellschaftlichen Basis. Dieser Interpretationsansatz ist auch deshalb so einleuchtend, weil er gerade den Mangel an vielfältigen, demokratischen, zivilgesellschaftlichen Institutionen – als freie, private Assoziationen, die sich dem herrschenden politischen System bewußt zu entziehen oder entgegenzustellen vermochten – in den ehemals »realsozialistischen« Ländern hervorhebt und damit zugleich auf die demokratischen Defizite, den gesellschaftlichen Immobilismus und auf einen wesentlichen Krisenfaktor des »Realsozialismus« hinweist.

Allerdings können auch hierbei kurzschlüssige Interpretationen in die Irre führen: Nicht jedes »Mehr« an freien, privaten Assoziationen bedeutet schon an sich eine größere Garantie für Demokratie und Gewaltfreiheit der Gesellschaft. Deren demokratischer Charakter läßt sich nicht quantitativ festmachen an der Zahl zivilgesellschaftlicher Institutionen, an der Dichte des zivilgesellschaftlichen Netzwerkes. Dafür sei nur an zwei sehr unterschiedliche Beispiele erinnert: Der Faschismus begann seinen politischen Siegeszug in Italien gerade damit, daß er sich in einer Vielzahl zivilgesellschaftlicher Institutionen einzunisten begann, sie seinem Geiste entsprechend veränderte oder auch verschiedene kulturelle, in der Freizeitsphäre angesiedelte Institutionen neu schuf, also rein quantitativ, institutionstheoretisch gesehen, durchaus nicht mit einem »zivilgesellschaftlichen Kahlschlag« an sich antrat (zivilgesellschaftliche Restriktionen kennzeichnen dann erst die spätere Herrschaftsphase des italienischen Faschismus). Das zweite Beispiel bezieht sich auf den gegenwärtigen politischen und geistigen Umbruchprozeß in der UdSSR: Es entsteht zwar eine neue Vielzahl zivilgesellschaftlicher Vereinigungen, Verbände, auch Parteien usw., aber manche von ihnen tragen populistische, nationalistische Züge, schließen Gewalt als Mittel ihrer Politik selbst nicht aus, garantieren keineswegs per se eine Demokratisierung der innergesellschaftlichen Auseinandersetzungen. Gegen einen zu eng verstandenen, institutionalistischen Interpretationsansatz ließen sich darüber hinaus etliche Textstellen in den *Gefängnisheften* nennen, in denen Gramsci gerade auf eine zeitweise mangelnde, diffuse Institutionalisierung oder Strukturierung der Zivilgesellschaft hinweist, darauf, daß die Zivilgesellschaft mitunter »etwas Formloses und Chaotisches ... für etliche Jahrzehnte« blieb (Gefängnishefte I, 174). Die zivilgesellschaftlichen Institutionen *an sich* sind es also auch nicht, die Gramsci primär interessieren, sondern eher ihr *Verhältnis* zum Staat, die wechselseitige Durchdringung und Verschmelzung von »società politica« und »società civile«, das politische und geistige Ergebnis der »zivilgesellschaftlichen Arbeit« bestimmter Gruppen/Schichten/Klassen (und eben diese Arbeit selbst).

Auch wird »Zivilgesellschaft« heute mitunter zu einseitig auf *oppositionelle* Institutionen begrenzt, auf eine *Gegen-Öffentlichkeit* gegen die herrschenden politischen Subjekte und Strukturen. Gramsci aber untersucht selbst weitaus mehr: die zivilgesellschaftlichen Überbauten der herrschenden politischen Gruppen, wie sie sich mühsam im Kampf gegen die vormals herrschenden Gruppen herausgebildet haben, wie sie nun die eigene Herrschaft konsensual absichern helfen, und wie sie später wieder an gesellschaftlicher Bindekraft in dem Maße einbüßen, wie eine neue gesellschaftliche Gruppe auf die Macht zusteuert oder, anders gesagt: Er untersucht die Gesamtheit zivilgesellschaftlicher Institutionen – von welchen Gruppen/Akteuren auch immer getragen – in der jeweiligen Gesellschaft oder Epoche.

So wäre es aufschlußreich, nicht nur die »Gegen-Öffentlichkeit« in der sterbenden DDR zu betrachten, sondern auch einen historisch differenzierten Rückblick auf die verschiedenen Phasen bei der Herausbildung zivilgesellschaftlicher Mechanismen und Institutionen der früheren, relativen Stabilisierung und der späteren Destabilisierung des politischen Systems der DDR zu gewinnen. Zweifellos hatte auch die *società politica* der DDR solche Institutionen entwickelt, die Integration in diese Gesellschaft nicht nur per Zwang oktroyierten, sondern auch gewissen Konsens zu erreichen vermochten.

Sie aufzudecken, macht allerdings eine weite Fassung von »Zivilgesellschaft« selbst erforderlich. Dabei sind einerseits auch bestimmte Momente der gesellschaftlichen Basis auf ihre konsensstiftende Funktion hin zu betrachten (wie etwa eine »beschwichtigende«, paternalistische Sozialpolitik; vgl. Kebir 1991, 72). Andererseits

ist Zivilgesellschaft auch als Ort oder geistige Dimension der Gesellschaft zu verstehen, wo Werte transportiert und verarbeitet werden, wo sich Meinungen, Mentalitäten, Verhaltensdispositionen herausbilden. Eben dafür interessiert sich auch Gramsci selbst in den *Gefängnisheften*, wenn es ihm im Kontext von Analysen zur Zivilgesellschaft auch um »jene Aktivitäten [geht – A. S.], die heute unter die Formel 'juristisch indifferent' fallen und die zum Herrschaftsbereich der Zivilgesellschaft gehören, die ohne 'Sanktionen' und ohne genaue 'Verpflichtungen' wirkt, aber dennoch einen kollektiven Druck ausübt und objektive Resultate bei der Ausarbeitung von Gewohnheiten, Denk- und Handlungsweisen, von Moralität usw. erreicht.« (Q 1566)

Gerade ein solches weites Verständnis von »Zivilgesellschaft« würde es erlauben, die eigentlich erstaunliche, langjährige Stabilität der DDR-Gesellschaft (abgesehen von den zweifellos wichtigsten, den internationalen Faktoren) aufzudecken und auch zu begreifen, warum bestimmte Momente der früheren, »DDR-typischen« Lebenszusammenhänge heute mitunter eine »postume Loyalität« erlangen. Konsensstiftende Aspekte, die eigentlich aus gesellschaftlichen Basisstrukturen resultieren, waren beispielsweise die reale neue Rollenerfahrung der Frau, die Schaffung bestimmter kinder- und familienfreundlicher Lebens- und Arbeitsbedingungen. Nun wird die Überstülpung von BRD-Strukturen von nicht wenigen Frauen durchaus nicht als Fortschritt empfunden, vermissen auch Kinder und Jugendliche bestimmte Formen und Orte gemeinsamer Freizeitgestaltung, die durchaus nicht bis ins Letzte »durchpolitisiert« oder »durchideologisiert« waren. Auch die zwar bescheidene, aber bis in die siebziger Jahre hinein spürbare wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung und das Gefühl, immerhin in der »bestmöblierten Baracke« des sozialistischen Lagers zu wohnen, sind wohl als frühere Konsens- und Stabilitätsfaktoren der DDR nicht zu ignorieren. In eine ähnliche Richtung wirkten sicher auch die Propagierung des antifaschistischen Gründergeistes der DDR, die staatliche Förderung kultureller und sportlicher Tätigkeiten, die relativ breiten Bildungschancen, die soziale Absicherung der Intelligenz – also jener Schicht, die für Gramsci die entscheidende Gestalterin der Zivilgesellschaft verkörpert. Aber auch im engeren Sinne zivilgesellschaftliche Institutionen, Verbände, wie etwa der »Verband der Kleingärtner, Siedler und Kleintierzüchter« oder die »Volkssolidarität« (zur Betreuung der älteren Menschen) knüpften sehr wohl an realen Lebensbedürfnissen der Menschen an, lenkten sie allerdings in systemstabilisierende Kanäle.

Bildeten derartige Institutionen nun mehr oder weniger subtile Repressionsapparate oder fungierten sie eher als begrenzt tolerierte Gegenöffentlichkeit, als relativ ideologiefreie Assoziationsräume? Gerade hier kann Gramscis Konzept produktiv werden, wenn man einem weiteren Interpretationsstrang folgt:

Drittens: Die Unterscheidung zwischen Zivilgesellschaft und politischer Gesellschaft ist für Gramsci weniger organischer als vielmehr methodischer Natur. Genau das ist vielleicht die produktivste Möglichkeit, Gramsci zu aktualisieren. Sie erklärt in meinen Augen besonders gut die eigentliche Schizophrenie der DDR-Gesellschaft (und bringt einen wesentlichen Faktor für das kartenhausartige Zusammenfallen dieses Staates in den Blick, die Tatsache, daß so rasch eine große Anzahl von Menschen – auch von »Funktionsträgern« des alten Staates – die eben noch götzengleichen Größen und ideologischen Stereotype fallenließen): Ein und dieselbe Institution, ja oftmals ein und dieselbe Person, können Träger unterschiedlicher Funktionen von Herrschafts- und Konsenssicherung sein.

Gramsci folgt mit »Zivilgesellschaft« offenbar einem primär funktionalistischen Erkenntnisinteresse und analysiert Institutionen gerade insofern, als sie Träger oder

Materialisierung unterschiedlicher Typen/Arten/Formen von Herrschafts- und Konsenssicherung darstellen. In diesem Sinne untersucht Gramsci in seinen *Gefängnisheften* beispielsweise die wechselvolle Geschichte und gesellschaftliche Funktionsweise der Kirche. Die Kirche in der DDR bildete zweifellos einen der wesentlichsten Orte für Gegenöffentlichkeit und einen der entscheidenden Katalysatoren für den sich immer mehr beschleunigenden Zusammensturz des DDR-Herrschafts-systems. Und doch reichte die Durchdringung der Kirche durch die Institutionen der politischen Gesellschaft so weit, daß jetzt Fälle der Enttarnung von Pfarrern oder des Thomas-Kantors als inoffizielle Mitarbeiter der Staatssicherheit bekannt werden. Auch jener Typ des Journalisten, Partei- oder Staatsfunktionärs war durchaus keine Seltenheit, der privat, in beschränkter Öffentlichkeit seine tiefen Zweifel am demokratischen Wesen und der ökonomischen Effizienz des DDR-Systems artikuliert, aber schon eine Stunde später, »in Ausübung seiner Funktion« das genaue Gegenteil verkündete und durchzusetzen half.

Vergangenheitsbewältigung in ostdeutschen Landen also pauschal, »institutionsweise« zu betreiben, ist zwar unumgänglich, aber wohl nur der halbe Weg zur Wahrheit und zu wirklichen Erneuerungschancen. Wir sollten nicht vor der Aufdeckung und Verarbeitung dieser tausendfachen Risse haltmachen, die mitten durch viele Institutionen und Individuen, also uns selbst gingen. Gerade diese Ambivalenz etlicher zivilgesellschaftlicher Organisationen und lebensweltlicher Zusammenhänge aus der Ex-DDR aufzudecken, ist eine wichtige Voraussetzung, um darüber nachzudenken, was denn tatsächlich aus diesem »Seitenzweig der Geschichte«, den die 40 Jahre DDR wohl bald darstellen werden, zu lernen und aufhebenswert wäre.

Anmerkungen

- 1 Vgl. auch den Vortrag von Volker Gransow auf der Tagung am Osteuropainstitut der Freien Universität Berlin zu den politischen Umbruchprozessen in Osteuropa am 15.2.1991.
- 2 »Die 'normale' Ausübung der Hegemonie auf dem klassisch gewordenen Feld des parlamentarischen Regimes ist gekennzeichnet durch die Kombination des Zwangs und des Konsenses, die sich unterschiedlich die Waage halten, ohne daß der Zwang den Konsens zu sehr überwiegt, sondern im Gegenteil zu erreichen versucht wird, daß der Zwang vom Konsens der Mehrheit getragen erscheint, wie er in den sogenannten Organen der öffentlichen Meinung zum Ausdruck kommt – Zeitungen und Verbände – die deshalb in bestimmten Situationen künstlich ver mehrt werden. Zwischen dem Konsens und dem Zwang steht Korruption-Betrug (was für bestimmte Situationen kennzeichnend ist, in denen die Ausübung der hegemonialen Funktion schwierig ist).« (Q 1638)

Literaturverzeichnis

- Buci-Glucksmann, Christine, 1981: Gramsci und der Staat. Köln
- Gramsci, Antonio, 1975: *Quaderni del carcere*. Turin (zit.: Q; die deutsche Übersetzung Hamburg 1991f. wird zitiert als: *Gefängnishefte*)
- Kebir, Sabine, 1991: Gramscis Zivilgesellschaft. Hamburg
- Rügger, Werner, 1990: Vor der Zivilgesellschaft. In: ders., U. Hirschfeld (Hrsg.), *Utopie und Zivilgesellschaft. Rekonstruktionen, Thesen und Informationen zu Antonio Gramsci*. Berlin

Der Begriff der Zivilgesellschaft in der Literatur der Perestrojka

Bis 1987/88 war der Begriff der Zivilgesellschaft (*grashdanskoe obschtschestvo*) in der sowjetischen politischen Literatur so gut wie nicht zu finden. Obwohl Gramscis Überlegungen zur Zivilgesellschaft den sowjetischen Gelehrten nicht unbekannt waren (vgl. unten), wurden sie nicht aufgenommen. Man war der Ansicht, daß die Verwendung des Begriffs bei Marx allein auf die Jugendschriften beschränkt sei. Noch 1986 (aber es scheint eine ganze historische Epoche vergangen zu sein) wird im Stichwort *grashdanskoe obschtschestvo* im *Philosophischen Wörterbuch* (Politisdat 1986), an dessen Redaktion einige Philosophen wie F.M. Burlazki und A.P. Butenko beteiligt sind, die für die Perestrojka Partei ergreifen, »Zivilgesellschaft« definiert als

»Ausdruck, mit dem in der vormarxistischen Philosophie seit dem 18. Jahrhundert die gesellschaftlichen Verhältnisse und, im engeren Sinne, die Eigentumsverhältnisse sowie eben die bürgerliche Gesellschaft [*società borghese*] bezeichnet worden sind. Einer der Hauptmängel in der Theorie der bürgerlichen Gesellschaft¹ der französischen und englischen Materialisten bestand darin, daß sie deren Abhängigkeit von der Produktion nicht verstanden; sie erklärten die Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft auf der Grundlage der natürlichen Eigenschaften des Menschen, der politischen Aufgaben, der Formen des Rechts und der Gesetzgebung, der Moralität usw. Die bürgerliche Gesellschaft, d.h. *die Gesamtheit der sozialen Beziehungen*, wurde als etwas den Individuen Äußerliches aufgefaßt, als eine Art 'Umwelt', in der sich ihre Tätigkeit entfaltete. Hegel verstand unter dem Begriff der bürgerlichen Gesellschaft ein System von Bedürfnissen, das auf dem Privateigentum, auf Eigentums- und Standesverhältnissen, auf juristischen Verhältnissen usw. basierte. (...) Hegels Idealismus äußerte sich hier in der Erkenntnis, die bürgerliche Gesellschaft sei vom Staat abhängig, den er, im Unterschied zur bürgerlichen Gesellschaft, als die wahrhafte Form des objektiven Geistes ansah. Marx verwendet den Ausdruck und den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft in seinen Jugendschriften – erstmals 1843 – in der Kritik der Hegelschen Philosophie und wendet seine Aufmerksamkeit dem objektiven Charakter und dem ökonomischen Fundament der bürgerlichen Gesellschaft zu. Er versteht darunter die Organisation der Familie, der Stände und der Klassen, die Eigentums- und Distributionsverhältnisse, im allgemeinen die Formen und Weisen der Existenz und des Funktionierens der Gesellschaft, des wirklichen Lebens und der Tätigkeit des Menschen; Marx betont die Unhaltbarkeit der Entgegensetzung von Individuum und bürgerlicher Gesellschaft. Im folgenden *ersetzt Marx den ungenauen Ausdruck bürgerliche Gesellschaft durch ein System wissenschaftlicher Begriffe* (ökonomische Struktur der Gesellschaft, ökonomische Basis, Produktionsweise usw.).« (Hervorh. d. Verf.)

So wird hier die wichtige Bezugnahme auf den Begriff der »bürgerlichen Gesellschaft« im Vorwort von *Zur Kritik der politischen Ökonomie* (1859) ignoriert:

»Meine Untersuchung mündete in dem Ergebnis, daß Rechtsverhältnisse wie Staatsformen weder aus sich selbst zu begreifen sind noch aus der sogenannten allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes, sondern vielmehr in den materiellen Lebensverhältnissen wurzeln, deren Gesamtheit Hegel, nach dem Vorgang der Engländer und Franzosen des 18. Jahrhunderts, unter dem Namen 'bürgerliche Gesellschaft' zusammenfaßt, daß aber die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft in der politischen Ökonomie zu suchen sei.« (MEW 13, 8)

Der Begriff der »Zivilgesellschaft« war also dem sowjetischen Marxismus, dem Marxismus-Leninismus, fremd. Es ist deshalb interessant zu sehen, in welchem Sinn die Perestrojka ihn wiedergewinnt, und von wo sie ihn hernimmt: von den

Franzosen und den Engländern des 18. Jahrhunderts? Von Hegel, Marx oder Gramsci?

Die Wiedergewinnung des Begriffs der Zivilgesellschaft in der politischen Literatur der Perestrojka steht in keiner ausdrücklichen Beziehung zu Gramsci, auch war diese Thematik in der letzten Zeit – soweit ich aus der Bibliographie der Gramsci-Studien in der Sowjetunion von I. Grigorjewa ersehen kann – kein Gegenstand spezieller Studien. Vor der Perestrojka war das äußerst unwahrscheinlich angesichts der Ächtung, mit der dieser Begriff belegt war. Und doch war Gramscis spezifische Verwendung nicht unbekannt. Darauf hatten beim Moskauer Gramsci-Kongreß 1967 die Historiker K. Cholodkowski und B. Lopuchow aufmerksam gemacht. Der erstere interpretiert die Zivilgesellschaft als komplexes System privater, *nicht-staatlicher* Organisationen und Einrichtungen, unter denen die wichtigsten die politischen Parteien sind, vor allem diejenigen, welche die kulturelle Hegemonie der Bourgeoisie garantieren; die Zivilgesellschaft ist eine Struktur, die nicht nur dazu dient, die direkten revolutionären Schläge aufzufangen, sondern auch der Bourgeoisie die Manövrierfähigkeit im Klassenkampf im allgemeinen zu erhalten. Nach Lopuchow entdeckt Gramsci, in der Herausbildung der westlichen Länder (im Unterschied zum Osten und zu Rußland, das arm ist an zivilgesellschaftlichen Einrichtungen), die besondere Bedeutung einer Sphäre gesellschaftlicher Beziehungen, die *frei* ist vom direkten Eingriff des Staates, oder genauer: der politischen Macht. Es ist die Sphäre der wechselseitigen Beziehungen zwischen privaten Interessen, in der die *politischen und ökonomischen Verbände nicht-staatlichen Charakters*, die Kirche sowie die weltlichen, religiösen, kulturellen Einrichtungen wirken; die Zivilgesellschaft ist also eine solche, insofern sie sich von der »politischen Gesellschaft« unterscheidet, in welcher der Staat seine direkte Rechtsprechung ausübt. Der Begriff der Zivilgesellschaft – und es konnte angesichts des historischen Kontextes, in den diese Gramsci-Lektüre sich einmischt, auch nicht anders sein – wird wesentlich abhängig von der Revolution im Westen interpretiert, und seine Verwendung innerhalb der sowjetischen Gesellschaft wird ausgeschlossen: *die Zivilgesellschaft wird nicht als ein positives Element wahrgenommen* (das in der UdSSR und im Sozialismus zu entwickeln wäre), sondern als eine Gegebenheit, eine Besonderheit der historischen Entwicklung des Westens und des Aufbaus der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Interessanterweise kann man feststellen, daß diese sowjetische Lektüre der Zivilgesellschaft, definiert als Komplex privater, nicht-staatlicher Einrichtungen, sich als richtiger erweist als die zur selben Zeit von Norberto Bobbio unternommene, der den Aspekt des Überbaus privilegiert. Tatsächlich können die »privaten Einrichtungen« ebenso ökonomische wie politische und kulturelle (Parteien, Kirche, kulturelle Institutionen usw.) sein.

Man könnte auch die These aufstellen, daß dieser Begriff zu den der Perestrojka verbundenen sowjetischen Intellektuellen auf indirektem Weg durchgesickert ist: über die Gramsci-Forscher aus einigen Ländern des Ostens. In seinem Referat beim Gramsci-Kongreß von Urbino 1987 bestimmt der Ungar Tibor Szabò die Zivilgesellschaft als den Hauptort des kulturellen Kampfes, als die Gesamtheit der privaten Organisationen (kirchliche Schulen, Gewerkschaften, Parteien, unterschiedliche Gemeinschaften); eine Gesamtheit, in der eine Vielzahl von Interessen und eine Vielzahl von Parteien koexistieren. Mit der Vorherrschaft der Kommunisten in Ungarn nach 1948 wird, sagt er, die so verstandene Zivilgesellschaft abgeschafft, und alle *Initiativen* der Bevölkerung werden unterdrückt und blockiert: der Partei-Staat stellt sich dem Rest der Zivilgesellschaft entgegen. Daraus folgt, daß in einem Land, wo die Zivilgesellschaft vor der Eroberung der Macht embryonal war und in

der Folge vom allmächtigen Staat beseitigt wurde, wieder von vorne begonnen werden muß, man alle Formen der Zivilgesellschaft, die zuvor existierten, wieder aufbauen und in einer der heutigen internationalen und nationalen Situation angemessenen Form erneuern muß.

Es gibt keine Belege für die Behauptung, daß Ideen dieses Typs über die Kanäle der osteuropäischen Gramsciforschung zu den Sowjets gelangt wären. Es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, daß die Quellen der gegenwärtigen Theoretiker der Perestrojka andere sind. Schaut man genauer hin, so zeigt sich sogar, daß der oben erwähnte Rückgriff auf die Kategorie der Zivilgesellschaft, um sich dem »Etatismus«, der Allmächtigkeit und Zudringlichkeit des Staates entgegenzustellen, sehr viel weniger Gramsci als der liberalen Tradition verdankt. Der Begriff der Zivilgesellschaft wird auf polyvalente, nicht eindeutige Weise in der sowjetischen Literatur der letzten Phase der Perestrojka verwendet. (In den ersten Jahren der Perestrojka wurde dagegen auf diesen Begriff nicht zurückgegriffen: Man sprach von Demokratisierung der sozialistischen Gesellschaft, von Glasnost, von Befreiung der Gesellschaft von den Fesseln des Etatismus usw.).

Gesellschaftliches Eigentum und Zivilgesellschaft

Zu dem Zeitpunkt, als in der UdSSR die theoretische Debatte über Eigentumsformen und über das sozialistische Eigentum beginnt, entwickelt A.M. Tscherepachin eine interessante Kritik an der in der politischen Ökonomie des Sozialismus impliziten Identifizierung von Staat und sozialistischer Gesellschaft (vgl. *Woprosy filosofii*, 12 / 1987). Vom ideologischen Standpunkt präsentierte sich der sozialistische Staat in seinen verschiedenen Phasen – von der Diktatur des Proletariats bis zum Staat des ganzen Volkes – als Diener der gesellschaftlichen Interessen, als Ausdruck der materiellen und kulturellen Bedürfnisse der übergroßen Mehrheit der Gesellschaftsmitglieder; er präsentierte sich also nicht als der Gesellschaft entgegengesetzt, sondern als mit ihr homogen. Indes können Staat und Gesellschaft nicht gleichgesetzt werden, da der erstere als ein Teil der Gesellschaft aufgefaßt wird. Tscherepachin schreibt die Verwendung des Konzepts der Zivilgesellschaft der vormarxistischen und marxistischen Soziologie zu. Die Zivilgesellschaft wird verstanden als »der Komplex aller nicht-politischen Beziehungen und in erster Linie der ökonomischen, die in der Gesellschaft existieren« (ebd., 7; Hervorh. d. Verf.). Kurz, das Konzept der Zivilgesellschaft dient Tscherepachin dazu, die Kritik am »Etatismus«, an der Verschmelzung von Staat und Gesellschaft anzubahnen. Er betont entschieden ihre strikte Trennung und die fortschreitende Ausweitung der gesellschaftlichen Kontrolle der Staatstätigkeit: das ist die wichtigste Bedingung für eine fortschrittliche Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens, für die Demokratisierung des politischen Regimes. Je größer die Unabhängigkeit der lebenswichtigen Elemente des gesellschaftlichen Ganzen – Unternehmen, Institutionen, Organisationen, Künstlerverbände, einzelne Bürger – von der Reglementierung und Kontrolle durch den Staat, desto stärker und lebendiger sind Gesellschaft und Staat (ebd.). Mit der Trennung Staat / Gesellschaft kritisiert Tscherepachin die Grundlagen der Gesetzgebung der UdSSR, die den Staat als einzigen Eigentümer des Staatseigentums setzten (oder die Theorisierungen der politischen Ökonomie des Sozialismus, die behaupteten, daß das sozialistische Eigentum allen im allgemeinen und *niemandem im besonderen* gehöre). Wenn der Staat das einzige Subjekt der gesellschaftlichen Eigentumsverhältnisse ist, verlieren alle anderen ökonomischen Kettenglieder ihre Eigenschaft als Subjekte, sie werden passiv und geben Verantwortung ab. In diesem Sinne kann man

nach Tscherepachin von Entfremdung sprechen: Indem die konkreten Subjekte des ökonomischen Prozesses – nicht nur die unmittelbaren Produzenten, sondern auch die Unternehmen – die Eigenschaft aktiver Subjekte des Produktionsprozesses verlieren und diese Aufgabe an den Staat abtreten (d.h. de facto an den administrativen Apparat), entfremden sie sich ihres Subjektsstatus. Der Grundirrtum der Auffassung, wonach die Gesellschaft im allgemeinen der Alleineigentümer des gesellschaftlichen Eigentums ist, liegt nach Tscherepachin in einer metaphysischen Konzeption, welche die dialektische Wechselwirkung zwischen dem Ganzen und den Teilen leugnet. Diese Auffassung habe die Rolle des Staates universalisiert und hypostasiert und die Rolle der empirischen Subjekte auf rein zufällige Auftritte reduziert. Das führte dazu, daß die sozialistische Gesellschaft als monolithisch oder doch dahin tendierend aufgefaßt und die Existenz der in ihrem Innern gegenwärtigen Widersprüche ignoriert wurde (und so hatte die sowjetische Gesellschaftswissenschaft die konkrete Analyse der konkreten Situation aufgegeben).

Tscherepachin gehört, soweit ich sehe, zu den ersten, die den Begriff der Zivilgesellschaft gegen die totalisierenden Ansprüche des Staates positiv verwenden. Aber wenn es nur darum ginge, käme sein Diskurs aus den Bahnen der liberalen Tradition nicht heraus. Was dagegen interessant erscheint, ist sein Versuch, das Konzept einer »sozialistischen Zivilgesellschaft« auszuarbeiten, die auf dem gesellschaftlichen Eigentum als solchem gründet. 1987-88 zeigte sich die Perestrojka in der Tat noch nicht als Prozeß der Privatisierung des Staatseigentums, sondern als tatsächliches Vergesellschaftungsprojekt, das der zuvor praktizierten Verstaatlichung entgegengesetzt war. Das Eigentumsgesetz (1990) und die Pläne für den Übergang zur Marktwirtschaft (vom Herbst 1990) stellen die von den Kritikern der Verstaatlichung erhobenen Forderungen nach wirklicher Vergesellschaftung auf den Kopf. Sie zielen auf eine Privatisierung in großem Maßstab mit *ideologischen* Vereinfachungen und Seichtigkeiten, wie man dem von Schatalin und anderen Ökonomen gezeichneten Dokument über den Übergang zur Marktwirtschaft entnehmen kann, die eine zwar verwickelte theoretische Debatte, die sich aber doch noch innerhalb marxistischer Bezugspunkte bewegte, einfach vom Tisch wischen. Aber das ist eine andere Sache ...

Rechtsstaat und Zivilgesellschaft

Der Begriff der Zivilgesellschaft wird in der sowjetischen Publizistik der Perestrojka breiter aufgenommen um das Jahr 1988, als man anfängt, von politischer Reform und von »Rechtsstaat« (*prawowoe gosudarstwo*) zu sprechen. Auch dieser Ausdruck war zuvor völlig unbekannt, und Gorbatschow greift auf ihn erst im Juni 1988 zurück, in seinem Bericht auf der 19. Unionsparteikonferenz der KPdSU, wobei er das Adjektiv »sozialistisch« hinzufügt: »Sozialistischer Rechtsstaat« (vgl. *Neues Deutschland*, 29.6.1988). Dieser Ausdruck wird in der Folge immer häufiger verwendet (vgl. z.B. Gorbatschow, *Ausgewählte Reden und Aufsätze*, Bd. 7, Politisdat, Moskau 1990). In einem interessanten Artikel (in *Woprosy filosofii* 2 / 1989) entwirft das Akademienmitglied V.S. Neresjanz einen historisch-theoretischen Rahmen, ohne indes Rechtsstaat und Zivilgesellschaft miteinander zu verknüpfen (über den »Rechtsstaat« vgl. außerdem die Schriften von V. Kudrjawzew, in *Probleme des Friedens und des Sozialismus*, 1988, Nr. 9, Ogonjok, Kommunist usw.).

Anatoli Wengerow (*Gesellschaftswissenschaften*, 3/1990, 54ff) bestimmt den Rechtsstaat als die politische Organisation der Gesellschaft, die mit Hilfe des Rechts die Bedingungen für die Existenz und die Tätigkeit der Zivilgesellschaft schafft, die sich als das System der gesellschaftlichen Einrichtungen zur freien Verwirklichung

des schöpferischen und Arbeitsvermögens jedes Bürgers oder jeder Vereinigung von Bürgern darstellt. Die von Wengorow dem Rechtsstaat zugeschriebene Funktion bei der Ausbildung der Zivilgesellschaft wird von V. Bibler bezweifelt («Zivilgesellschaft und Gesellschaftsvertrag», in *Cerez ternii* (In Schwierigkeiten), Progress, Moskau 1990): vorrangig sei nicht der Aufbau des Rechtsstaates als Garant der Zivilgesellschaft, sondern die Verankerung einer starken Zivilgesellschaft zur Aufrechterhaltung des Rechtsstaats in der UdSSR. Mehr noch: Jede ökonomische (das Gesetz über den Boden oder das Eigentum) oder politische Reform (die Entwicklung einer auf dem Recht basierenden Demokratie) kann erfolgreich und unumkehrbar sein allein im Klima der Zivilgesellschaft, ohne welche die besten Erneuerungen Gefahr laufen, in den Totalitarismus oder in eine Vergangenheit patriarchalen Typs abzuweichen. Bibler bewertet das Fehlen einer Zivilgesellschaft als sehr viel schwerwiegender als den Mangel an Nahrungsmitteln und gibt die Schuld der Geschichte der letzten sieben Jahre, seit dem Oktober, in erster Linie deshalb, weil sie die Zivilgesellschaft zerstört habe. Nur die feste Verankerung der Zivilgesellschaft könne die sozio-ökonomischen und die sozio-politischen Veränderungen in der UdSSR unumkehrbar machen, während ohne eine entwickelte Zivilgesellschaft es eine Illusion oder eine Selbsttäuschung sei, an einen funktionsfähigen demokratischen Staat zu denken: der »demokratische Rechtsstaat« (in der sowjetischen Publizistik der letzten Zeit ist die Redewendung »sozialistisch« so gut wie verschwunden) ist nur die Spitze eines mächtigen Eisbergs, der Zivilgesellschaft, die alle Formen menschlicher Tätigkeit und Mitteilung durchdringt (vgl. ebd., 336).

Bibler nimmt ausdrücklich Bezug auf den Begriff der »bürgerlichen Gesellschaft« (vgl. Anm. 1) in Marx' Jugendschriften, vor allem in der *Judenfrage* und der Einleitung in *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie*, um die bei Marx negative Konnotation der »bürgerlichen Gesellschaft« als einer auf den Egoismus und das Geld als dem entäußerten Wesen des Menschen gegründeten Gesellschaft, entschieden zurückzuweisen. Die Bestimmung des Menschen als *Bourgeois*, *Bürger*, als dem alleinigen souveränen Subjekt von auf dem Vertrag basierenden sozio-ökonomischen Verhältnissen, sei eine der allgemeinen Bestimmungen des Menschen und der Gesellschaft (vgl. 354). (Bemerkenswert ist die Aufmerksamkeit, die Bibler der Übersetzung des Ausdrucks *bürgerliche Gesellschaft* entgegenbringt, und der Gebrauch, den er von dem russischen Ausdruck *burshuasnoe obschtschestvo* macht, indem er ihn von der *grashdanskoe obschtschestvo* unterscheidet, ohne diesen dem ersteren allerdings entgegenzusetzen. Freilich fehlt jeder Bezug auf Gramsci.)

Die »Zivilgesellschaft« spielt dagegen eine zentrale, positive Rolle in der und für die moderne »industrielle Zivilisation«, ein Begriff, den Bibler jenseits der Alternative und des Gegensatzes von Kapitalismus/Kommunismus ansiedeln will, ein Gegensatz, den er, im Schlepptau vieler Perestrojka-Intellektueller, ablehnt, weil er sich »auf den ökonomischen Determinismus gründet« (vgl. 335). Notwendige Voraussetzung der Zivilgesellschaft ist folglich die »industrielle Zivilisation«, die bestimmt ist durch: eine entwickelte Industrie; eine scharfe Trennung der Grundformen der Tätigkeit (die Arbeit in der Industrie, die landwirtschaftliche Tätigkeit, die kreative Arbeit in der Sphäre der Kultur); die souveräne Rolle des Arbeiters; die Dynamik von notwendiger Arbeitszeit und Mehrarbeitszeit, die Dynamik von Freizeit und Arbeitszeit im Gesamtprozeß der Produktion (diese bildeten die beiden grundlegenden Impulse für die Entwicklung der Ökonomie, für die Steigerung der gesellschaftlichen Arbeitsproduktivität); ein freier Markt als Grundform der ökonomischen Beziehungen (Angebot/ Nachfrage), d.h. eine auf Befriedigung, Entwicklung, Veränderung der Bedürfnisse ausgerichtete Produktion. Der Markt, das Spiel

von Angebot und Nachfrage, behauptet Bibler, sei nicht allein der Ort, an dem der Wert einer Ware »realisiert« wird; der Markt entwickle die Grundbedürfnisse und die Fähigkeiten des Individuums, des Arbeiters. Alle diese Momente werden – unabhängig von der kapitalistischen oder sozialistischen Produktionsweise – für die Existenz jeder industriellen Zivilisation als notwendig betrachtet. Kurz, die politische Ökonomie des Kapitalismus ist, nach Bibler, nichts Anderes als die politische Ökonomie der industriellen Zivilisation – in allen ihren Formen, vom 17. bis zur Schwelle des 21. Jahrhunderts. Das »System zivilisierter Genossenschaftler« (der Sozialismus in der Bestimmung des späten Lenin) und der zeitgenössische Kapitalismus würden sich folglich auf ein und dieselbe industrielle Zivilisation beziehen und sogar auf einen einzigen Typ von Ökonomie, da in ihr das Wertgesetz wirksam ist. Die Zivilgesellschaft wird somit bestimmt als die Normalform aller Transformationen dieser industriellen Zivilisation, bis hin zu ihrem Übergang in die »postindustrielle«.

Die Existenz der Zivilgesellschaft setzt nach Bibler das Vorhandensein realer, individueller, autonomer und souveräner Subjekte voraus. Aber »man kann souveränes Subjekt nur als Eigentümer sein«. Allein das Eigentümersubjekt (vor allem: der individuelle Eigentümer der Arbeitskraft, der eigentlich schöpferischen Fähigkeit) hat eine reale Möglichkeit, Bürger (*cittadino*) zu sein (vgl. 341). *Daraus folgt, daß, wenn es staatliches Eigentum gibt, es keine Zivilgesellschaft geben kann.* Auf dieser Ebene wird der Markt – der Waren-, Kapital- und Arbeitsmarkt – verstanden als Bedingung für die Herausbildung und die Existenz der Zivilgesellschaft, als ihre unumgehbare Voraussetzung (ohne sie jedoch damit zu identifizieren). Bibler etabliert einen engen Zusammenhang zwischen »Zivilgesellschaft« und *Gesellschaftsvertrag*. Dieser erlaubt es, die eherne Bestimmung der Geschichte und der Ökonomie in die Selbstbestimmung der Zivilgesellschaft zu transformieren. Über ihn vereinigen sich die atomisierten Subjekte der Zivilgesellschaft freiwillig auf der Basis ihres Willens, auf der Basis idealer Programme und Bestrebungen, die quer liegen zu den gesellschaftlichen Interessen.

Bibler beschränkt die Zivilgesellschaft nicht auf den Ort der ökonomischen Verhältnisse oder Bedürfnisse, sondern konzipiert sie vielmehr als die Form, in der die Arbeiter, oder einfach die Mitglieder einer modernen industriellen Zivilisation – als *Mitbürger*, d.h. als einzelne und autonome juristische Subjekte, die am wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, politischen Leben teilnehmen – miteinander in Beziehung treten. Die Zivilgesellschaft beschränkt sich nicht auf die ökonomische Sphäre, sondern setzt eine entwickelte politische Dynamik voraus, die gekennzeichnet ist durch eine Dynamik der freien Bildung und/oder Auflösung von Parteiformationen und -organisationen, deren Differenzierung der Ausfächerung der Zivilgesellschaft entspricht.

In diesen Versuchen, den Begriff der Zivilgesellschaft zu bestimmen, steckt ein Eklektizismus, der auf unterschiedliche philosophische Traditionen zurückgreift. Ausarbeitungen von beachtlichem Interesse gehen Hand in Hand mit theoretischen Abstürzen und verwirrenden Seichtigkeiten: von der, mehr apologetischen als kritischen Betonung der »industriellen Zivilisation« über die Theorie vom Ende des Konflikts und des Antagonismus zwischen Kapitalismus und Sozialismus bis hin zum unkritischen Lob des juristischen Formalismus, als wäre die Lehre des *Kapitals* von Marx umsonst gewesen, als wäre der Arbeiter auf dem Arbeitsmarkt tatsächlich frei und nicht nur juristisch frei ...

Gramscis Abwesenheit in der neuen sowjetischen Ideologie

Die Verwendung des Begriffs (oder des Ausdrucks) der Zivilgesellschaft im Kontext der Perestrojka konnte die Hoffnung – siehe die Äußerungen einiger Gelehrter wie Butenko und Grigorjewa – auf die Wiedergewinnung des »nicht orthodoxen«, nicht dogmatischen und nicht dogmatisierten Marxismus Gramscis aufkommen lassen: auf einen Rückgriff also auf den Reichtum seines Begriffs von Zivilgesellschaft. Dieser Reichtum beinhaltet keineswegs, daß Gramscis Begriff der Zivilgesellschaft auf eindeutige, nicht problematische Weise verstanden werden könnte, ganz im Gegenteil: er kann nicht, wie Bobbio es wollte (vgl. sein Referat beim Kongreß in Cagliari 1967 und die Kritik daran von Texier, in *Gramsci e la cultura contemporanea*, Rom 1969), allein auf die Überbauverhältnisse reduziert werden, auf den Ort, an dem die politisch-kulturelle Hegemonie ausgeübt wird (abgesehen davon, daß die Hegemoniefunktion *auch* unmittelbar in den Produktionsverhältnissen ausgeübt wird), auch wenn diese Bedeutung bei Gramsci vorzuherrschen scheint. Es gibt bei Gramsci zumindest eine weitere Bedeutung des Begriffs der Zivilgesellschaft als Ort der ökonomischen Tätigkeiten, des *homo oeconomicus* und des bestimmten Marktes. Ich glaube, daß in der positiven Bewertung des Begriffs der Zivilgesellschaft, die von Gramsci (wenn auch weder direkt noch ausdrücklich) vorgenommen wird gegen ihre vom jungen Marx ausgesprochene Verurteilung als Ort des egoistischen Individualismus, die Wiedergewinnung der Idee einer Gesellschaft steckt, in der, sowohl im unmittelbaren Produktionsprozeß wie in den gesellschaftlichen Verhältnissen im allgemeinen, der Wert der freien Individualitäten, der Initiativen der einzelnen, befreit von den Fesseln des *kapitalistischen bestimmten* Marktes, in einer Gesellschaft assoziierter Produzenten betont wird, die, ohne den Beitrag dieser Initiativen, zur Stagnation verurteilt ist. (Der frühe Gorbatschow schien gerade auf diesem Thema stark zu beharren.) Man könnte hier, kurz gesagt, die Wiederaufnahme der Marxschen Idee von der freien Entwicklung eines jeden als Bedingung der freien Entwicklung aller herauslesen. Und *dieser* Gramsci konnte wirklich von all denen wiederaufgenommen werden, welche die Perestrojka als Projekt – und Prozeß – der Rekonstruktion/Erneuerung der sozialistischen Gesellschaft und der kommunistischen Bewegung verstanden. Aber die Weise, in der die Perestrojka sich entwickelt (oder, wenn man so will, verwickelt) hat, ließ Gramsci nicht zum Bezugspunkt werden, und sein reicher kategorialer Apparat – darin eingeschlossen der komplexe und widersprüchliche Begriff der Zivilgesellschaft – wird in der gegenwärtigen theoretischen Debatte der Perestrojka nicht verwendet. Gramsci ist in ihr abwesend.

Für diese Abwesenheit gibt es wahrscheinlich eine unmittelbar politische Erklärung. Gramsci war ein *kommunistischer* Denker und politischer Führer, der den Kampf für den Kommunismus zu seinem Lebenszweck gemacht hat, ohne sich zu beugen und ohne den eigenen Grundsätzen abzuschwören, und der dafür, wie wir sehr wohl wissen, den höchsten Preis bezahlt hat, vom Zuchthaus über die Isolierung durch die eigenen Genossen bis hin zum Tod. Gramsci war ein Denker, der mit seinem ganzen Antidogmatismus sich dennoch innerhalb des Marxismus bewegt hat, um ihn zu erneuern, ihn von Schematismen und Verknöcherungen zu befreien und seinen begrifflichen Apparat zu bereichern.

Die vorherrschende Tendenz in der neuen sowjetischen Ideologie der Perestrojka bewegt sich auf einem anderen Gelände, das nicht mehr das des marxistischen Denkens ist (vgl. etwa das Buch von Alexander Schipko, *Filosofija perestrojki*, ital.: *Die Wurzeln der Perestrojka – Marx vergessen*², Florenz 1990). Sie schöpft, auf ziemlich verworrene und eklektische Weise, aus verschiedenen Quellen, die vom

liberalen Denken und der liberalen Demokratie zu einem abstrakten Humanismus, von der Rückkehr zu einer Philosophie der Werte zur Wiedergewinnung eines traditionellen russischen Denkens reichen. Die 19. Unionsparteikonferenz im Juni 1988 stellte m.E. den Kulminationspunkt des Versuchs dar, die Perestrojka in Richtung einer Erneuerung des Sozialismus zu entwickeln und es nicht zur Unterwerfung unter das kapitalistische Modell und die Kräfte des weltweiten Imperialismus kommen zu lassen: Ausarbeitung einer sowjetischen Demokratie, Rolle der Sowjets, Übergang zu einer effektiv gesellschaftlichen Form des Eigentums ...). Die sowjetische Intelligenzja, die zur Ausarbeitung einer komplexen Theorie des Ausgangs aus der Krise des »Kasernensozialismus«, des »autoritären Kommandosystems«, hätte beitragen können, hat sich nicht nur vom dogmatischen Marxismus abgewandt, sondern vom Marxismus überhaupt. Und der Kommunist, der Marxist Gramsci, dessen *Gefängnishefte* heute in der UdSSR in einer vollständigen Ausgabe erscheinen werden, läuft dennoch Gefahr, eine isolierte und ungehörte Stimme zu bleiben.

Aus dem Italienischen von Peter Jehle

Anmerkungen

- 1 Hier und im folgenden Zitat wird »società civile« mit »bürgerlicher Gesellschaft« wiedergegeben, da bekanntlich bei Hegel und Marx nicht zwischen dem Bürgerlichen und dem Zivilen unterschieden wird (Anm. d. Übers.).
- 2 Vgl. *Le radici della perestrojka – dimenticare Marx*.

Ludmila Nikititsch

Gramscis »Gefängnishefte« und die Kritik des Stalinismus

Gegenwärtig wird in der Sowjetunion viel getan, damit die Ideen Gramscis zu einem Bestandteil unserer Kultur und zum Bewußtseinselement eines jeden Menschen werden. Gramsci wurde in die Universitätsprogramme verschiedener Fakultäten aufgenommen, seine Arbeiten werden in zahlreichen Diplomarbeiten und Dissertationen analysiert, auf unterschiedlichen Ebenen werden wissenschaftliche Konferenzen durchgeführt. So fand im Januar 1991 anlässlich seines 100. Geburtstages an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften eine Konferenz statt, mit Teilnehmern, die sich in Moskau mit der Erforschung seines Werkes beschäftigen. Im Zusammenhang mit dem Jubiläum wird eine vollständige Ausgabe der *Gefängnishefte* vorbereitet, deren erster Band 1991 erschienen ist.

Die gegenwärtigen Prozesse in unserer Gesellschaft begünstigen ein adäquateres Verständnis dieses großen Denkers, der die Welt breiter, tiefer und weitsichtiger gesehen hat als viele seiner Zeitgenossen. Und dennoch verläßt uns bei der erneuten Lektüre der Werke Gramscis nicht das Gefühl der Bitterkeit: Wie viele Fehler hätte man in Theorie und Praxis vermeiden können, wenn man dem Studium der *Gefängnishefte* mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätte.

Bei der Analyse der Philosophie Croces schrieb Gramsci, daß ein »Anti-Croce« nötig sei, ähnlich dem »Anti-Dühring«, und es sich lohne, daß eine Gruppe qualifizierter Wissenschaftler ein Jahrzehnt ihrer Tätigkeit einer solchen Arbeit widmen würde. Gramsci hat zehn Jahre im Gefängnis einer Arbeit gewidmet, die man »Anti-Stalin« nennen könnte. Welche Idee der *Gefängnishefte* man auch immer nimmt, alle

sind sie alternativ zum Stalinismus, formuliert in der Polemik mit ihm und mit denen, die seine Auffassungen teilten, formuliert in dem Bewußtsein einer hohen historischen Verantwortung.

Um Gramsci adäquat zu verstehen, müssen die Besonderheiten des Stils und der Methode berücksichtigt werden. Er selbst schrieb, daß er im Prozeß der Arbeit einen dialektischen Dialog führen müsse, andernfalls er keinen intellektuellen Impuls empfinde: Im Prozeß dieses Dialogs möchte er »den Gesprächspartner oder den Gegner spüren«. In Publikationen in unserem Lande verband man die Besonderheiten von Gramscis Stil vor allem mit der »äsoptischen Sprache«. Meiner Meinung nach liegt die Sache anders. Es handelt sich um eine Spezifik, die Gerratana treffend als »politischen Sokratismus« bezeichnete, die in der beständigen Fähigkeit Ausdruck findet, sich selbst und anderen Fragen zu stellen, Antworten zu geben und dabei seine historische Verantwortung als moralisches Subjekt unter Beweis zu stellen. Gramscis Methode der Darlegung zwingt dazu, zusammen mit dem Autor zu denken, mit ihm zu streiten, sich die Ausgangspunkte zu vergegenwärtigen, und sie ruft Analogien und Assoziationen hervor.

Die *Gefängnishefte* stellen eine Alternative zum sowjetischen Marxismus dar, und einige der hier entwickelten Gedanken sind bereits in unser politisches und kulturelles Bewußtsein eingedrungen; doch der Weg zu ihnen in der Philosophie beginnt erst. Worum handelt es sich? Gramsci schrieb darüber, als er auf die Verdienste Croces hinwies. Die Philosophie Croces müsse deshalb positiv bewertet werden, weil sie die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung der Kultur und der Philosophie in der geschichtlichen Entwicklung, auf die Funktion der Intellektuellen in der Zivilgesellschaft und im Staat, auf das Problem der Hegemonie und den Konsens als notwendige Formen eines konkreten historischen Blocks lenkte.

In einer Zeit, als der Stalinismus den Menschen auf ein leicht zu ersetzendes Schraubchen reduzierte, verstand Gramsci das Problem des Menschen als die Grundfrage der Philosophie. Nach Lenins Tod war die Zivilgesellschaft in der UdSSR, selbst in dem geringen Ausmaß, in dem sie existierte, vom Staat absorbiert. Bei Gramsci aber wird die Entwicklung der Zivilisation an der Entwicklung der Zivilgesellschaft gemessen. Mehr noch: Je entwickelter die Zivilgesellschaft ist, desto umfassender die Grundlagen für demokratische Staatsformen. Und umgekehrt: Je weniger entwickelt die Zivilgesellschaft ist, desto wahrscheinlicher das Vorhandensein autoritärer und totalitärer Regime. Es sei an die bekannte Beobachtung Gramscis erinnert:

»Im Osten war der Staat alles, die Zivilgesellschaft steckte in den Anfängen und war gallertartig; im Westen gab es zwischen Staat und Zivilgesellschaft ein angemessenes Verhältnis und im Erzittern des Staates entdeckte man sofort eine robuste Struktur der Zivilgesellschaft. Der Staat war nur ein vorgeschobener Schützengraben, hinter dem eine robuste Kette von Befestigungen und Kasematten lag.« (Q 866)

Gramsci ist der Begründer der modernen Theorie der Zivilgesellschaft im Marxismus, indem er gleichzeitig dessen doktrinäre Auslassungen korrigierte. Lenin hat bekanntlich den Begriff der Zivilgesellschaft nicht gebraucht. Die These vom Klassenkampf, der »notwendig zur Diktatur des Proletariats führt«, erzeugte den Eindruck, daß im Sozialismus eine Zivilgesellschaft nicht nötig sei. Als der Stalinismus die brutalste Diktatur praktizierte, begründete Gramsci eine umfassende Theorie der Hegemonie, die er in erster Linie als moralische, intellektuelle und kulturelle Führung verstand. Lenins Hauptverdienst sah er nicht in der Ausarbeitung des Konzepts der Diktatur des Proletariats oder im Zerschlagen der bürgerlichen Staatsmaschine, sondern in der Ausarbeitung des »theoretisch-praktischen Prinzips der Hegemonie«.

In der UdSSR gab es unter Stalin in Verbindung mit der Diktatur der Macht auch die Diktatur einer bestimmten Weltanschauung, die für jeden verbindlich war. Gramsci stellte damals die Frage nach der Notwendigkeit für jeden Menschen, sich eine eigene Weltanschauung zu erarbeiten. Als Hauptgegenstand der Philosophie im sowjetischen Marxismus galten und gelten bis heute die universellen Gesetze der Natur, der Gesellschaft und des Denkens. Gramsci befaßte sich dagegen mit der Hinwendung der Philosophie zum Menschen, so daß die Wissenschaft sich für den Menschen interessiert, und zwar nicht als eine objektive Realität. Seiner Meinung nach gibt es diese universellen Gesetze nicht: sie seien weiter nichts als Hypothesen. Bei seiner Kritik an Bucharins *Gemeinverständlichem Lehrbuch der marxistischen Soziologie*, das eine erste Etappe auf dem Weg des Marxismus in den Stalinismus markierte, wies er darauf hin, daß eine mechanistische Konzeption nichts anderes als Religion sei. Als Gramsci dies schrieb (zwischen 1929 und 1931) zerstörte man in unserem Land die Kirchen und verfolgte die Gläubigen. Nach Berdajew handelte es sich bei dem Kampf Stalins mit der Religion um einen Kampf mit einem »Konkurrenten«. Während der Stalinismus den Kampf mit der Religion als einen Kampf um die Seelen der Menschen führte, hat er die Philosophie dem Niveau des Massenbewußtseins angepaßt. Ich erinnere nur an das System der politischen Bildungsarbeit. Mehr als 50 Jahre war das Land überzogen mit einem Netz von Zirkeln, Schulen, Universitäten des Marxismus-Leninismus, in denen die Massen Philosophie studierten. Das Durchlaufen dieses Systems war verbindlich. Hieraus erklären sich zum Teil die noch heute vorhandenen dogmatischen Stereotypen im Bewußtsein. Es gehörte zu den Aufgaben der politischen Diktatur, einen neuen Typ von Religion zu schaffen, der besonders aggressiv und politisiert war.

In den Teilen der *Gefängnishefte*, die der Auseinandersetzung mit dem *Gemeinverständlichem Lehrbuch* gewidmet sind, wird kritisiert, daß Bucharin die Weltanschauung reduziert auf eine »mechanische Formelsammlung, die den Eindruck erweckt, die ganze Geschichte in der Tasche zu haben« (Q 1428). Die Annahme von Gesetzen, die unvermeidbar im gesellschaftlichen Leben wirken, »ist nicht nur wissenschaftlicher Fehler, sondern wird praktischer Fehler in der Wirklichkeit« (ebd., 1429); sie begünstigt außerdem »die geistige Faulheit und die programmatische Oberflächlichkeit« (ebd., 1429f). Gramscis Auseinandersetzung mit dem *Gemeinverständlichem Lehrbuch* ist eine systematische kritische Analyse der Stalinschen Version der marxistischen Philosophie, angefangen mit dem Gegenstand der Philosophie, mit der Frage nach den allgemeinen Gesetzen, die nach Gramsci zu religiöser Passivität führen, bis hin zum Problem der »Vorhersehbarkeit der geschichtlichen Ereignisse« (Q 1403) – gegen die triviale Auffassung vom »unvermeidlichen Sieg des Kommunismus«. Heute ist offenkundig, daß Gramsci mit dieser Kritik auch die Adepten des Stalinismus meinte, die sich um eine Philosophie bemühten, die mehr sein sollte als eine Auslegung der Geschichte, eine Ersatzreligion, die Passivität und »idiotische Selbstzufriedenheit« erzeugte.

Anfang der zwanziger Jahre war Gramsci in Moskau und wurde Zeuge einer in der Geschichte der Kultur bis dahin beispiellosen Abrechnung mit der traditionellen Intelligenz: der Ausweisung der besten Geister, deren negative Folgen in unserem Land bis auf den heutigen Tag spürbar sind. Gramsci zog daraus ernsthafte theoretische Schlüsse; die Intelligenz wurde zu einem seiner Hauptthemen. Eine der Aufgaben der Partei als »kollektiver Intellektueller« sieht Gramsci in der Herstellung eines Bündnisses der traditionellen Intellektuellen, die den neuen Generationen das von den früheren akkumulierte intellektuelle Potential vermitteln, mit den organischen Intellektuellen, die von den neuen Klassen hervorgebracht werden – eines

Bündnisses, das bei uns nicht verwirklicht wurde wegen Lenins zum Theorem verfälschter These von den »zwei nationalen Kulturen in jeder nationalen Kultur« (LW 20, 17).

Als in der UdSSR und in der Komintern der Klassenkampf verabsolutiert wurde, betonte Gramsci den Gedanken des Konsenses, der für uns wie kein anderer bedeutsam gewesen wäre. Heute befindet sich unser Land in einer erbitterten Konfrontation der verschiedensten Kräfte, von denen jede sich auf das Volk beruft, um die gegnerischen Kräfte zu kritisieren. Nach meiner Ansicht hat keine dieser Kräfte ihre Fähigkeit zur Hegemonie und zum Konsens unter Beweis gestellt. In den *Gefängnisheften* heißt es, daß der Konsens die Fähigkeit einer politischen Kraft ist, gegensätzliche Interessen mit dem allgemeinen nationalen Interesse zu verbinden. Gramsci fordert die gründliche Erforschung der besonderen Kultur und Geschichte eines Landes, um zu vermeiden, daß man das Wünschenswerte für das Wirkliche nimmt. Da ein Teil unserer Gesellschaft heute weiterhin in einem illusorischen Bewußtsein lebt, das den Haß auf die lebenden Menschen mit der romantischen Idealisierung abstrakter politischer Formen verbindet, muß man die Situation realistisch sehen und fragen, wer tatsächlich die Macht hat. Tatsächlich ist sie im Besitz der Führung des militärisch-industriellen Komplexes, des KGB und des Innenministeriums. Daher muß mit diesen Kräften ein Kompromiß und ein Konsens gefunden werden. Lehnt man dies ab, so bedeutet das eine unvermeidliche Konfrontation mit unabsehbaren Folgen. Angesehene sowjetische Ökonomen weisen darauf hin, daß ein Umbau der Wirtschaft ohne Dialog und ohne Absprache mit den genannten Kräften unmöglich ist, denn jeder dritte Rubel des Nationaleinkommens geht in die Verteidigung. (In Japan sind es 1, in den EG-Ländern 3-4, in den USA 5-6 %, bei uns, nach der Aussage des Präsidenten, 18 %). Man darf nicht vergessen, daß zum militärisch-industriellen Komplex nicht nur die Generalität gehört, sondern erstklassige Wissenschaftler, qualifizierte Arbeiter, gebildete Verwaltungsfachleute. Es sind Kräfte, die unsere Gesellschaft heute dringend benötigt. Die Politiker sind gezwungen, eine gemeinsame Sprache zu finden und glaubhaft zu machen, daß sie in einer erneuerten Gesellschaft nicht an den Rand gedrängt werden.

Die Unfähigkeit zum Konsens hängt mit der unzureichenden Verarbeitung des Demokratieproblems zusammen. Es gab viele Jahrzehnte lang »einfache« und geradlinige Lösungen. Negative moralische Wirkungen waren die Folge. Eine abstrakt-demokratische Ideologie entband die Persönlichkeit von der Verantwortung und nahm ihr die Selbständigkeit. Die Gefahren konstatierte bereits Berdajew: Auf dem Boden einer Demokratie, deren Grundlage die Masse und nicht die Persönlichkeit ist, entfalte sich eine »Moral des Anspruchs«, eine »Moral der Erwartungen«, die allen Reichtum des Lebens von außen erhofft. Gramscis Verdienst ist es, die Demokratiefrage mit dem Marxismus verbunden und die menschliche Persönlichkeit in den Mittelpunkt gerückt zu haben. Aber gerade dem Problem der Persönlichkeit wird in vielen Arbeiten über Gramsci nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt. Die Frage, was der Mensch sei, ist für Gramsci »die erste und grundsätzliche Frage der Philosophie« (Q 1343). Ihn interessiert, in welchem Maß der Mensch Schöpfer und Herr seines eigenen Schicksals sein kann. Das unterscheidet Gramsci von der marxistischen Tradition, in der dem materialistischen Monismus entsprechend der Mensch vor allem als Bestandteil des Seins, als Objekt und Teil der Natur analysiert wird. Für Gramsci dagegen muß der Mensch

»als eine Folge tätiger Verhältnisse (ein Prozeß) begriffen werden, in denen die Individualität zwar von höchster Bedeutung, jedoch keineswegs das einzige zu berücksichtigende Element ist. Die Menschheit, die sich in jeder Individualität widerspiegelt, ist aus verschiedenen

Elementen zusammengesetzt: 1. dem Individuum; 2. den anderen Menschen; 3. der Natur. Aber das 2. und 3. Element sind nicht so einfach, wie es scheinen könnte. Das Individuum tritt nicht durch Aneinanderreihung in ein Verhältnis zu den anderen Menschen, sondern organisch, das heißt, insofern es teilhat an Organismen, von den einfachsten bis zu den komplexesten. So tritt der Mensch nicht in ein Verhältnis zur Natur, einfach auf Grund der Tatsache, selbst Natur zu sein, sondern auf tätige Weise, mittels der Arbeit und der Technik.« (Q 1345)

Gramsci betont den »tätigen« und »bewußten« Charakter dieses Verhältnisses. Daher kann »der wirkliche Philosoph« nur der »Politiker« sein, »das heißt, der tätige Mensch, der die Umwelt verändert«, wobei unter Umwelt »das Ensemble der Verhältnisse« verstanden wird, an dem jedes Individuum teilhat. »Wenn die eigene Individualität das Ensemble dieser Verhältnisse ist, bedeutet eine Persönlichkeit werden Bewußtsein solcher Verhältnisse erlangen, die eigene Persönlichkeit verändern bedeutet das Ensemble dieser Verhältnisse verändern.« (Ebd.)

Gramsci kommt speziell auf die Rolle des Philosophen bei der Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse zu sprechen. »Der professionelle oder technische Philosoph 'denkt' nicht nur mit größter logischer Strenge, mit größter Kohärenz ..., sondern kennt die ganze Geschichte des Denkens, kann sich also Rechenschaft geben über die Entwicklung, die das Denken bis hin zu ihm genommen hat, und er ist fähig, die Probleme an dem Punkt wiederaufzunehmen, an dem sie sich befinden, nachdem sie das Höchstmaß an Lösungsversuchen erfahren haben.« (Q 1342) Für Gramsci sind Wissen, Bildung, Kultur eine notwendige Bedingung, um zur aktiven Teilhabe an der Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse fähig zu sein. Dabei kommt die Geschichte an erster, die Kultur an zweiter und die Philosophie an dritter Stelle, nicht umgekehrt, wie es bei uns der Fall war, als die Philosophie den Wissenschaften und der Kultur ihre Perspektive aufzwang. Es sei nur an die bekannten Beispiele des Verhältnisses zur Genetik, zur Kybernetik, zur Relativitätstheorie erinnert, die sich nicht in das Prokrustesbett der damaligen Ideologie zwingen ließen. Die Folge war das Entstehen eines bestimmten Typs von Scholastik, von der Hegel sagte: »eine barbarische Philosophie des Verstandes, frei von jeglichem Inhalt.« Den einzigen Weg zur Befreiung aus dem »ideologischen Fanatismus« sah Gramsci im Dialog, in der wissenschaftlichen Diskussion. Diese darf kein »Gerichtsprozeß« sein, in dem es Angeklagte und Ankläger gibt und wo aus Amtspflicht bewiesen werden muß, daß der Angeklagte schuldig und aus dem Verkehr zu ziehen ist. Der Gegner hat ein Recht auf ernsthafte Beurteilung seiner Auffassungen, worin Gramsci den wirklich »kritischen« und den »in der wissenschaftlichen Forschung einzig fruchtbaren« Weg sah.

Aus dem Russischen von Harald Neubert

Spendenaufwurf für den Wiederaufbau des Inter-University-Centre (IUC) in Dubrovnik

Bei den kriegesischen Angriffen auf Dubrovnik im Dezember 1991 ist auch das Gebäude des IUC zerstört worden; die Angestellten konnten zwar ihr Leben retten, stehen aber nun vor den Trümmern ihrer Arbeitsstätte. Das IUC war für viele Studenten/innen und Wissenschaftler/innen in Ost- und Westeuropa und den USA über Jahre eine wichtige und einzigartige Begegnungsstätte. Um den Wiederaufbau zu unterstützen, wurde ein Spendenkonto eingerichtet:

Inter-University-Centre, Universität Hamburg, Konto-Nr. 12 03 223, Deutsche Bank Hamburg (BLZ: 200 700 00)

Dieser Aufruf wird unterstützt von: Emil Angehrn, Karl-Otto Apel, Hans Michael Baumgartner, Wolfgang Bonß, Hauke Brunkhorst, Helmut Dubiel, Volker Gerhardt, Jürgen Habermas, Axel Honneth, Friedrich Kambartel, Hans-Joachim von Konradowitz, Georg Lohmann, Christoph Menke, Jürgen Mittelstraß, Richard Münch, Lolle Nauta, Claus Offe, Henning Ottmann, Ludwig Siep, Bernhard Waldenfels, Albrecht Wellmer, N.N. ...

Sozialismus lebt



Die marxistische Monatszeitschrift Sozialismus liefert Informationen und Hintergrundmaterial zu:

★ Diskussionen im Forum Gewerkschaften (es schreiben: Detlef Hensche, Lorenz Schwegler, Frank Deppe, Heinz Bierbaum, Otto König, Theo Steegmann, Sybille Stamm)

★ politisch-ökonomischen Analysen national und international (es schreiben: Jörg Huffschmidt, Rudolf Hickel, Karl-Georg Zinn, Joachim Bischoff)

★ aktuellen politischen Diskussionen der Linken (es schreiben: André Brie, Eric Hobsbawm, Sabine Kebir, Peter von Oertzen, Wolfgang Thierse)

Einzelheft: DM 7,50

Jahresabo: DM 75,- (incl. Porto)

VSA

VSA-Verlag
Postfach 50 15 71
Stresemannstr. 384a
W-2000 Hamburg 50

Joachim Bischoff/Michael Menard

Weltmacht Deutschland?

192 Seiten; DM 24,80

Michael Brie/Dieter Klein (Hrsg.)

Zwischen den Zeiten

Ein Jahrhundert verabschiedet sich

240 Seiten; DM 32,80

Linda Wilken

Einnischung erlaubt?

Kommunale Frauenbüros in der BRD

140 Seiten; DM 22,80

Eberhard Fehrmann/Frank Neumann (Hrsg.)

Gorbatschow und die Folgen

Am Ende eines Zeitalters

136 Seiten; DM 19,80

Pierre Bourdieu

Die Intellektuellen und die Macht

Herausgegeben von Irene Dölling

160 Seiten; Franz. Broschur; DM 24,80

Politische Bücher



Frank Deppe/Klaus-Peter Weiner (Hrsg.)

Binnenmarkt '92

Arbeitsbeziehungen in Europa

192 Seiten; DM 24,80

Heinrich Hannover

Terroristenprozesse

Erfahrungen und Erkenntnisse eines

Strafverteidigers

Terroristen & Richter 1

240 Seiten; DM 39,80

Außerdem bei VSA:

Regional- und Freizeitführer/Städte zu Fuß/
StadtReiseBücher/Länderreiseführer

Jan Rehmann

Kuba soll leben, damit es sich verändern kann

Der Text geht aus krisenhaften Debatten während der Vorbereitung der Berliner Volksuni '92 hervor, bezieht sich aber darüber hinaus auf die politische Kultur der Linken allgemein. Die Kuba-Wahrnehmung in West- und Osteuropa ist weithin durch die Zusammenbruchserfahrungen des »staatsmonopolistischen Sozialismus« geprägt. Das untergegangene System ist in einem Ausmaß diskreditiert, daß jede »kritische Solidarität« und speziell die Hoffnung auf eine Reformfähigkeit im nachhinein illusorisch erscheinen. Daß Kuba mit seinem »altersstarrten« Castro an der Spitze das letzte Auslaufmodell dieses Systems sei, pfeifen die Spatzen von den (Medien-)Dächern. Wer in diesem Trend argumentiert, steht kaum unter Beweisnot. Die Gegenargumentation hat einen ungleich schwereren Stand. »Beweisen« kann sie allenfalls statistisch belegbare sozialpolitische Errungenschaften, nicht aber Entwicklungsmöglichkeiten und – angesichts des ungleichen Kräfteverhältnisses – noch weniger deren Wahrscheinlichkeit. Eine Gegenposition zu formulieren ist unter diesem Druck nicht zuletzt ein Versuch, gegen eigene Befürchtungen und Zweifel anzuschreiben.

Warum ausgerechnet Kuba?

Die Konstellation, in der Kuba steht, ist von der Osteuropas in wichtigen Punkten unterschieden: In Europa ließ die Ausstrahlung der westlichen Produktions- und Lebensweise die reformkommunistischen Ansätze verblassen. Kuba liegt einerseits »Miami« gegenüber, dessen Attraktion mit der Westeuropas vergleichbar ist, andererseits »Lateinamerika«, von dessen Massenelend, Perspektivlosigkeit und Kulturzerstörung es sich noch immer *erkennbar* abhebt. Kubas Position ist widersprüchlich determiniert durch diese Doppelstellung zwischen reichem Norden und verelendetem Süden, einerseits der Attraktivität des US-Konsumismus ausgesetzt, andererseits den weitgehend imaginären Charakter dieses Modells für Lateinamerika vor Augen und selbst attraktiv für Befreiungsbewegungen auf dem Kontinent. Ob Kuba dem Druck standhalten kann, hängt u.a. davon ab, welcher der Vergleichsmaßstäbe im öffentlichen Bewußtsein den Ausschlag gibt.

Die US-Regierung bekämpft Kuba nicht wegen dessen »Bürokratismus« und mangelnder Demokratie, sondern wegen seiner nach wie vor bestehenden Ausstrahlung als alternativer Entwicklungsweg. Deshalb konzentriert sie sich darauf, durch Herbeiführung eines Versorgungsnotstands die sozialen Errungenschaften zu schleifen und so der Regierung die Massenbasis zu entziehen. Kubas Kapitulation erleichterte den USA den Zugriff auf Lateinamerika: »Wenn es den USA gelingt, die kubanische Revolution zu vernichten ..., würden sie die souveränen Nationen Lateinamerikas wie Rathäuser behandeln und ihnen per Telephon Anweisungen geben«, erklärte Castro im Januar 1990. Dieser Stellenwert wird in der lateinamerikanischen Linken mehrheitlich auch erkannt: bei aller Kritik wird dieser Staat nicht wie die osteuropäischen Regime als »Bonzenstaat«, sondern innerhalb der real-existierenden David-Goliath-Konstellation wahrgenommen. Man mache die Probe aufs Exempel: will jemand ernsthaft behaupten, das Kuba-Bild bei den Sandinisten Nicaraguas oder in der Befreiungsfront El Salvadors sei ähnlich wie das DDR-Bild in der westdeutschen oder das Bild des sozialistischen Polens in der französischen Linken?

Trotz der (mittlerweile vom Parteitag kritisierten) Übernahme sowjetischer Wirtschafts- und Politikstrukturen ist das Bild einer schlichten Übernahme des

sowjetischen »Marxismus-Leninismus« unhaltbar. Die kubanischen Revolutionäre verstanden sich schon deshalb als eigenständig, weil sie die Revolution *gegen* den Widerstand der KP-Kubas initiierten. Das daraus abgeleitete Charisma ermöglichte trotz der ökonomischen Abhängigkeit vom RGW immer wieder die öffentliche Austragung theoretischer und strategischer Kontroversen, z.B. in den Spannungsfeldern Ökonomismus – Volksinitiative, Bündnis mit der Bourgeoisie – Guerilla-Strategie, friedliche Koexistenz – »Tiermondismus«. Behauptet ist damit weder, daß es nicht auch fatale Übernahmen von ML-Theoremen gegeben hätte, noch, daß in den sowjetisch-kubanischen Kontroversen die kubanische Seite immer die besseren Argumente hatte. Aber eine ihrer großen Leistungen bestand darin, Marxismus in die Kultur des Landes *übersetzt* zu haben. Durchgängig unterscheidet sich der »Castrismus« von den weltweiten ML-Anwendungen z.B. darin, daß die alten Marxschen Errungenschaften der Herrschaftskritik und der Praxisorientierung lebendig gehalten sind. Die Dominanz dieses befreiungstheoretischen Ansatzes ermöglichte es Castro z.B., die abstrakte Negation der Religion zu überwinden und Brücken zur Befreiungstheologie zu schlagen. Ebenso durchgängig ist die Übersetzung des Klassendiskurses in den Nord-Süd-Gegensatz und seine Verknüpfung mit dem, was Laclau »populardemokratische Anrufungen« genannt hat.

Es ist ein antiautoritäres Vorurteil zu meinen, das theoretische und politische Niveau einer politischen Führung sei – da man Führungen und Eliten überhaupt ablehnt – für die Einschätzung der Entwicklungsmöglichkeiten einer Gesellschaft irrelevant. Dann wäre wirklich gleichgültig, ob es sich um Kim Il Sungs Führerideologie oder um Castros Befreiungspathos handelt. Sobald man Gramscis *Hegemoniefrage* konkret stellt, spielt das Problem der Verbindungsfähigkeit sozialistischer »Führer« und »Intellektueller« mit populären Traditionen eine zentrale Rolle.

Angesichts der massiven Versorgungsschwierigkeiten scheint es nahezu unmöglich, den Kampf um alternative Entwicklungswege und Lebensweisen ausgerechnet in Kuba zu gewinnen. Aber das Besondere gegenüber den Ostblock-Ländern ist, daß er in relevanten Teilbereichen überhaupt geführt wird: wegen Treibstoffmangel werden eine Million Fahrräder aus der VR China eingeführt und an die Betriebe verteilt, die Energiekrise zwingt zur Konzentration auf dezentrale Biogasanlagen, Ministerialbürokraten werden zu Energieberatern umgeschult und in die Haushalte geschickt. Eine Romantisierung dieser notgeborenen Maßnahmen ist hier nicht beabsichtigt (auch kubanische Jugendliche träumen vermutlich vom eigenen Auto), einiges wird sich als voluntaristische Fehlplanung erweisen. Und doch zeigt sich darin die seltene Fähigkeit, auf bedrohliche »Sachzwänge« nicht mit Kapitulation und auch nicht mit Terror und Stasi-Syndrom, sondern mit *widerständiger sozialer Phantasie* zu reagieren. Diese Fähigkeit ist selbst ein hegemonialer Faktor. Worin sonst könnten in der gegenwärtigen Lage Entwicklungsmöglichkeiten für eine sozialistische Demokratisierung enthalten sein ?

Mit Gorbatschow gegen Castro?

Die kubanische Weigerung, Demokratie im Sinne von Parteienpluralismus zuzulassen, ist für die Solidarisierung der europäischen Linken ein schweres Hindernis. Die Solidarität mit der sozialistischen Regierung Chiles unter Salvador Allende und dem sandinistischen Nicaragua hatte mit solchen Schwierigkeiten nicht zu kämpfen. Andererseits stimmen Reiseberichte aus und Analysen über Kuba darin überein, daß die aktive Unterstützung der Regierung durch große Teile des Volks die Lage unvergleichbar macht mit der in Osteuropa vor der Wende. Dies durch besonders aus-

geklügelten Terror oder ein umfassendes Spitzelsystem erklären zu wollen, wäre absurd. Ausschlaggebend ist, daß die Beziehungen zwischen »Führung« und »Volk« sich *organischer* entwickelt haben als im sowjetischen Machtbereich, und zwar in der Richtung einer Anhebung der Volkskultur.

In unserem Kontext sind Wahrnehmung und Diskussion der kubanischen Demokratiefrage determiniert durch das Trauma unkontrollierbarer Machtausübung in den Ländern des befehlsadministrativen Sozialismus. Nie wieder, so die folgerichtige Konsequenz, dürfen linke Strategien zum Zuge kommen, die auf einer Mißachtung des Mehrheitswillens beruhen. Und zur Ermittlung von Mehrheiten sind freie Wahlen mit Parteienkonkurrenz bislang ohne *praktisch erprobte* überzeugende Alternative. Aber zugleich ist das »realsozialistische« Trauma vom darauf folgenden Trauma überlagert: konzipiert als Glasnost und demokratisch-sozialistische Umgestaltung setzte Gorbatschows Öffnung gesellschaftliche Kräfte frei, die das System nicht reformierten, sondern zum Kippen brachten. Abgerissen werden durchgängig die Schutzbarrieren gegen die überlegene Weltmarktkonkurrenz, Vollbeschäftigung und andere soziale Sicherungen, während Korruption und Kommandostrukturen sich häufig – ob mit altem oder neuem Personal – reproduzieren können: Autoritarismus kombiniert mit Abstieg, wachsendem Massenelend und Bürgerkriegen. Die Hoffnung vieler West-Linker, die Überwindung der Blockkonfrontation und ihrer Feindbilder würde die eigene Handlungsfähigkeit stärken, erwies sich als Illusion.

Die versprengten SozialistInnen, die im Prozeß des allgemeinen Wegrutschens neu Tritt zu fassen versuchen, müssen aus beiden traumatischen Erfahrungen ihre Lehren ziehen. Einfache Lösungen sind nicht zu haben. Nach welchen Kriterien beurteilen wir die Entwicklungsmöglichkeiten von Demokratie in einer belagerten Festung? Ein Internationalismus ohne Kritik an undemokratischen Strukturen ist für uns undenkbar geworden. Einmischung ist unverzichtbar, greift aber als eurozentrische zugleich daneben. Zu fragen wäre z.B., inwieweit die in Kuba proklamierte »partizipative Demokratie« in der Praxis die befehlsadministrativen Effekte der Passivierung und Subalternität reproduziert oder sie mit Hilfe ihrer basisdemokratischen Bestandteile überwindet. Kriterium hierfür wäre die Entwicklung gesellschaftlicher Handlungsfähigkeit von unten. Eine Linke, die sich darauf beschränkt, die Normen des Parlamentarismus als Kriterium zur Unterscheidung von Demokratie und Diktatur in Kuba anzusetzen, verdrängt zum einen die Kluft zwischen demokratischer Norm und undemokratischer Funktionsweise gesellschaftlicher Basisbereiche in den Industrienationen, zum anderen die nüchterne Erkenntnis, daß als Alternative für ein in die Knie gezwungenes Kuba nicht »unser« Parlamentarismus auf der Tagesordnung stehen wird, sondern eine der im lateinamerikanischen Kontext geläufigen parlamentarisch verbrämten Diktaturen. Es gibt keinen Grund, warum Kuba dann nicht wieder zum Spielkasino und Bordell der USA absinken würde. Was sich in der Ideologie als weltweite Anwendung ewiger Normen spreizt, läuft realpolitisch betrachtet darauf hinaus, das kubanische Ausharren vom Standpunkt der Kapitulation in Osteuropa zu kritisieren.

Wegwerfende oder aufhebende Kritik?

In den linken Auseinandersetzungen zu Kuba artikulieren sich gegensätzliche Haltungen in der Verarbeitung des »realsozialistischen« Zusammenbruchs: verarbeiten wir Fehlentwicklung und Scheitern des »sozialistischen Lagers«, indem wir es als *in Gänze* verfehlt entlarven, oder mit Hilfe einer aufhebenden Kritik, die zwischen emanzipatorischen Tendenzen und ihrer Verkehrung, zwischen Determinanten des

Aufbruchs und der Versklavung zu differenzieren versucht. Politisch läuft dies hinaus auf die Alternative zwischen einer Distanzierung, in der das Gescheiterte als uns Fremdes abgestoßen wird, und der Rekonstruktion einer *Tragik*, in die wir trotz aller Gegensätzlichkeit einbezogen sind. Auf methodischer Ebene stellt es sich als Alternative zwischen *abstrakter* und *konkreter Negation*.

Oft wird der Begriff des »Bürokratismus« als eine Art Schimpfwort zur Erzeugung allergischer Stimmungen benutzt, ohne daß man nach seinem analytischen Wert fragt. Mit ihm sind aber weder die Systemprobleme der osteuropäischen Länder noch die Kubas hinreichend begreifbar: Eine gegen unmittelbar »politische« Eingriffe geschützte reguläre Bürokratie im Sinne Max Webers wurde dort nicht ausgebildet, und dies gehört mit zum Problem staatssozialistischer Instabilität. Eine andere Variante, auf feministische Zustimmung bedacht, lautet, Castro sei wie Stalin auch ein *Landesvater*, eben nur ein »guter«. Ein solcher Abstraktionsgrad ist aber für jegliche Analyse unbrauchbar und läuft politisch auf eine ungeheure Verharmlosung des Stalinismus hinaus. Von seiner charismatischen Stellung als Revolutions- und Staatsführer wäre Castro eher vergleichbar mit Lenin, Mao oder Tito. Keine bedeutenden Unterschiede zum Stalinschen Massen- und Sozialistenmord mehr zu machen, paßt allenfalls ins Drehbuch ebenso unterschiedsloser Sozialismus-Abwicklung. Mit feministischer Analyse der Geschlechterverhältnisse haben solche Zuschreibungen nichts zu tun. Eine Kritik, die bei ihrer Entlarzung patriarchaler Züge den Gegensatz zwischen Revolution und Revolutionsliquidierung vergleichsgültigen würde, hätte sich einer momentan vorherrschenden Ideologie ergeben.

Daß die kubanische Führung »selbstverschuldet« in sowjetische Abhängigkeit geraten sei, ist zumindest eine maßlose und schulmeisterliche Übertreibung. Sollen damit Schweinebucht-Invasion und US-amerikanisches Handelsembargo als »Schuld« der kubanischen Führung artikuliert werden? Oder will man sagen, Kuba habe trotz Handelsembargo und Monokultur ohne Weiteres autark wirtschaften können? Offenbar geht es hier nur noch darum, historische Vorgänge im moralischen Paradigma der Schuld zu behandeln, statt sie nach ihren Determinanten zu befragen. Wie erinnerungslos und naiv dieses Geschichtsbild die Macht- und Gewaltverhältnisse der sechziger Jahre ausblendet, kann man anschaulich in Stones *John F. Kennedy*-Film sehen: wenn die hier dargestellten Ermittlungen des Staatsanwalts Jim Garrison sich als tragfähig erweisen, war die Ermordung des Präsidenten 1963 ein Staatsstreich, um erste Schritte zu einer Entspannungspolitik rückgängig zu machen und das US-Engagement in Südostasien zu forcieren. Selbst wenn diese Schlußfolgerung überzogen wäre, bliebe als unbestrittener Zusammenhang die »Kuba-Connection«, d.h. die illegale Förderung militärischer Aktionen kubanischer Emigranten gegen Kuba durch mächtige Seilschaften in Regierung, Geheimdiensten und militärisch-industriellem Komplex. Als Dichtepunkt des Antikommunismus entwickelte die Kuba-Feindschaft in den Machtzentralen eine Gewaltbereitschaft, die Kennedy das Leben kostete und die US-Bevölkerung ein Stück weit ihrer demokratischen Rechte enteignete. Ist es verwunderlich, daß diese Frontstellung auch Kuba als den schwächeren Part durchdrang und seine außen- und innenpolitischen Handlungsspielräume weitgehend determinierte?

Schuldzuschreibung statt Widerspruchsanalyse findet man auch in der Behauptung, die kubanische Unterstützung für Angola, Mozambique und Namibia sei auf Kubas »Militarismus« zurückzuführen. Dies entspricht aber weder den Motiven der Intervention noch den Modalitäten des Abzugs. Zutreffender wäre es, von einem kubanischen Süd-Süd-Internationalismus zu sprechen, der auf widersprüchliche Weise mit einem regionalen Stellungskrieg zwischen Südafrika/USA und Warschauer

Pakt um Einflusssbereiche im südlichen Afrika verknüpft war. Im nachhinein liegt die Problematik dieser Überdeterminierung auf der Hand. Mißerfolg und Deformation der afrikanischen Befreiungsbewegungen sind darüber hinaus aber Teil einer grundsätzlicheren Problematik: weltweit gescheitert sind nicht nur die auf erfolgreiche Systemkonkurrenz setzenden Strategien, sondern auch die unterschiedlichen »tiermondistischen« Konzepte eines antiimperialistischen, auf Guerilla-Krieg basierenden Volksaufstands. Am schmerzhaftesten ist ihr Scheitern dort, wo der militärische Sieg wie in Vietnam, Angola, Mozambique, Nicaragua nach kurzer Zeit zu Hungerkatastrophen, Mißwirtschaft und/oder zu Hegemonieverlust geführt hat. Sobald man zusätzlich zu den äußeren nach den inneren Gründen des Scheiterns fragt, stellt sich das »Militarismus«-Problem anders und in gewissem Sinne ernster, als die geschilderten Schuldzuweisungen vermuten lassen: ob nämlich die Niederlage im militärischen Sieg selbst enthalten ist, indem die durch zum Teil jahrzehntelange Bürgerkriege hervorgetriebene Militarisierung von Denkweisen und Haltungen den zur Staatsmacht gelangten Befreiungsbewegungen den Übergang zu effektivem Wirtschaften und den »befreiten« Gesellschaften den Aufbau zivilgesellschaftlicher Strukturen verbaut.

Im konkreten Fall müßte eine historische Beurteilung miteinbeziehen, was ohne kubanische »Einmischung« in die südafrikanische Einmischung herausgekommen wäre: ein relativ autonomer und friedlicher Wiederaufbau der dekolonialisierten Länder oder ein Gürtel abhängiger Homeland-»Staaten« um Südafrika? Hätte z.B. ohne das »katastrophische Kräftegleichgewicht« in dieser Region die politische Unabhängigkeit Namibias ausgehandelt werden können? Dies läßt sich nicht mit Sicherheit beantworten. Aber eine undifferenzierte Aburteilung, die ein solches Fragen selbst plattmacht, ist für »aufgeklärte« West- bzw. Nord-Linke schon deshalb ausgeschlossen, weil auch hier bislang keine realistischen Alternativvorschläge zu erfahren sind, wie Länder der Dritten Welt sich aus ihrer subalternen Stellung im Weltsystem befreien können. Sich enttäuscht von den bisher gescheiterten Befreiungsstrategien abzuwenden, erfüllt v.a. die Funktion, die eigene Ratlosigkeit zu überspielen.

An der Nahtstelle zwischen Ost und West wird es nicht zuletzt darauf ankommen, der pauschalen Sozialismusaustilgung die politische Kultur einer differenzierten Kritik entgegenzusetzen. Eine Linke, die widerständig bleiben oder werden will, wird um diese Arbeit nicht herumkommen.

Dokumentation

Stellungnahme zur Einführung eines Straftatbestandes »Sexueller Mißbrauch von Jugendlichen«

Der Referentenentwurf eines Strafrechtsänderungsgesetzes, den der Bundesminister der Justiz am 21. Oktober 1991 vorgelegt hat und der jetzt vom Gesetzgeber beraten wird, enthält als Kern folgende Neufassung eines § 182 (»Sexueller Mißbrauch von Jugendlichen«), der die §§ 175 und 182 StGB-BRD sowie den § 149 StGB-DDR ersetzen soll:

»(1) Ein Erwachsener, der eine Person unter sechzehn Jahren dadurch mißbraucht, daß er unter Ausnutzung ihrer Unreife oder Unerfahrenheit sexuelle Handlungen an ihr vornimmt oder von ihr an sich vornehmen läßt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.

(2) Die Tat wird nur auf Antrag verfolgt, es sei denn, daß die Strafverfolgungsbehörde wegen des besonderen öffentlichen Interesses an der Strafverfolgung ein Einschreiten von Amts wegen für geboten hält.

(3) Das Gericht kann von Strafe nach dieser Vorschrift absehen, wenn

1. der Täter zur Zeit der Tat noch nicht einundzwanzig Jahre alt war oder
2. bei Berücksichtigung des Verhaltens desjenigen, gegen den sich die Tat richtet, das Unrecht der Tat gering ist.«

Bei freundlicher Betrachtung scheint der Entwurf drei Intentionen zu verfolgen: das Entpönalisieren homosexueller Handlungen; das Gleichstellen von weiblicher und männlicher Sexualität und von Homo- und Heterosexualität; den Schutz der sexuellen Selbstbestimmung Jugendlicher. Diese Intentionen teilen wir. Bei kritischer Betrachtung ist dem Entwurf jedoch nicht gelungen, diese Intentionen adäquat und an den Erkenntnissen der Sexualwissenschaft orientiert umzusetzen. Im einzelnen geben wir zu bedenken:

1. Hätte die Bundesregierung die Entpönalisierung der Homosexualität wirklich intendiert, hätte sie die *ersatzlose* Streichung des abscheulichen Homosexuellenparagrafen vorschlagen müssen. Statt dessen werden durch die neue Jugendschutzvorschrift sexuelle Beziehungen zwischen Männern und männlichen Jugendlichen *weiterhin* und zwischen Frauen und weiblichen Jugendlichen *erstmalig* unter Strafandrohung gestellt. In früheren Anhörungen von Sachverständigen zur Reform des Strafrechts hat die Sexualwissenschaft übereinstimmend erklärt, daß die Disposition zur Homosexualität bereits in der frühen Kindheit erfolgt und daß die für die Akzeptanz der homosexuellen Disposition entscheidende Phase des sogenannten Coming out von allen äußeren Repressionen freigehalten werden muß, sofern sexuelle Selbstbestimmung erstgenommen wird. Wir erinnern daran, daß nach empirischen Studien wie klinischen Erfahrungen ein wesentlicher Teil der homosexuellen und lesbischen Jugendlichen wichtige Schritte des Coming out, bis hin zu sexuellen Kontakten, zwischen dem 14. und dem 16. Lebensjahr unternimmt.

2. Im Hinblick auf die intendierte Gleichstellung von Homo- und Heterosexualität geben wir zu bedenken, daß die meisten Eltern homosexuelle Lust und Liebe nicht als Glücksmöglichkeit für ihre Kinder betrachten, sondern als eine beängstigende Abweichung, als Unreife oder Störung. Da der Entwurf den neuen § 182 im Kern als Antragsdelikt faßt, sollen aber im wesentlichen Eltern entscheiden, welche sexuelle Entwicklung oder Beziehung ihrer Kinder »ungestört« oder »normal« ist. Eltern werden bei homosexuellen Kontakten mit sehr viel größerer Wahrscheinlichkeit als bei heterosexuellen Kontakten einen Antrag auf Strafverfolgung stellen.

3. Mit einem vergleichsweise großen Anteil von Anträgen auf Strafverfolgung ist aber auch bei jenen heterosexuellen Kontakten zu rechnen, die den gewöhnlichen Erwartungen und Vorurteilen von Eltern nicht entsprechen, also beispielsweise bei einer Beziehung zwischen einer 15jährigen Deutschen und einem 19jährigen Türken. Hier eröffnet die unpräzise rechtliche Mißbrauchsklausel ein breites Feld sozialen Mißbrauchs. In diesem Zusammenhang ist auch die Befürchtung nicht von der Hand zu weisen, jene repressiven Haltungen, wie sie beispielsweise von verschiedenen fundamentalistischen religiösen Gruppierungen bekannt sind, denen ein Recht von Mädchen auf sexuelle Selbstbestimmung fremd ist, könnten durch die vorgeschlagene Regelung bestärkt werden.

4. So sehr es prinzipiell zu begrüßen ist, wenn Sexualität nicht mehr nach der Geschlechtszugehörigkeit und der sexuellen Orientierung der erwachsenen Akteure strafrechtlich different behandelt werden soll, so problematisch ist es, wenn infolge der fehlenden Präzisierung sexueller Übergriffe tendenziell alle sexuellen Handlungen von einiger Relevanz zwischen Erwachsenen und Jugendlichen pönalisiert und damit auch heterosexuelle und lesbische Frauen zu mißbrauchenden Täterinnen gemacht werden. In der Regel geht bei uns, wie mittlerweile allgemein bekannt, sexuelle Ausbeutung und sexuelle Gewalt nicht von Frauen aus, sondern von Männern. Hätte die Bundesregierung auf der Höhe der gesellschaftlichen Diskussion über »den Sinn und die Folgen sexueller Handlungen« nachgedacht, wäre sie vielleicht zu der Erkenntnis gelangt, daß sich geschlechtliche und sexuelle Ausbeutungsverhältnisse strafrechtlich so lange nicht wirklich würdigen lassen, solange derartige Verhältnisse gang und gäbe sind und überdies höchst geschlechtsspezifisch. Eine davon abstrahierende »einheitliche« Jugendschutzvorschrift, die die Bundesregierung vorlegen möchte, operiert an der Lebenswirklichkeit vorbei. Erfolgt die »Gleichstellung« von Frauen und Männern, ob nun hetero- oder homosexuell, vorrangig auf dem Weg der Strafandrohung, werden den nach wie vor gesellschaftlich Diskriminierten jene wenigen Repressionen zuteil, denen sie bisher nicht ausgesetzt waren.

5. Statt den geltenden § 182, der die »Ehetauglichkeit« junger Frauen und nicht ihr Selbstbestimmungsrecht sichern möchte, *ersatzlos* zu streichen, schlägt die Bundesregierung vor, Jugendsexualität zu kriminalisieren. Für uns ist das eine erschreckende Entliberalisierung. Der Entwurf will die neue Jugendschutzvorschrift durch eine Mißbrauchsklausel auf die strafwürdigen Fälle begrenzen. Tatsächlich aber generalisiert er. So sollen laut Begründung »nur« solche sexuellen Handlungen mit Jugendlichen unter Strafe gestellt werden, »bei denen eine nachteilige Wirkung auf die sexuelle Entwicklung jedenfalls *nicht ausgeschlossen werden kann*« (19). So sind die den Mißbrauch qualifizierenden Merkmale »Unreife« und »Unerfahrenheit« so generell gefaßt, daß sie immer angenommen werden können, weil nun einmal jüngere Menschen im allgemeinen über weniger sexuelle Erfahrungen verfügen als ältere und weil sie nun einmal als unreifer angesehen werden. Daß in der Mißbrauchsklausel von »Ausnutzung« die Rede ist – einer der vielen ebenso nichtssagenden wie dehnbaren Begriffe im Entwurf –, tritt dabei insofern zurück, als »die Feststellung der Unreife und Unerfahrenheit« – eines dieser Merkmale reicht aus! – laut Begründung »zentrales Kriterium des Tatbestandes« ist (22). Der Tatbestand wäre also bereits anzunehmen, wenn die bloße kalendarische Altersdifferenz dazu berechtigt, die »Unreife« oder die »Unerfahrenheit« des oder der einen Beteiligten an dem interpersonalen Geschehen nach allgemeiner Lebenserfahrung vorauszusetzen.

6. Maßstab des Entwurfs sind nicht die Jugendlichen, die sexuelle Erfahrungen machen möchten und ihre sexuelle Identität gerade dadurch erst entwickeln und

festigen – ein konfliktreicher, ebenso befreiender wie schmerzhafter Prozeß voller Wagnisse und Brüche. Maßstab des Entwurfs ist vielmehr ein fiktiver Erwachsener, der reif und besonnen in seiner ungebrochenen sittlich-geschlechtlichen Identität ruht. Nach den Vorstellungen der Bundesregierung haben Menschen als Rechtsobjekte bis zum 14. Geburtstag keine interpersonale Sexualität (zu haben), danach soll sie möglichst mit Unerfahrenen erfahren und bis zum 16. Geburtstag besonders geschützt werden, dann wird das alles bis zum 18. Geburtstag ausgeblendet – und danach sind die Menschen reif, erfahren und mit sich identisch. Tatsächlich aber hat ein wesentlicher Teil der weiblichen und männlichen Jugendlichen, wie alle empirischen Studien zeigen, interpersonale sexuelle Erfahrungen heute bereits in jenem Lebensalter, das der Entwurf herausgegriffen hat. Und ein beträchtlicher Teil dieser Jugendlichen wiederum macht diese Erfahrungen mit Partnerinnen und Partnern, die älter als 18 Jahre sind, insbesondere in unteren Ausbildungsschichten. Folglich würden überwiegend die sexuellen Beziehungen dieser Jugendlichen von dem neuen Paragraphen erfaßt werden.

7. Wie Jugendliche in Zukunft unter einer Strafandrohung *ungestört* sexuelle Erfahrungen sammeln und über ihr Sexualeben selbst bestimmen sollen, bleibt das Geheimnis des Bundesministers der Justiz. Sexuelle Handlungen zwischen Jugendlichen und Älteren mit einem generellen Traumaverdacht zu belegen, wie es der Entwurf tut, ist sexualwissenschaftlich unhaltbar. Wir sehen keinen Sinn darin, jenseits der bereits jetzt mit vollem Recht pönalisierten Abhängigkeits- und Gewaltverhältnisse die freie Entscheidung eines Mädchens oder eines Jungen über die Aufnahme sexueller Beziehungen durch ein Klagerecht der Eltern, durch Ermittlungen, Begutachtungen und Brandmarkungen nachhaltig einzuschränken.

8. Der Gesetzgeber sollte nicht nur überdenken, ob die Kriterien »Ausnutzung«, »Unreife«, »Unerfahrenheit«, »sexuelle Handlung«, »besonderes öffentliches Interesse« und »Verhalten desjenigen, gegen den sich die Tat richtet« nicht allzu unscharf, relativ, beliebig und damit im ganzen problematisch sind. Er sollte auch zur Kenntnis nehmen, daß »echte Liebesbeziehungen« (23), die der Entwurf erklärtermaßen nicht pönalisieren möchte, mit dem einhergehen, was der Entwurf kriminalisiert: »lediglich Objekt des sexuellen Wunsches eines anderen« zu sein (24). Das Liebes- und Sexualeben Jugendlicher wie Erwachsener schließt ganz generell Erfahrungen ein, die gerade darin bestehen, daß die Beteiligten einander als Subjekte und Objekte sexueller Begierde begegnen. Offenbar zielt der Entwurf mit dieser Einschränkung auf sexuelle Handlungen ab, bei denen ein Erwachsener unter Vorspiegelung »zwischenmenschlicher Zuneigung« lediglich einen einmaligen oder flüchtigen sexuellen Kontakt mit einem Jugendlichen intendiert. Selbstverständlich kommen solche Fälle vor, und wir bestreiten auch nicht, daß es unter diesen Voraussetzungen bei Jugendlichen zu Konflikten kommen kann. Aber selbst dann, wenn es sich bei diesen Konflikten um mehr als die mit der Ausfaltung der Sexualität normalerweise einhergehenden und von Jugendlichen im allgemeinen psychisch integrierbaren Konflikte handelt, wäre die Justiz vollkommen überfordert. Für uns ist es eine geradezu erschreckende Vorstellung, daß Staatsanwälte und Richter und dazu Heerscharen von Jugendpsychiatern und Jugendpsychologen in Strafprozessen darüber befinden müßten, ob das »Opfer« lediglich »Objekt« sexueller Begierde oder auch Subjekt einer »echten« Liebesbeziehung war.

9. Der Entwurf verlangt von einem »reifen« Jugendlichen, daß er »nach seiner allgemeinen sittlich-geistigen Entwicklung« in der Lage ist, »Sinn und (nachteilige) Folgen sexueller Handlungen vernünftig abzuschätzen« (23). Gerade das aber ist dem Entwurf selber nicht gelungen. Offenbar ist die Bundesregierung bei dem Versuch,

am Ende des Jahrhunderts den »Sinn« sexueller Handlungen zu erfassen, in eine geistige Not geraten, die sich als rechtliche Verwirrung niedergeschlagen hat: Einerseits ist die neue Strafvorschrift uferlos, andererseits enthält sie so viele Einschränkungen, Auslassungen, Leerformeln, Unwägbarkeiten, Konkurrenzen und Widersprüchlichkeiten, daß Gerichte bei »vernünftiger« Abschätzung ohne Mühe zu der Auffassung gelangen könnten, der neue § 182 sei so unanwendbar wie der alte. Allerdings wird sich die »vernünftige« Abschätzung von dem in unserer Geschlechts- und Sexualkultur herrschenden andromorphen und patriarchalen Blick nie ganz freimachen können, so daß zwar »gewöhnliche« heterosexuelle Beziehungen unbehelligt blieben, nicht aber »ungewöhnliche«, bei denen beispielsweise die »Täterin« deutlich älter und erfahrener und dazu noch aktiver ist als der Jugendliche, und auch nicht homosexuelle und lesbische Beziehungen.

10. Die Einlassung der Bundesregierung, der Staat sei »berechtigt«, von Kindern und Jugendlichen »Einflüsse fernzuhalten, die sich auf ihre Einstellung zum Geschlechtlichen ... nachteilig auswirken können« (14), bei gleichzeitiger Reduktion des »Tatbestandes« auf sexuelle Handlungen, ist in einer Mediengesellschaft nicht nur blauäugig, sondern im hier diskutierten Zusammenhang ein Scheinargument. Schließlich leben wir in einer Gesellschaft, die Frauen systematisch benachteiligt und einem latenten bis gewalttätigen Sexismus aussetzt. Nach eigenem Bekunden wollte die Regierung mit dem neuen § 182 ein »Ergebnis« vorlegen. »das der gesellschaftlichen und rechtspolitischen Entwicklung seit dem Vierten Gesetz zur Reform des Strafrechts«, also seit Anfang der siebziger Jahre, »hinreichend Rechnung trägt« (13). Wir denken, die breite öffentliche und fachwissenschaftliche Diskussion der vergangenen zwanzig Jahre über geschlechtliche Diskriminierung, sexuellen Mißbrauch und Kinderrechte hat erstmalig die allgemeine Chance eröffnet, einen gesellschaftlichen Konsens über den notwendigen Schutz vor sexuellen Übergriffen und die notwendige Hilfe für Kinder und Jugendliche nach solchen Vorkommnissen herzustellen. Diese Chance hat die Bundesregierung nicht wahrgenommen. Mit dem vorliegenden Entwurf wird die Diskussion abgeschnitten.

Und schließlich: Ginge es dem Gesetzgeber um eine wesentliche Stärkung der sexuellen Selbstbestimmung insbesondere von Mädchen und Frauen, müßte er dafür sorgen, daß sie selbst entscheiden können, ob sie ein Kind zur Welt bringen oder nicht. Wohin es führen kann, wenn Sexualstrafrecht als Moral auftrumpft und von der geschlechtsdifferenten gesellschaftlichen Wirklichkeit derer, die geschützt werden sollen, kalt abstrahiert – das zeigt die Not des 14jährigen Mädchens, das die staatlichen Behörden der Republik Irland in diesen Tagen unter unser aller Augen zwingen wollten, ein durch Vergewaltigung gezeugtes Kind auszutragen.

Angesichts der Tatsache, daß sexuelle Abhängigkeitsverhältnisse und sexuelle Gewalt durch andere Paragraphen, die gegebenenfalls präzisiert werden müßten, unter Strafandrohung gestellt sind, wäre die Bundesregierung nach unserem Dafürhalten gut beraten, wenn sie den hier zur Rede stehenden Entwurf zurückzöge und die ersatzlose Streichung der §§ 175 und 182 StGB-BRD sowie des § 149 StGB-DDR vorschläge. Gleichzeitig sollte sie sich darauf konzentrieren, Kindern und Jugendlichen bessere Lebenschancen zu eröffnen, ihnen eigene Rechte einzuräumen und jene zu unterstützen, die durch sexuelle Übergriffe in Not geratenen Kindern und Jugendlichen zur Seite stehen. Das wären Angebote statt Androhungen, von der psychosozialen Beratung über Mädchenhäuser bis hin zur autonomen Selbsthilfe. Aber auch die vielen Männer, die trotz Strafandrohung sexuelle Übergriffe und sexuelle Gewalttaten begehen, müssen gerade im Hinblick auf einen wirksamen Opferschutz die Möglichkeit erhalten, sich mit ihrem inakzeptablen Verhalten verantwortlich

auseinanderzusetzen. Nach unseren Erfahrungen ist das im Spektrum von Selbsthilfe bis Psychotherapie möglich, nicht aber durch Inhaftierung. Solche Angebote für Opfer wie Täter würden allerdings, ganz im Gegensatz zur Neufassung des § 182, Geld kosten. Gemessen an den genannten Erfordernissen, ist die von der Bundesregierung vorgeschlagene Strafrechtsänderung nicht mehr als eine gesellschaftliche Anspannung sittlicher Überzeugungen mit dem Resultat, daß alte Straftatbestände partiell fortgeschleppt und neue aufgetischt werden.

Frankfurt/M. und Hamburg, im März 1992

Der Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung:
Margret Hauch, Ulrike Schmauch, Sonja Düring, Volkmar Sigusch
In Verbindung mit: Martin Dannecker, Gunter Schmidt

Aus der Begründung zum Gesetzentwurf zur Sicherung der Entscheidungsfreiheit von Frauen beim Umgang mit ungewollten Schwangerschaften

»Die Formen des sexuellen Umganges von Frauen und Männern miteinander sind durch traditionelle Normen geprägt. Der gesellschaftlich gesetzte Zwang zur Heterosexualität bewirkt nicht nur die nahezu vollständige erotisch-sexuelle Hinwendung jünger Menschen zum anderen Geschlecht, sondern hat in der in unserem Kulturkreis vermittelten Form auch zur Folge, daß die vaginale Penetration, die stets mit der Möglichkeit einer Schwangerschaft verbunden ist, als unhinterfragtes Nonplus-ultra eines beglückenden Geschlechtslebens angesehen wird. (...) Gegenwärtig ist die Situation so, daß Verhütungsmethoden und Verhütungsmittel, deren Anwendung gesundheitlich unschädlich ist, unsicher sind und die als 'sicher' geltenden Verhütungsmittel Gefahren für die Gesundheit von Frauen mit sich bringen. (...)

Unter der Voraussetzung der Legalisierung der Abtreibung und des Aufbaus einer flächendeckenden Versorgung mit Einrichtungen, in denen Abtreibungen zum frühen Zeitpunkt mit Hilfe schonender Methoden durchgeführt werden können, ist die Anwendung natürlicher Verhütungsmethoden (in Verbindung mit Kondomen) und die Inkaufnahme unter Umständen notwendig werdender Abtreibungen für die Gesundheit von Frauen empfehlenswerter als die jahrelange Anwendung hormoneller Antikonzeptiva oder der Spirale. Es ist daher notwendig, das allgemeine Wissen über die Methoden natürlicher Schwangerschaftsverhütung zu vergrößern. Zu einer wirksamen natürlichen Verhütung gehört auch die Kultivierung von Sexualitätsformen, die nicht zur Schwangerschaft führen. Da solche Praktiken in der patriarchalischen Gesellschaft eine nur geringe Akzeptanz genießen, gehört es unter anderem zu den Aufgaben der Beratungsstellen, diese Akzeptanz zu fördern.«

(Quelle: Deutscher Bundestag, 12. Wahlperiode: Drucksache 12/696)

Ankündigungen

Das Wartburgfest

Studentische Korporationen gestern und heute – Konferenz des Projekts »Wartburg 1992« in Zusammenarbeit mit der Geschichtswerkstatt Marburg und dem Bund demokratischer WissenschaftlerInnen, 19. bis 21. Juni 1992. Informationen: Projekt Wartburg 1992, Geschichtswerkstatt Marburg, Liebigstr. 46, W-3550 Marburg, Telefon (06421) 131 07

Internationaler Kongreß gegen den Weltwirtschaftsgipfel (WWG)

Veranstaltet vom Sprecherrat der Universität München mit einem breiten UnterstützerInnenkreis, 3. bis 5. Juli 1992. Anmeldungen: Kongreßbüro Sprecherrat der LMU, München, Michael Köhler und Dirk Joußen, Leopoldstr. 15, W-8000 München 40, Telefon (089) 2180 2072

»Sustainable Development and the Future of Cities«

Zweites Internationales Sommer-Seminar veranstaltet vom Zentrum für europäische Studien, 22. bis 28. August 1992. Informationen: Zentrum für europäische Studien, Prof. Bernd Hamm, Universität Trier, FB IV, Postfach 38 25, W-5500 Trier, Fax (651) 201 39 30

(Staats-)Bürgerschaft, Menschenrechte und Minderheiten – Soziale Kontrolle im »Neuen Europa«

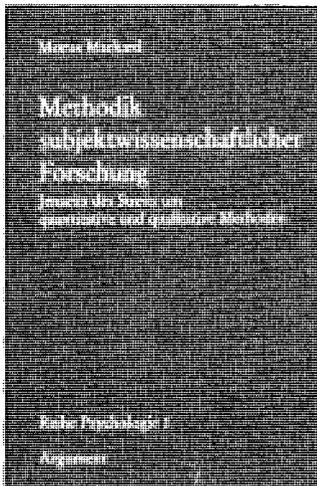
20. Jahrestagung der European Group for the Study of Deviance and Social Control in Kooperation mit der Arbeitsgemeinschaft zur Förderung der Politischen Bildung e.V. (Frankfurt/M.) in Padova, Italien, 2. bis 6. September 1992. Informationen und Anmeldungen: Dietlinde Gipser, Hinterm Horn 48, W-2000 Hamburg 80, Telefon (040) 723 18 25, Uwe Wolf, Postfach 102062, 6050 Offenbach/M., Telefon (069) 82 18 88

Ökologie von rechts

Diskussionswerkstatt des Studienarchivs Arbeiterkultur und Ökologie (Baunatal) über die alte und neue Karriere von freiheitsfeindlichen biologistischen, rassistischen und ethnozentristischen Konzepten in der ökologischen Debatte, 25. bis 26. September 1992. Anmeldungen: ARÖK e.V., Grüner Weg 31a, W-3507 Baunatal-Großenritte, Telefon (05601) 8 75 10

Lebensverhältnisse und soziale Konflikte im neuen Europa

26. Deutscher Soziologentag in Düsseldorf, 28. September bis 2. Oktober 1992. Auskünfte: Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Sozialwissenschaftliches Institut, Kongreßbüro des 26. Deutschen Soziologentages, Universitätsstr. 1, W-4000 Düsseldorf 1, Telefon (0211) 311 47 11

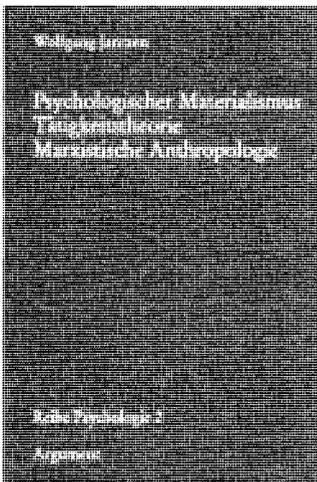


254 S., br., DM 28,—

Kritische Psychologie

Morus Markard **Methodik subjektwissenschaftlicher Forschung**

Der Autor fragt, was die Entwicklung der Kritischen Psychologie zur Subjektwissenschaft für die Forschungs- und Berufspraxis methodisch bedeutet. Markard setzt sich mit dem psychologischen »main-stream«, der Handlungsforschung und interpretativen Ansätzen auseinander, um zu zeigen, auf welche Weise die subjektwissenschaftliche Methodologie dem Theorie-Praxis-Brech in der Psychologie und dem Dualismus von quantitativer und qualitativer Orientierung beikommen will. Markard erörtert Möglichkeiten und Grenzen qualitativer Methoden(begründungen) für subjektwissenschaftliche Fragestellungen und diskutiert qualitative Einzelkonzepte. Er zeigt dabei die Voraussetzungen auf, unter denen wissenschaftliche Objektivität und lebensweltliche Subjektivität methodisch aufeinander bezogen werden können.



372 S., br., DM 34,—

Wolfgang Jantzen **Psychologischer Materialismus Tätigkeitstheorie Marxistische Anthropologie**

Eine grundlegende Untersuchung zu zentralen Problemen der marxistischen Psychologie, die ihren Widerspruch zur damaligen DDR-offiziösen Auffassungen deutlich formuliert. Der Autor stützt sich dabei auf die kulturhistorische Schule der sowjetischen Psychologie (Wygotskij u.a.) ebenso wie auf die Perspektiven eines entwickelten westeuropäischen Marxismus. Im Fortgang der Untersuchung umreißt Jantzen Probleme der Entwicklung des Psychischen wie auch den Zusammenhang zwischen Persönlichkeit und Kultur, fragt nach dem Verhältnis von Sprache und Bewußtsein und erarbeitet die Grundlagen einer materialistischen Anthropologie — ein in der marxistischen Diskussion lange tabuiertes Thema.

Eine präzise formulierte und von ideologischen Scheuklappen freie Entföhrung in ein zentrales Forschungsgebiet des Marxismus.

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Besprechungen

Philosophie

Eribon, Didier: Michel Foucault. Eine Biographie. Aus dem Französischen von Hans-Horst Henschen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1991 (517 S., Ln., 78,- DM)
Schmid, Wilhelm (Hrsg.): Denken und Existenz bei Michel Foucault. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1991 (294 S., br., 16,- DM)

Der Journalist Eribon berichtet vom Leben Foucaults, ohne kurzschlüssige Verbindungen von »Denken und Existenz« herzustellen – obwohl ihm der Autor 1981 in einem Gespräch für *Libération* die Bindung seiner Werke an Lebenserfahrungen deutlich gemacht hatte (58). Er unterläßt es auch, dies mit Foucaults Intention zu vermitteln, »die außerordentliche Bedeutung des Autors und das strahlende Aufgehen der Ausnahmeindividualität zu untergraben« – wie Hans Sluga es in dem von Schmid herausgegebenen Band formuliert (261). Innovationen in Biographik werden also nicht geboten; dafür gründliche Recherchen und Insider-Einblicke, die freilich nie zu delikaten 'Enthüllungen' herabsinken.

Am interessantesten ist der erste Teil zu Jugend und ersten Lehrjahren (im doppelten Sinne) im Ausland; treffend als Motto die von Foucault gerne zitierte Sentenz René Chars: »Entwickelt Eure legitime Fremdheit«. Wie hart Foucault um die Anerkennung seiner Fremdheit (auch vor sich selbst) und um ein mögliches »Außen« zu kämpfen hatte, läßt die Lektüre ahnen. Paul Michel Foucault, so der vollständige Name des 1926 Geborenen, sollte als ältester Sohn die Ärztedynastie der Paul Foucaults in Poitiers fortsetzen. Weder erfüllte Foucault diesen Wunsch des verhassten Vaters, noch trug er den seit Generationen überlieferten väterlichen Vornamen weiter. Als Michel Foucault unterzieht er sich den Strapazen der Elitebildung: Unfähig zum Gemeinschaftsleben in der »École Normale Supérieure« pakt der zynische Kauz unter den Eliten der Zukunft bis zur Erschöpfung. Enttäuscht von den nächtlichen Streifzügen zur verfeimten Sexualität sucht er 1948 den Freitod, was zum ersten Kontakt mit der Psychiatrie führt. Dies wirft ein anderes Licht auf den so provozierenden Text über den Selbstmord, der, »Ein ganz harmloses Vergnügen« betitelt, 1979 in der Homosexuellenzeitschrift *Le Gai pied* erschien. Zu Recht warnt Eribon davor, Foucaults Homosexualität monokausal, womöglich diskreditierend, zur Totalerklärung des Werkes zu machen (56). »Man kann ... gewahr werden, wie hier ein intellektuelles Projekt aus einer Erfahrung erwächst ...; wie hat sich ein intellektuelles Abenteuer in den Auseinandersetzungen des individuellen Lebens 'erfunden', nicht um daran haften zu bleiben, sondern sie zu denken, zu überschreiten?« (57)

Es folgt die steile Karriere nach der öffentlichen Präsentation von *Wahnsinn und Gesellschaft*. Viele der geschilderten Ereignisse sind bekannt, lebte Foucault doch als »politischer Aktivist und Professor am Collège de France« auf eine extreme Weise öffentlich; darüber hinaus hat Eribon unbekannt Details zusammengetragen. Die Bündelung von Informationen macht das dichte Netz persönlicher, wissenschaftlicher und politischer Verflechtungen deutlich – ein Materialschatz für eine empirisch gesättigte Untersuchung zur Intellektuellen-Praxis. Gerade am Analytiker von Macht und Wissen, in dessen Werk eine Analyse des Bildungssystems als institutionelles Gefüge und Produktionsbedingung seines Diskurses fehlt, lassen sich spezifische Belastungen, aber auch Institutionalisierungsleistungen eines – eben nicht nur – hochgradig zentralisierten und elitären Bildungssystems aufzeigen, angefangen

vom freiwilligen Exil Foucaults in Staatsdiensten im Ausland bis zur Einrichtung des Lehrstuhls am Collège de France und zur »nationalen Trauer« (Fernand Braudel) anlässlich seines Todes. Sind vergleichbare institutionelle Nischen für 'Exoten', Institutionalisierungen der Abweichung von der Regel, im deutschen Hochschulsystem auch nur denkbar? – Nur auf ein Detail sei hier hingewiesen: Daß Foucault sich nicht an der Petition für eine militärische Intervention Frankreichs im Tschad beteiligte, zeigt, daß er kein »Wendehals« war, erst recht kein »Bellizist«, wie manche meinen – einigen kriegesischen Metaphorisierungen seines Politikbegriffes zum Trotz.

Dem Zusammenhang von Denken und Existenz widmet sich Wilhelm Schmid, der u.a. mit einer Studie zur Antikenrezeption des späten Foucault (*Die Geburt der Philosophie im Garten der Lüste*) hervorgetreten ist, als Herausgeber eines Bandes, der neben Originalbeiträgen vor allem Texte aus Sonderheften von *Critique* und *Le Débat* enthält. Ob die thematisch wie stilistisch sehr heterogene Zusammenstellung dem Herausgeberanspruch gerecht wird, darf bezweifelt werden. Das spricht nicht gegen die Publikation der Texte, wohl aber gegen Schmid's Vorhaben. Fragwürdig die Differenzen zwischen verschiedenen Arbeitsphasen Foucaults einschmelzend, macht er den »Nomaden« (Hélène Cixous, 290) in der »Ästhetik der Existenz« seßhaft. Über Unterschiede zwischen dem »Werk«-Begriff der *Archäologie des Wissens* und dem in einem Interview 1983 geäußerten Verständnis von »Werk«, das »das Leben so gut wie den Text« umfaßt, setzt sich Schmid hinweg, ebenso über Spannungen zwischen der Konzeption der Autorfunktion der späten sechziger Jahre und der Autorenexistenz der achtziger (9). Ihm gilt die »Existenz als konstitutiver Bestandteil des Werkes« (8). Es soll darum gehen, »den Erfahrungshorizont zu schildern, aus dem Foucaults Denken hervorgeht« (10) – wozu ästhetische Erfahrungen ebenso gehören wie die Erfahrung der Nietzsche-Lektüre. Die Verknüpfungen sind zum Teil trivial: So läßt Schmid *Wahnsinn und Gesellschaft* aus Foucaults Erfahrungen als Praktikant in der Psychiatrie hervorgehen (11) – aber welche Erfahrungen waren es, und wie verhalten sie sich zu anderen Psychiatrie-Erfahrungen des jungen Foucault? Vor allem: Was bedeuten sie für die Arbeiten zur Psychiatrie? Der »Erfahrung der Homosexualität« verdanke Foucault seine »außergewöhnliche Sensibilität« für die Ausgegrenzt (12) – auch dazu erfahren wir recht wenig. Dafür wird unfreiwillig deutlich, daß ein unbefangener Umgang mit Foucaults Homosexualität offenbar große Schwierigkeiten macht. Der Beitrag des ehemaligen französischen Botschafters in Warschau setzt das Verschweigen fort, indem er die Gründe für Foucaults Flucht aus Polen als »unerwartete Umstände« maskiert (58; vgl. dagegen Eribon, 146). Paul Veynes Text wurde wegen der Erwähnung von AIDS bei der Erstveröffentlichung in *Critique* 'redaktionell gekürzt' und in der vorliegenden Fassung eben nicht, wie Schmid schreibt, »gegenüber der ursprünglichen Fassung vom Autor ergänzt« (293), sondern vollständig publiziert.

Ein Ansatz, der auf der nichtreduktionistischen Verknüpfung von Denken und Existenz beharrt, hätte präzise zu verfolgen, wie die Ausgrenzungserfahrungen wissenschaftlich angegangen werden. Der Vergleich mit einem anderen etablierten Außenseiter ist aufschlußreich: Während Norbert Elias, dessen großes Thema Zentrierungs- und Monopolisierungsprozesse waren, die Außenseiterposition unter Aufbietung enormer Distanzierungsleistungen aus einer Zentralperspektive beschrieb, trieb Foucault, sich 'im Außen' situierend, die Analysen weiter zur radikalen Dezentrierung von Macht und Ausgrenzungsdispositiven. Dabei entwickelte er eine eigenwillige Kombination von Engagement und Distanzierung. Anders als der Schwächling Nietzsche, der in Identifikation mit dem Aggressor zu einer Ästhetik des Niedertretens der ohnehin schon Gefallenen neigte, stellte sich Foucault – auch

in militanten Aktionen – auf die Seite der Verfeimten. Freilich führte seine Identifikation mit ihrer Position (zumindest dem Anspruch nach) nicht zu Empathie, verstehender Interpretation und stellvertretendem Sprechen für sie. Man müsse, so Foucault 1978 im Gespräch mit Yoshimoto Takaaki, »die Stimmen der unzähligen Subjekte hörbar machen, sie ihre vielfältigen Erfahrungen erzählen lassen« (*kultuR-Revolution* 22, 16). So distanzierte Foucaults Engagement die Ausgegrenzten in der Art, daß sie gegenwissenschaftlich selbst zu Wort kommen konnten.

Die von Schmid behauptete Kohärenz von Denken und Existenz Foucaults ist also längst noch nicht klar, doch die Arbeit von Eribon und die von Schmid edierten Texte sind eine solide Basis für eine Freiheit und figurative Bedingtheit von Autor und Werk offenlegende Werkbiographie, deren Methode – am 'Gegenstand' – erst noch zu erfinden wäre.

Alfred Schobert (Aachen)

Visker, Rudi: Michel Foucault. Genealogie als Kritik. W. Fink Verlag, München 1991 (200 S., br., 24,80 DM)

Ausgehend von der Beobachtung, daß sich sowohl im Frühwerk (*Psychologie und Geisteskrankheit, Wahnsinn und Gesellschaft*) als auch in den letzten Schriften Foucaults (*Überwachen und Strafen, Sexualität und Wahrheit I-III*) bestimmte Begriffe in Anführungszeichen gesetzt finden – wie z.B. »Psychologie«, »Subjektivität« oder »Sexualität« –, sucht der Autor die Bedeutung der auf diese Weise eingeschränkten, relativierten Begriffe zu bestimmen (vgl. 10ff.). Er unternimmt zu diesem Zweck eine Lektüre der als bedeutsam angesehenen Schriften Foucaults in der Reihenfolge ihres Erscheinens und bemerkt besonders in seiner Analyse von *Psychologie und Geisteskrankheit* eine anfängliche Unentschiedenheit der Foucaultschen Wissenschaftskritik, in der sich noch vermischt findet, was später als Archäologie bzw. Genealogie geschieden ist. Der sich dort – unter anderem – in den Anführungszeichen verdeutlichende Vorbehalt gegen die Wissenschaftlichkeit der Psychologie wird in den Texten der Folgezeit – vor allem in der *Ordnung der Dinge* – dann ausgebaut zu einer »Archäologie« des besonderen Wissenschaftstypus, der den Humanwissenschaften eignet und der grundsätzlich verschieden ist von demjenigen der Naturwissenschaften. Visker zufolge liegt genau in einer so durchgeführten Kritik die Problematik der Foucaultschen Archäologie (57), denn indem die Wissenschaftlichkeit in Frage gestellt werde, müsse eine Norm vorhanden sein, die der Kritik den Maßstab an die Hand gibt – und diese sei bei Foucault nicht zu finden. Nachdem die Archäologie gescheitert sei, da sie keine normative Begründung ihrer Kritik zu geben vermochte, setze Foucault neu an, indem er die Kritik der Humanwissenschaften umwandle in eine Kritik der Machtmechanismen, auf denen sich die Humanwissenschaften gründen und die sie ausüben (vgl. 60f.). Doch bringe dieser neue Ansatz auch neue Probleme mit sich: wie ist das Wissen von den Wirkungen der Macht möglich, wenn die Macht das Wissen ermöglicht? Kann es in einem solchen Denken einen Standpunkt außerhalb der Macht geben, von dem aus die Kritik zu sprechen vermag (86f.)? Wiederum weicht – der Darstellung Viskers zufolge – Foucault auf ein anderes Gebiet aus und wandelt die Kritik des Macht-Wissen-Komplexes in eine Genealogie der »Hermeneutik des Selbst« um. Er beginne zu untersuchen, wie sich die Individuen in ihrem Bezug zur Sexualität »subjektivieren«, d.h. sich bereitwillig unterwerfen. Indem Foucault diesen Subjektivierungsprozeß sowohl in der Antike als auch mit spezifischen Veränderungen in den bürgerlichen Gesellschaften der Neuzeit aufzuzeigen vermag, stellt sich dem Verfasser die Frage, ob es sich angesichts einer derartigen Geschichtlichkeit überhaupt lohnt, Widerstand gegen die Subjektivierung zu leisten (120). Daß sich ihm diese Frage stellt, liegt

seines Erachtens wiederum daran, daß Foucault kein Kriterium angibt, das die Kritik notwendig macht. Folgerichtig zielen die abschließenden Überlegungen darauf ab, derartige Maßstäbe in ihrer Entwicklungsmöglichkeit anzudeuten und Fragestellungen anzuwenden, die die erkenntnistheoretischen Probleme, die Visser in den Schriften Foucaults ausmachte, umgehen oder womöglich lösen. Der am stärksten entwickelte Lösungsvorschlag besteht darin, die Kritik nicht aufs Ganze zu führen, sondern bestimmte Mechanismen – beispielsweise der Macht – als notwendig zu akzeptieren, um von dort aus bestimmte Verzerrungen oder Verkennungen des Notwendigen kritisieren zu können (151).

Diese keineswegs originelle Foucault-Lektüre, die ihre Vorläufer u.a. in J. Habermas oder A. Honneth hat, verfehlt trotz aller methodischen Bemühtheit ihren Gegenstand, da sie sich an einem Zerrbild Foucaults abarbeitet, ohne den Kern des Foucaultschen Denkens, das Denken der Geschichte, anzutasten. Foucaults kritische Vorgehensweise ist die radikale Historisierung dessen, was außerhalb der Geschichte zu stehen schien. Angesichts eines solchen Verfahrens wäre es ausgesprochen inkonsequent, sich auf Normen zu beziehen, die selbst wiederum überzeitliche Geltung beanspruchten.

Christian Jäger (Berlin)

Erdmann, Eva, Rainer Forst und Axel Honneth (Hrsg.): Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung. Campus Verlag, Frankfurt/M., New York 1990 (311 S., br., 34,- DM)

Ewald, François, und Bernhard Waldenfels (Hrsg.): Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1991 (340 S., br., 18,- DM)

Wie Axel Honneth in dem von ihm mitherausgegeben Band schreibt, steht die Debatte um Foucault »im Hinblick auf internationale Resonanz, geistige Vitalität und fächerübergreifende Ausstrahlungskraft ... heute beinahe konkurrenzlos da« (11). Er unternimmt den Versuch, sie in vier Problemfeldern zu klassifizieren. Bislang am ergiebigsten sei erstens die Diskussion, wie sich Foucaults Machttheorie als Kritik moderner Gesellschaften begreifen läßt. Geht es hier, wie Honneth meint, um einen normativen Bezugspunkt kritischer Sozialtheorie, so steht die zweite Frage im Kontext aktueller moralphilosophischer Debatten: Die Hinwendung des späten Foucault zu antiken Formen der Lebensführung führe zu der Frage, ob aus der hier entfaltenen Dimension der Subjektivität das normative Kriterium zur Kritik moderner Gesellschaften nachträglich gewonnen werden kann. Als dritten Problembereich benennt Honneth die enge sozialwissenschaftliche Fragestellung, ob die Analytik der Macht Erklärungsmittel und Forschungsinstrumente bietet, um neue Ausprägungen von Herrschaft und Disziplinierung zu untersuchen. Der vierte Schwerpunkt fragt im Rekurs auf die frühen Arbeiten zu Kunst und Literatur, die mit der Publikation des *Raymond Roussel* nunmehr fast vollständig auf Deutsch vorliegen, nach ästhetischen Einsichten zur Funktion moderner Kunst.

Die Normativitätsdiskussion, die moralphilosophische Debatte um den späten Foucault und die ästhetische Debatte werden in durchweg lesenswerten Beiträgen behandelt. Sehr ansprechend werden die drei Teile jeweils durch Foucault-Texte eröffnet, die in deutscher Übersetzung bisher nicht oder schwer zugänglich waren, so vor allem durch die berühmte Kant-Vorlesung. Leider wird im Ästhetik-Teil die zentrale, im Gespräch mit Roger Pol-Droit geäußerte Frage Foucaults, warum »unter all diesen Geschichten eine bestimmte Anzahl sakralisiert werden und als 'Literatur' zu funktionieren beginnen« (230), nicht weiter vertieft – Martina Meisters schöner Aufsatz verhält sich zu diesem Thema rein rezeptiv und texterläuternd.

Der dritte, soziologische Problembereich wird nur in der Einleitung skizziert. Was Honneth dazu rezipiert hat, beschränkt sich weitgehend auf die von Max Weber herkommende Foucault-Rezeption in der deutschen Soziologie und auf Teile der angelsächsischen Diskussion. Nicht zur Kenntnis genommen wird neben phänomenologischen Arbeiten zur Ordnungskonstitution, wie sie Bernhard Waldenfels verfolgt, vor allem die diskursanalytische Debatte und die Ausstrahlungskraft, die sie etwa auf Rassismuskritik oder Ideologietheorie entwickelt hat – eine bemerkenswerte Selektion, durch deren Sieb z.B. die Arbeiten im Umfeld der Zeitschrift *kultuRRevolution* (vgl. nur deren Foucault-Nummer 17/18 »Diskurs Macht Hegemonie«) fallen, vom *Argument* zu schweigen. Auch dies eine Bestätigung für die Foucaultsche Feststellung, daß »Austausch und Kommunikation« in der Ordnung des Diskurses »positive Figuren innerhalb komplexer Systeme der Einschränkung« sind.

Breiter gefächert sind die zwanzig Beiträge des von Ewald und Waldenfels herausgegebenen Bandes, der Vorträge des Pariser Kolloquiums »Michel Foucault philosophe« (Januar 1988) und der Hamburger Konferenz »Michel Foucault: Aspekte der deutschen Foucault-Rezeption« (Dezember 1988) vereinigt und dabei gewisse Qualitätseinbußen in Kauf nimmt. Daß Lacans Schwiegersohn und Nachlaßokkupator Jacques-Alain Miller in Lacan den »archimedischen Punkt« (72) Foucaults sieht, hätte man sich wohl denken können. Inwiefern Carl Schmitt mit seiner Behauptung eines »antirömischen Affektes« in Deutschland – aufgestellt in *Römischer Katholizismus und politische Form* (1923) – die Barrieren der deutschen Foucault-Rezeption erklären soll, bleibt das ganz eigene Geheimnis des Stirner-Forschers Wolfgang Ebbach (»Deutsche Fragen an Foucault«). Unter den weiteren Beiträgen, u.a. von Étienne Balibar, Peter Bürger, Gilles Deleuze und Paul Veyne, sei der des verstorbenen Detlev Peukert erwähnt, der in einer seiner letzten Arbeiten der Foucault-Rezeption in der westdeutschen Geschichtsschreibung nachgeht. Während französische Historiker intensiv (mit) Foucault diskutierten – was über die Rezeption im engeren Sinne hinausgehende Spuren hinterließ, z.B. bei Robert Muchembled – nahmen in Westdeutschland nur Außenseiter und historisch arbeitende Nicht-Historiker (im akademischen Sinne) Anstöße Foucaults auf, die sie mit Gerhard Oestrichs Begriff der »Sozialdisziplinierung« kombinierten. Freilich relativiert, wie Peukert meint, die empirische Forschung zur Geschichte der Pädagogik und Jugendfürsorge die zu globale Disziplinierungsthese.

Gemeinsam machen beide Bände einen Bogen um die feministische Foucault-Rezeption, die – zuweilen heftig (was Foucaults Position zur Bestrafung von Vergewaltigung angeht) – mit ihrer Erforschung der spezifisch auf den weiblichen Körper zielenden Disziplinierungs- und Machtmechanismen die machtanalytischen Einsichten ihrerseits in eine kritische Perspektive gerückt hat.

Alfred Schobert (Aachen)

Thiel, Detlef: Über die Genese philosophischer Texte. Studien zu Jacques Derrida. Karl Alber, Freiburg, München 1990 (424 S., Ln., 98,- DM)

Die deutschsprachige Derrida-Rezeption nimmt sich im internationalen Vergleich bescheiden aus. Wichtige Texte, so *La dissémination* (1972) mit der für das Schrift-Thema so wichtigen Studie »La pharmacie de Platon«, sind noch immer nicht übersetzt, und *De la grammatologie* liegt nur in einer wirklich miserablen, vor Fehlern und Auslassungen strotzenden Übersetzung vor. Auch bei der Sekundärliteratur liegt einiges im argen, wofür Heinz Kimmerles *Soak-Einführung* symptomatisch ist: Hier stimmen nicht einmal die biographischen Daten, und selbst zu eigens betonten Aspekten wie Politik klaffen in der Primär-Bibliographie große Lücken. Wo ernsthafte und

gewiß kontroverse Rezeption geboten wäre, herrscht ignorante Stereotypenbildung, die das Fehlurteil, der »Schamane« (H. Busche) Derrida betreibe »weltliche Mystik« (T. Borsche), kanonisiert. Vor diesem Hintergrund sticht die vorliegende, auch bibliographisch sorgfältig gearbeitete Trierer Dissertation positiv hervor.

Thiel destilliert in berechtigter Abgrenzung zur Hermeneutik Gadamers (20ff.) Anregungen »über die Genese philosophischer Texte« aus Derridas labyrinthischem *work in progress* (44) heraus und konfrontiert sie – zuweilen etwas langatmig – mit weiteren, mehr *verborgenen* denn *vorliegenden* Ansätzen zum »Schreiben als Möglichkeitsbedingung der Philosophie« (bei Descartes, Hobbes, Leibniz und Husserl). Die Nuancen des Begriffs »déconstruction« hätten klarer herausgearbeitet werden können; auch fehlt eine Erarbeitung von Derridas Konzept der »clôture« (im Unterschied zum »Ende«) der Metaphysik. Es besteht zudem kein Anlaß zu der im übrigen ganz »underridianischen« Kapitulationserklärung, die »genaue Funktion der Dekonstruktion« lasse sich »kaum eindeutig bestimmen« (42). Eine kontextualisierende Genealogie würde eine noch un abgeschlossene Entwicklung aufzeigen, die – grob skizziert – von der eher beiläufigen Einführung des Terms »déconstruction« zur Übersetzung von Heideggers »Destruktion« über die 'handwerkliche' Ausführung eines Zwei-Phasen-Umkehrungsmodells in *Positions* und *La dissémination* zu der – noch offenen – Problematik von »Auto-« und »Heterodekonstruktion« in *Force de loi* (1991) führt. Stimmig ist die kritische Präzisierung von Derridas Konzept der »Iterabilität«; der von Thiel entwickelte Begriff der »Notiz« im Sinne privater Schrift weist die von Derrida verallgemeinerte Wiederholungsstruktur namens »Iterabilität« in Grenzen.

Thiel bringt die philosophische Selbstreflexion zumindest in dem Aspekt ihrer unvermeidlichen Literalität und Medialität auf den Stand der allgemeinen Theoriebildung, die in jüngerer Zeit, von Derrida mit angestoßen, einen starken Schub durch das Vordringen neuer Kommunikationsmittel erhalten hat (er zeigt sich im deutschsprachigen Raum am auffälligsten, wengleich modisch hypertrophiert an der sich herausbildenden »Luhmann-Schule«). Verstehen wir Thiels Text mit Derrida »als Maschine zur Lektüre anderer Texte«, wäre es spannend, Gramscis »Gefängnishefte« von dieser Warte her zu lesen. Unterbelichtet bleibt der Zusammenhang der unabdingbaren Schriftlichkeit, Medialität oder – wie Derrida manchmal »aktiv übersetzt« – Institutionalität der Philosophie mit den Fragen von Macht und Herrschaft. Sprache und Schrift »als Institution« sind nur beiläufig erwähnt (45, 126, 167, 184), und Derridas herrschaftssoziologische Thesen zum Schriftgebrauch werden von Thiel ignoriert, obwohl doch der Streit zwischen »Geist und Buchstabe«, wie er in der Theologie entstand und in die Philosophie diffundierte, genetisch ein innerinstitutioneller Machtkampf war.

Alfred Schobert (Aachen)

Derrida, Jacques, und Geoffrey Bennington: Jacques Derrida. Éditions du Seuil, Paris 1991 (376 S., br., 27,60 DM/69,- FF)

Bücher von/über Derrida verstehen es nur in den seltensten Fällen, sich nützlich zu machen. Um so erfreulicher ist (trotz der gegenteiligen Versicherung – 292) das vorliegende Nachschlagewerk. Bennington bietet einen weder systematisch noch historisch-biographisch, sondern nach Stichwörtern geordneten Abriß des »Dekonstruktivismus« (wenn man ihm die Verdinglichung eines »Ismus« überhaupt antun darf), der einerseits völlig ohne wörtliche Derrida-Zitate auskommt, andererseits aber sämtliche denkbaren Belegstellen auflistet. Benningtons »Grammatik« von Derridas Philosophie hat damit aller künftigen Zitätenakkumulation und -montage von vornherein den Boden entzogen. Künftigen Derrida-Studien darf ein globaler Hinweis auf seine Verzeichnisse genügen.

Aber ein Buch von/über Derrida kann nie einfach ein Buch mit einem (voraussetzungslosen) Anfang und einem Schluß (Resultat) sein. Der vorliegende Textraum besteht daher aus den folgenden Bestandteilen, die sich ineinander reflektieren: 1. *Derridabase* (nicht Übersetzungsbedürftig) von Bennington auf der jeweils oberen Seitenhälfte (3-292) mit dem skizzierten kommentierten Stichwortverzeichnis. Unterbrochen wird dieser Text durch Fotos aus der Biographie Derridas und sonstigen Illustrationen, die sich beziehen auf 2. *Circonfession* (unübersetzbar) von Derrida selbst, ein »autobiographischer« Text in 59 Sätzen (Derrida ist 59 Jahre alt), der jeweils die unteren Seitenhälften einnimmt, so daß in Benningtons Analyse im wörtlichen Sinn »über« Derrida verhandelt wird, Derridas eigener Text aber dennoch nicht das »Fundament« bildet. Schließlich bietet das Buch 3. einen ausführlichen *Curriculum vitae* (aus der Feder Benningtons) mit weiteren Fotos, die die voyeuristische Neugier ausreichend befriedigen, ein sehr hilfreiches Schriftenverzeichnis Derridas (einschließlich verstreuter Interviews u.a.) sowie ein (allerdings mit schwerwiegenden Lücken behaftetes) Verzeichnis der Sekundärliteratur.

Selbstverständlich hat Benningtons »transzendente Deduktion Derridas« (19) nicht einmal einen Anlauf zu dessen »Kritik« unternommen. Was bei Derrida naiv anmutet, erscheint ebenso bei Bennington – z.B. der Begriff »Ereignis«: »Wenn die Dekonstruktion ein Ziel oder eine regulative Idee hätte, wäre sie: daß etwas geschieht, ... daß es ein Ereignis gebe« (245). Dem Nutzen von Benningtons Arbeit ist jedoch eine solche Distanzlosigkeit nur förderlich.

In Derridas Text (*Circonfession*) läßt sich verfolgen, wie das differentielle Zeichensystem der Sprache den eigenen Körper und die eigene Lebensgeschichte erfaßt (welche dann beide nicht mehr als »eigentlich« bezeichnet werden können). Der algerische Jude Jackie Derrida, geboren in der Rue Saint Augustin in Algier legt seine »Bekanntnisse« ab in ständiger Auseinandersetzung mit den *Confessiones* des Heiligen Augustinus (der aus Nordafrika stammte), er schreibt seinen Text in Santa Monica (Kalifornien), benannt nach der Mutter des Augustinus, und reflektiert zugleich über den Tod seiner Mutter Georgette (genannt Geo). Den Gestus der Selbstentblößung bei gleichzeitigem Selbstentzug, der hier freilich oft etwas maniert erscheint, teilt Derrida auch mit anderen, für ihn zugegebenermaßen vorbildlichen Autoren von Bekenntnissen, mit Rousseau und Nietzsche (127). So kann er einerseits seinen geheimen jüdischen Namen ausplaudern: Elias, der Schutzpatron der Beschneidung (*circuncision*), ihn aber andererseits ins Zeichensystem verflüssigen (Elie =eh! lis/et lie/élit/et lit/et l'I/elle y 170). Völlig zu Recht rühmt sich Derrida, es sei unmöglich, seiner Spur zu folgen (wie der des Aids-Virus: 186). Als Atheist, der versucht, Gott zu sein (146f.), gelangt Derrida daher zu folgendem Schlußpunkt: »Was sie (seine Leser/Kritiker) nicht ertragen können, ist, daß ich nichts sage, nichts was Bestand hat und dauert, keine These, die sich widerlegen ließe ..., keine Strategie, sondern die Gewalt der Leere« (252). Aber eben hierin liegt das Problem seiner Bücher: im Gegensatz zum von Derrida so genannten »Phonozentrismus« kann die *écriture* nicht schweigen. Manfred Hinz (Saarbrücken)

Brunkhorst, Hauke: Der entzauberte Intellektuelle. Über die neue Beliebigkeit des Denkens. Junius Verlag, Hamburg 1990 (368 S., Ln., 29,80 DM)

Der klassische Intellektuelle der Dreyfus-Affäre, von Julien Benda in den zwanziger Jahren als Verteidiger zeitloser Wahrheit propagiert, ist nicht erst von Foucaults spezifischem Intellektuellen, als subversivem »Wissenschaftsdissidenten«, in Frage gestellt worden. Schon für Sartre verkörperte er das Bewußtsein von der Zerrissenheit der modernen Gesellschaft zwischen den universalen Werten, die sie zur Schau

trägt, und dem partikularen Gebrauch, den sie davon macht. An Sartre anknüpfend versucht Brunkhorst eine zeitgemäße Funktionsbestimmung. Die Entzauberung der Intellektuellenrolle ist demnach durchaus als Fortschritt zu werten (16), dessen eigentümliche Ambivalenz jedoch in einem sich selbst ästhetisierenden Zeitgeist postmoderner Medienphilosophen anzutreffen sei.

Vom Standpunkt eines »egalitären Intellektualismus« (65) wendet sich Brunkhorst gegen den von Foucault und Luhmann favourisierten Typus des Intellektuellen, der sich als Experte, aus der Beobachterperspektive gegen allgemeine Evidenzen angehend, ins Dickicht der Diskurse stürzt (130). Gerade an der Idee des Allgemeinen will er festhalten, am »Verlangen der Intellektuellen nach Universalität« (18). Doch Brunkhorst führt seinen Kampf gegen den Zeitgeist auf recht unterschiedlichem Niveau. Die zehn Vorträge und Aufsätze, die der Band zusammenträgt, schwanken zwischen der streng komponierten philosophischen Abhandlung und dem feuilletonistischen Essay. So lokalisiert der Autor zwar eine »vorlaufende Entschlossenheit zum Tauschwert« (10) offenbar bei sämtlichen, in irgendeiner Weise sich an Heidegger orientierenden »Kompensationsideologien« (ebd.) – darunter fallen »deutscher Neokonservatismus«, »amerikanischer Neopragmatismus« und »französische Postmoderne« unterschiedslos –; eine differenzierte Auseinandersetzung mit der Postmoderne findet aber nirgends statt. Auch der Neokonservatismus, der es, so Brunkhorst, mehr mit Genscher als mit Heidegger halte (58), wird nur an wenigen Stellen einer inhaltlichen Kritik unterzogen (90, 301).

Brunkhorsts tatsächlicher Gegner ist Richard Rorty, dessen Neopragmatismus er als komplementären Lösungsvorschlag zu den jüngsten Versuchen des amerikanischen Communitarianism liest, den Sinnverlust der Moderne und die Unmöglichkeit rationaler Letztbegründung durch den Rückgriff auf traditionale Werte und Institutionen der Lebenswelt zu kompensieren. Anstelle dieser rational unausweisbaren Konzeption substanzieller Sittlichkeit zur Wiederherstellung einer »Vernunft ohne Moderne« schlage Rorty eine »Moderne ohne Vernunft« vor (230). Sein radikaler Perspektivismus einer poetischen Kultur intelligenter Neubeschreibungen der Wirklichkeit (221), der die Wahrheitsfragen der klassischen Metaphysik in die Privatsphäre verweist und in der Öffentlichkeit lediglich die Konkurrenz miteinander inkompatibler Deutungssysteme gelten läßt, dementiere die Differenz von Phantasie und Realität. Der Globalanspruch der Vernunft auf Wahrheit und Objektivität werde somit für unvereinbar mit den demokratischen Werten der Freiheit und der Solidarität erklärt (223). Brunkhorst selbst hält es mit Adorno: In der Solidarität mit der Metaphysik in ihrem Sturz gelte es, ihre Wahrheit zu retten und aufzuheben (209). Die Verbannung der Wahrheitsansprüche in die Privatsphäre verwechsle Autonomie mit Autarkie (228), wodurch Rorty die Dogmatisierung des jeweils benutzten Vokabulars gegen jede Möglichkeit der Kritik an seinen Grundlagen (229) gelinge. Die beliebte These von der Inkompatibilität der Sprachspiele läßt sich aber, wie die sprachpragmatische Theorie der Geltungsansprüche gezeigt hat, nicht aufrechterhalten (226). Von daher kann Brunkhorst schließlich Adorno gegen seine Instrumentalisierung durch eine heideggernde Vernunftkritik retten. Während nämlich Heidegger, der die Geschichte der abendländischen Rationalität von der Tradition der griechischen Antike her denke, Wahrheit und Richtigkeit auseinanderreiße (243), speise sich Adornos Kritik am okzidental Rationalismus, trotz der Dialektik der Aufklärung, aus der jüdisch-christlichen Tradition einer Theodizee des Leidens (ebd.). Sein utopischer Fluchtpunkt sei deshalb nicht das »Ganz Andere der Vernunft«, sondern bleibe der rationalen Identität, einer detotalisierenden Aufhebung von nichtidentischem und identifizierendem Denken verpflichtet (245).

Wo Brunkhorst selbst sich als Intellektueller zeitdiagnostisch betätigt, wagt sich die Kritik jedoch nur vorsichtig über das Bestehende hinaus. Der Niedergang des »realen« Sozialismus und das Ende des Kalten Krieges, so resümiert der letzte Essay, böte endlich die »Möglichkeit einer diskursiven Zivilisierung des Spätkapitalismus« (310), denn wenn es jenseits des Kapitalismus keine Alternative mehr gibt, könne sie nur in ihm selbst gesucht werden (308). Brunkhorst wittert in sämtlichen Konzepten eines Dritten Weges antimodernen Provinzialismus (295) und plädiert für den über die reinen Warenbeziehungen hinausragenden »Geist des Kapitalismus«, der den Akzent auf die radikale und ganze individuelle Freiheit eines jeden lege (312). Mit der Diskursethik lasse sich nämlich zeigen, »daß schon im Begriff derjenigen Freiheit, die zum Geist des Kapitalismus gehört, ein *intersubjektives* oder *kommunales* Freiheitsverständnis hinzukommen muß ...« (313). Brunkhorst plädiert, unter der Voraussetzung einer klassenlosen Gesellschaft, für eine weitere Entfesselung der Produktivkräfte, worunter er Komplexität und Kommunikation versteht (320). Die Utopie einer solidarischen Weltgesellschaft muß also konsequenterweise als vernünftiges Gleichgewicht von Komplexitätssteigerung und normativer Komplexitätsreduzierung durch die kommunikativen Produktivkräfte einer postkonventionellen Sittlichkeit (322) gedacht werden. Hier zeigt sich die notorische Unterbelichtung ökonomischer Zwänge, wie sie in der kritischen Theorie von Horkheimer bis Habermas anzutreffen ist. Das Korrektiv einer diskutierenden Öffentlichkeit am Diskurs des entzauberten Intellektuellen ist gefragt. Mathias Richter (Tübingen)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Mayer, Hans: Über Erich Fried. Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 1991 (56 S., Ln., 24,- DM)

Heiner Müller begegnete Erich Fried »(m)it einiger Distanz zu seiner Literatur und viel Respekt vor der kämpfenden Person« (E. Fried/H. Müller: *Ein Gespräch*, 1989, 5). Diese Ansicht teilt Müller mit zahlreichen anderen, die dem politischen Engagement des Lyrikers außerhalb seines Werkes Respekt zollen, es gerade in seiner Lyrik aber kritisieren. So heißt es beispielsweise, die Gedichte litten unter einem »zwanghaften Reagieren auf die neuesten Meldungen« (W. Hinck: »E.F., der rasende Verworther«, FAZ 14.1.1984), sie wären »auf die so bequeme einäugige Optik angewiesen« (M. Reich-Ranicki: »Die Leiden des Dichters E.F.«, FAZ 23.1.1982) oder sie näherten sich »bedenkenlos dem lyrischen Eintagsgebilde, das sein kurzes Leben schon ausgehaucht hat, wenn es den Leser erreicht« (Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart, Bd. 6, 1980, 248).

Hans Mayer, der in diesem schmalen Buch einen neuen Essay und zwei ältere Reden veröffentlicht, ist eine Begegnung mit Fried nachhaltig in Erinnerung geblieben. Sie ereignete sich Mitte der sechziger Jahre auf einem Symposium der österreichischen Gesellschaft für Literatur: »Abermals saß ich neben Erich Fried. Er hat drei Tage lang ununterbrochen gedichtet. Was das Zuhören keineswegs ausschloß. Bisweilen meldete er sich auch zu Wort, dann merkte man, daß er alles mitbekommen hatte. Im übrigen schrieb er. Wenn ein 'Gedicht' fertig war, schob er es zu mir herüber.« (23) Ausgehend von diesem Erlebnis weist Mayer Vorwürfe wie die obengenannten zurück: »Der Lyriker Erich Fried wäre vermutlich verwundert gewesen, hätte man ihm vorwurfsvoll mitgeteilt: so schnell und so laufend, fast geläufig habe ein Dichter nicht zu dichten. Erich Fried hielt nichts von der Aura des Dichters: eben weil er einer war. Das war Handwerk und Inspiration in einem. Mal

gelingt es, meistens nicht.« (Ebd.) Auch beurteilt Mayer Frieds Leichtigkeit des Verfertigens von Lyrik als eine nur scheinbare: »Hier aber saß einer und schien überzuströmen vor Wörtern und Worten, Wortspielen und Wörtlichkeiten. Wer so arbeitete, ... hatte es auch nicht leichter, er war auch nicht leichtfertiger als Huchel oder Celan oder Rilke: es wirkte in ihm bloß *die andere Form des Ausdruckszwangs*.« (31)

Selbst hat Mayer einige Zeit gebraucht, um den Gedichten Frieds etwas abzugewinnen. Sein Verhältnis zu dessen Lyrik bis Mitte der fünfziger Jahre kennzeichnet er so: »Vielleicht las ich ab und zu eines seiner Gedichte, hatte aber keinerlei Vorstellung von der Begabung oder Nicht-Begabung dieses Autors.« (10) Er begründet die zögernde Annäherung auch damit, daß er selbst in Sachen politischer Lyrik »immer noch fixiert gewesen (war) auf die Meister der neuen Sachlichkeit aus den zwanziger Jahren« (25). Mayer fährt jedoch fort: »Erich Fried hat in der Tat unsere Vorstellungen von der politischen Lyrik wesentlich verändert. (...) Die bisherige Lyrik war angelegt auf die Aussage und die Thematik. Bei Erich Fried gab es gar nicht so besonders häufig ein 'lyrisches Ich' im Gedicht. (...) Dominierend war die Sprache. Ihr wurde die Aussage abgelauscht. Sie hatte sich nicht in den Dienst einer Aussage zu stellen.« (25f.) Als Schlüsseltext zitiert er das Gedicht »Status quo«: »Wer will / daß die Welt / so bleibt / wie sie ist / der will nicht / daß sie bleibt.« (33)

Gegen alle Zeitströmungen hat Mayer immer darauf verzichtet, Leben und Werk eines Schriftstellers unabhängig voneinander zu beurteilen. So gilt noch immer, was er an Hand seiner Auseinandersetzung mit Georg Büchner über sein Verständnis von Literatur und Politik gesagt hat: »Die Sphären getrennt zu halten und unter die Fachleute aufzuteilen, mag den Geboten gesellschaftlicher Arbeitsteilung genügen, bedeutet aber gleichzeitig den Verzicht auf die tiefere Einsicht in Georg Büchners Leben und Schaffen. (...) Man denkt nicht losgelöst von der Zeit und den in und von ihr gestellten Fragen.« (*Georg Büchner und seine Zeit*, 1946, 15ff.)

Erich Fried hat in seiner Büchner-Preis-Rede 1987 (*Gedanken in und an Deutschland*, 1988, 271-283) ausgiebig aus dieser Studie Mayers wiedergegeben, und sein Fazit klingt an das eben Zitierte an: »Und wir Heutigen müssen immer noch versuchen, die verzweifelten Wirnisse unserer Zeit zu entwirren. (...) Die von uns, die Schriftsteller sind, können das – nicht nur, aber doch zum großen Teil – durch das versuchen, was sie schreiben.« (Ebd., 283) Erhebliches Aufsehen erregte Fried mit der Mutmaßung, es wäre wahrscheinlich, daß der zwanzigjährige Büchner »sich in unserer Zeit zur ersten Generation der Baader-Meinhof-Gruppe geschlagen hätte – wenn auch keineswegs sicher, daß er sich nicht wieder abgewendet hätte!« (Ebd., 276)

In seiner Rede »Dem Andenken Erich Frieds« (1988) stellt Mayer in dieser Sache sehr betont fest: »Er sah ihn *nicht*, ausdrücklich nicht!, an der Seite von Mördern und Bombenwerfern« (51) und billigt Frieds Hypothese unter den Bedingungen eines »Denkspiel(s)« (ebd.) Daß Fried selbst sich von jeder Gewalt distanzierte, hat er mehrfach deutlich gesagt, doch ob Mayers Etikettierung der bewußten, auch konkret politischen Provokation gerecht wird, ist zweifelhaft, liest man in Frieds Rede: »Wenn wir hier nicht nur ein gewissenloses unverbindliches Schattenspiel veranstalten wollen, dann kommen wir um die Frage nicht herum, was Büchner heute sagen und schreiben und tun würde.« (*Gedanken in und an Deutschland*, 277f.) Nicht nur an diesem Beispiel ist die Tendenz Mayers spürbar, die der Öffentlichkeit oft unbecommen Äußerungen Frieds zu Lebzeiten – in seiner Lyrik und außerhalb –, für die Nachwelt etwas behaglicher zu machen. Das mag zumindest in den beiden Reden, die zum 65. Geburtstag bzw. als Nekrolog gehalten wurden, am äußeren Anlaß gelegen haben und insgesamt zugunsten Erich Frieds gemeint sein, beruhigt letztendlich jedoch nur dessen Kritiker.

Michael Wedel (Berlin)

Lampe, Gerhard: »Ich will mich erinnern an alles, was man vergißt«. Erich Fried, Biographie und Werk. Bund-Verlag, Köln 1989 (210 S., br., 24,80 DM)

Den Einband des Buches ziert ein Doppelportrait: Rechts vorne erkennt man den Schriftsteller, im Hintergrund links seinen Freund Rudi Dutschke. Die Zeichnung hat programmatischen Charakter, denn der Band handelt vornehmlich von Erich Fried als dem engagierten und umstrittenen Dichter, dem poetischen Aufklärer und kritischen Parteigänger der Studentenbewegung. Erfährt der Leser Neues von dieser »öffentlichen« Institution?

Fried stammt aus kleinbürgerlichen jüdischen Verhältnissen. Die ökonomische Lage der Familie im Wien der zwanziger Jahre ist unsicher. Die Mutter ernährt die Familie durch kunstgewerbliche Arbeiten, der Vater versucht sich als Spediteur, Glücksspieler, Hypnotiseur und in diversen anderen Berufen. Schon früh läßt sich die eigenwillige Persönlichkeit des 1921 geborenen Jungen erahnen, der die ungeschickten und groben Erziehungsversuche seines Vaters durch ausschweifendes Lesen, Puppentheaterspiel und eigene lyrische Versuche zu kompensieren sucht. Der Fünfjährige tritt im erweiterten Familienkreis und bald auch öffentlich mit großem Erfolg als Vortragskünstler und Kinderdarsteller auf. Die »Wunderkinderzeit« (Fried) des Dichters findet jedoch ein frühes Ende, als der Knabe 1927 Augenzeuge eines Polizei-Massakers an demonstrierenden Wiener Arbeitern wird. Von da an sind Vita und einsetzende poetische Produktion eng verknüpft mit den politischen Ereignissen der Zeit. 1938 wird der Vater von Nazis ermordet, die Familie rettet sich nach London; Fried veröffentlicht erste Texte in Exilzeitschriften und -anthologien und arbeitet nach dem Krieg als politischer Kommentator für die BBC. Er schreibt für Otto Basils *Plan*, publiziert zusammen mit Celan, Bachmann, Jandl und Aichinger. Ab 1963 ist er Mitglied der Gruppe 47 und beginnt, seinen Personalstil des engagierten Gedichts zu entwickeln. Weil er die rebellischen Studenten öffentlich unterstützte, gegen den Vietnam-Krieg protestierte und für Ulrike Meinhof Partei ergriff, wurde er zu einem der populärsten und am heftigsten befehdeten Autoren der alten Bundesrepublik.

Das Buch hinterläßt einen zwiespältigen Eindruck. Wenn auch einige der abgedruckten Gedichte und historischen Dokumente bisher unveröffentlicht waren – mehr als eine erste Annäherung an sein Sujet scheint Lampe hier nicht im Sinn zu haben. Sein Verfahren, biographische Informationen und Gedichte collageartig zu verbinden, spekuliert auf die engen Bezüge zwischen Leben und Werk. Das liegt nahe bei einem Lyriker, der zeitlebens das Öffentliche zu seinem Privaten machte und ins Zentrum seines Schreibens rückte. Dennoch stellt sich die grundsätzliche Frage nach dem Aussagewert auch noch so politischer Poesie für die Vita ihres Autors. Auch die plausible und geschickte Verschränkung von Gedicht und Dokument kann eine genau recherchierte Biographie und eine differenzierte Analyse der Dichtungen nicht ersetzen. Fried selbst hat Lampes Buch noch redigiert, und es liegt wohl an dieser Nähe zwischen Autor und Gegenstand, daß Gerhard Lampe nicht eine psychologische Biographie oder eine literarhistorische Analyse verfaßte, wie es der Titel erwarten ließe, sondern eine Hommage. Als solche weisen den Band auch die gute Ausstattung und eine sehr schöne, großzügige Drucktype aus. Fraglich bleibt, ob diese versöhnliche Form dem streitlustigen Fried gerecht wird. Lampes eigener Text beschränkt sich weitgehend auf unverbindliche Kommentare zu den zahlreichen seitenfüllenden Fotos, den über 40 abgedruckten Gedichten und vielen anderen Zitaten und Dokumenten. Als Biograph bemüht er sich, hinter den Texten und Spuren Frieds zu verschwinden, als Interpret geht er nur halbherzig auf das problematische Verhältnis von poetischer Form und politischem Engagement ein: »In

der Tat liegt in der Institutionalisierung Friedrs auch eine Gefahr.« (100) Es scheint fast, als fürchte Lampe, das Werk hielte einer härteren Prüfung nicht stand. Unverständlich bleibt, wieso er den Übersetzer Fried konsequent vernachlässigt und – offen oder verdeckt – die meisten Biographica nach dessen schon publizierten Erinnerungen zitiert (*Manchmal auch Lachen*, Berlin 1986).

Hans-Joachim Neubauer (Berlin)

Dahnke, Hans-Dietrich, und Bernd Leistner (Hrsg.): Debatten und Kontroversen in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts. 2 Bde. Aufbau-Verlag, Berlin, Weimar 1989 (539 S., 431 S., Ln., 88,- DM)

Dau, Rudolf: Berührungspunkte zweier Zeitalter. Deutsche Literatur und die Französische Revolution. Dietz-Verlag, Berlin 1989 (276 S., Ln., 13,80 DM)

Mit diesen zwei Veröffentlichungen reagierte die Literaturwissenschaft der DDR in den letzten beiden Jahren ihrer Existenz auf Veränderungen im Verhältnis von AutorInnen, Kritik und Leserschaft zum Erbe der deutschen Literatur im Zeitalter der Französischen Revolution. Die Genres beider Publikationen hängen zusammen mit den Institutionen, in denen sie jeweils entstanden, und geben einen Hinweis auf die unterschiedliche Funktion der zweibändigen Sammlung von Abhandlungen (Nationale Forschungs- und Gedenkstätten Weimar) und der Anleitung für die »massenpolitische« Praxis von LehrerInnen und KulturfunktionärInnen (Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED). Gemeinsam ist beiden der Versuch, ein »Gesamtbild« (Dau, 12) der literarischen Prozesse um 1800 zu entwickeln und damit unter dem Stichwort 'Komplexität' die alte Auswahl aus dem Erbe aufzugeben. Komplexität erscheint durchgängig als Nebeneinander von Richtungen – zur seit Bestehen der DDR kanonisierten Klassik tritt insbesondere die Frühromantik.

Wenngleich die ästhetische Wertung von vornherein feststeht, soll die historische und – seltener – soziologische Rekonstruktion der 'Verflochtenheit' beweisen, daß eine bestimmte politische und philosophische Richtung im Werk der gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeit positiv entspreche, andere sie jedoch verfehlten. Die politischen Implikationen dieses Erbe-Verfahrens treten in Daus Buch besonders deutlich zu Tage. Zwar stehe »die historisch-materialistische Rekonstruktion des genetischen und kommunikativen Gesamtzusammenhangs von Literatur und Gesellschaft um 1800 ... noch aus« (224), doch rekurriert er auf eine objektive Dialektik der gesellschaftlichen Entwicklung, die – ohne daß Georg Lukács genannt wird – allein eine um die Frühromantik erweiterte Klassik ins Zentrum rückt: Beerbt wird »die Haltung des Individuums zur streng determinierten Widerspruchskonstellation« (123). Dau unterstellt *ein* historisches Subjekt, hinter dem sich die Partei der Arbeiterklasse abzeichnet und das nach einer Lösung sucht für das, was ein inflationärer Sprachgebrauch als Krise bezeichnet (z.B. 38, 102) – als ob im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts Kapitalismus und bürgerliche Demokratie schon am Ende seien: »So vollzieht sich das 'Kabinetstück' geschichtlicher Dialektik, daß im zurückbleibenden Deutschland und in Abwesenheit einer revolutionären Situation englische und französische Erfahrungen, denen in der Tat die Zukunft gehört, kritisiert werden aus der Perspektive einer noch fernereren (utopischen) Zukunft.« (122) Aller Nachdruck liegt auf der Logik der geschichtlichen Entwicklung, der sich das Subjekt unterwirft. Die objektive Ironie dieser Aktualisierung, die meint, der klassische und frühromantische Humanismus richte sich ausschließlich gegen den Kapitalismus (253), liegt in der methodischen Ausblendung dessen, was als »Selbstverständigungsprozeß« (223) umschrieben und damit umgangen wird.

Hier aber liegt der Ausgangspunkt des Weimarer Debatten-Projekts: »Geschrieben

haben wir die Beiträge in einer Zeit, in der sich in der DDR an vergleichbarer öffentlicher Kommunikation nur wenig zutrug. (...) In manchem, was hervorgegraben wird, steckt Aufforderndes, der gegenwärtigen Situation Impulse Gebendes genug; und nicht zuletzt deshalb *haben* wir es hervorgegraben.« (Bd.I, II) Diese kritische Intention läßt die methodischen Mängel der elf Untersuchungen von zwischen 1780 und 1803 ausgetragenen literarischen Auseinandersetzungen um so deutlicher hervortreten. Weniger die periodische Wiederkehr der bekümmerten Feststellung, die gerade dargestellte Debatte sei keine 'wirkliche' gewesen, oder die Gegensätze in der Beurteilung der Debattanten – z.B. Nicolais bei Waltraud Beyer (II, 197), Wolfgang Albrecht (II, 12, 41, 46f., 68) und Heinz Härtl (II, 322), aber auch durch denselben Autor (so Dahnke über Forster: I, 238 vs. 242f.) – stimmen bedenklich als vielmehr die durchgängige Ambivalenz des Debattenbegriffs. Die AutorInnen sind sich letztlich uneinig, ob sie Gemeinsamkeit oder Differenz innerhalb der damaligen Kontroversen als dominant bewerten. Diese auch die vormalige DDR-Gegenwart betreffende Ambivalenz zeitigt insofern methodische Konsequenzen, als sie die systematische Klärung von Begriffen blockiert. Nirgendwo wird das Verhältnis der allgegenwärtigen Konzepte von Gelehrtenrepublik, literarischem Markt und Öffentlichkeit wirklich bestimmt. Das auffällige Desinteresse an der institutionellen Seite der Debatten – Instanzen wie Zensur, Universitäten oder Verlage und Zeitschriften werden nur ausnahmsweise thematisiert – geht einher mit einer aus der politischen Situation der DDR erklärlichen Zurückhaltung gegenüber dem Begriff der Öffentlichkeit (vgl. Dau, 79, der Kant zum Kritiker des – ungenannten – Habermas macht) und mit einer moralisierenden kapitalismuskritischen Redeweise, die Markt als Mode denunziert. Ausgerechnet das einleitende Kapitel, von dem einige konzeptionelle Klärungen zu erwarten waren, entwirft ein idealisiertes Bild der Gelehrtenrepublik. Insgesamt dominiert das Plädoyer für ein »gemeinschaftliches Ringen um einen vernünftigen Konsens« (II, 230). In der auf diese Kompromißformel rückbeziehbaren Unverbindlichkeit der Wertungen des Verhaltens der Debatten-Teilnehmer spiegelt sich seitens der GermanistInnen auch das Desinteresse an einer detaillierten Untersuchung des Stils solchen Streitens. 'Taktik' beispielsweise wird moralisch negativ bewertet (323), der Grundsatz, Person und Werk zu trennen, inkonsequent gehandhabt (298) und das Verhältnis von Öffentlichem und Privatem kaum in Zusammenhang mit der Zensur gebracht (I, 78; II, 200). Nur am Rande geraten »Denk- und Sprachgemeinschaften« (II, 214) der Debattanten oder deren »Anrufung von Instanzen« (211) ins Blickfeld. Die Lösung der Probleme, zu denen die Unterschätzung sozialhistorischer Analyse und die Vernachlässigung sprachlicher Form führen, erfolgt auf jene Weise, die Dau kulturpolitisch programmiert: als Rettung in die geschichtsphilosophisch behauptete Notwendigkeit (I, 42). Im Rückblick erhält die Hartnäckigkeit, mit der auf der »Notwendigkeit einer deutschen Alternative« (I, 25) zur Französischen Revolution insistiert wird (vgl. Dau 229), einen makabren, ja letalen Sinn.

Unter den 'drei Ursachen' für die deutsche Geistesrevolution als Alternative zur politischen Französischen steht Kants Philosophie nicht zufällig an erster Stelle – noch vor dem feudalabsolutistischen Druck und der Entwicklung eines kapitalistischen Marktes. Daß dieser methodische Primat der Geistesgeschichte zugleich eine wertende Entscheidung über das Bccrbenswerte einschließt, beweist die durchgängig negative Einstellung zum sich gerade erst herausbildenden Journalismus und zur 'Trivilliteratur'. Ausgerechnet die Jahre von 1789 bis 1794 markieren in Dahnke und Leitners Monumentalwerk eine als »Kommunikationsstau« (I, 31) euphemistisch umschriebene Lücke – Mangel an Material kann als Ursache kaum akzeptiert

werden, sondern eher die vorgefaßten, Klassik und Frühromantik favorisierenden Auswahlkriterien. Der Kanonisierung der 'Autonomiedenker' entspricht, daß der Jakobiner Forster, der als revolutionärer Demokrat nicht ins Schema paßt, mit seinen Beiträgen zu den beiden ersten Debatten in der *Berliner Monatsschrift* in die Fußnoten verbannt (I, 131, 191) und im Falle der dritten – des Spinozismus-Streits – oberflächlich beurteilt wird (I, 220f.).

Das nicht zufällig gewählte Beispiel kann belegen, daß das Verhältnis von Aufklärung und Revolution insgesamt nicht wirklich geklärt wird, da beider Scheitern von vornherein feststeht, um den deutschen Idealismus in der literarischen Gestalt von Klassik und Frühromantik triumphieren zu lassen. 1989 sah man »keine Veranlassung«, »hinter die hohe ... Wertschätzung zurückzugehen, die Heine, Engels, Mehring und Lukács für diese ideellen Entwicklungen bekundet haben« (Dau, 229). Heute steht diese Rezeptionsweise selbst zur Kritik – nicht zuletzt, weil sie mit hemmungslosem Optimismus gegenüber bundesrepublikanischem Konservativismus und Liberalismus bei gleichzeitiger Abgrenzung von deren linken Alternativen verbunden war.

Helmut Peitsch (Swansea)

Rüdebusch, Eckhardt: Irland im Zeitalter der Revolution. Politik und Publizistik der United Irishmen 1791-98. Verlag Peter Lang, Frankfurt/M. 1989 (308 S., br., 70,- DM)

Mit seiner Untersuchung des Verhältnisses von Politik und Literatur der radikalen Opposition um Wolfe Tone, William Drennan und Thomas Russell, dargestellt vor dem Hintergrund der gesellschaftlich-politischen Situation Irlands an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, betritt der Autor Neuland. Zwar ist die politische Rolle der *United Irishmen* im Kampf für die Abtrennung vom 'Mutterland' England bereits gebührend erforscht und gewürdigt worden, doch kaum je ist man wie nun Rüdebusch darauf bedacht gewesen, die literarischen Verdienste dieser konsequenten Unabhängigkeitsbewegung herauszustellen. Zwar hängt der Autor, unbekümmert um den raschen Fortgang der Methodendiskussion, der in der Anglistik vor allem von Thomas Metscher und Robert Weimann salonfähig gemachten Widerspiegelungstheorie an, doch zeigt sich, daß durch die Einbeziehung der Literaturverhältnisse in die Untersuchung gerade literarische »Texte mit intentional politischem Charakter« und »pragmatischer Zielsetzung« (12) auf ihr »Wirkpotential« (13) hin befragt werden können. Daß Rüdebusch hierbei lehrbuchmäßig von der historischen Situation ausgeht und über politische Praxis und ideologische Grundpositionen zur literarischen Betätigung der *United Irishmen* vorstößt, nimmt der Studie mitunter ihren Reiz.

Zu Recht wertet der Verfasser die *United Irishmen* als Nationalisten und Internationalisten, Patrioten und Kosmopoliten, die nach dem Vorbild der Französischen Revolution erstmals das Konzept einer souveränen irischen Republik erarbeiteten und sukzessive ein überkonfessionelles Bündnis des Bürgertums sowie eine '*Cordial Union* des ganzen irischen Volkes' (vgl. 48) gegen den Block der *Protestant Ascendancy* und die Verbindung mit England propagierten. Interessant ist insbesondere die Behandlung der widersprüchlichen Beziehungen zwischen Iren und Franzosen, Bürgern und Plebejern, Protestanten und Katholiken. Indem sie programmatisch eine »union of minds« (77) schmiedete, gelang der Geheimgesellschaft der *United Irishmen* für kurze Zeit eine Radikalisierung der irischen Nationalbewegung. Angesichts der derzeit wieder hervorbrechenden Nationalismen im Osten Europas ist die Darstellung der rapiden Entwicklung ihrer politischen Bestrebungen von der begrenzten Parlamentsreform zur Revolution, vom Emanzipations- zum Sezessions-

gedanken, von der politischen Aufklärung zum bewaffneten Aufstand instruktiv. Freilich mißglückte die Erhebung der *United Irishmen* ebenso wie die Insurrektionen von 1803, 1848, 1867 und 1916. Ihre eigentliche politische Bedeutung (als einzige Organisation unterwarfen sich die *United Irishmen* nicht dem Gegensatz von Katholizismus und Protestantismus) konnte sich nur im historischen Eingedenken entfalten.

Wie Rüdebusch an Hand der zahlreich zu Rate gezogenen Quellen nachweist, betrachteten die *United Irishmen* ihr umfangreiches publizistisches Schaffen stets unter dem Blickwinkel der Operativität. Spezifische literarische Äußerungsformen richteten sich an spezifische Adressatengruppen. In unterschiedlichsten, von teils didaktischem, teils polemischem Impetus getragenen Genres wie Essay, Satire, Rede, Predigt, Dialog, Epigramm, Fabel und Anekdote verknüpften sie politische und literarische Praxis. Auf diese Weise schufen sie, so die Hauptthese des Autors, nach William Molyneux und Jonathan Swift den ersten eigenständigen Beitrag zu einer irischen Nationalliteratur, die sich zwar nicht mehr der irischen, sondern der englischen Sprache bediente, nach Inhalt und Gehalt jedoch unverkennbar irisch war. Leider erlaubt der eng gesteckte methodische Rahmen weder eine genaue Bewertung der Literarizität der gewählten Ausdrucksmittel noch eine Differenzierung zwischen theoretischen Konstrukten (Habermas' Öffentlichkeitsbegriff wird zu bedenkenlos übernommen) und empirisch gesicherten Erkenntnissen. Der offensichtliche Graben zwischen dem hohen Wirkpotential dieser Literatur und dem Mangel an tatsächlicher politischer Wirkung hätte einer Klärung bedurft. Zum Abschluß sei noch angemerkt, daß der irreführende Hinweis auf »irische Urceinwohner« (24) und eine »katholische Urbevölkerung« (25) in einer literaturwissenschaftlichen Studie dieses Zuschnitts unverzeihlich ist. Rüdebusch zufolge reicht die »Kette der Eroberungsversuche« »von britischer Seite« »bis in das erste vorchristliche Jahrhundert zurück, als die Gälten oder Goideln das Land betraten« (23).

Hans-Christian Oeser (Dublin)

Drexler, Peter: Literatur, Recht, Kriminalität. Untersuchungen zur Vorgeschichte des englischen Detektivromans 1830-1890. Verlag Peter Lang, Frankfurt/M. 1991 (233 S., br., 70,- DM)

Die Studie untersucht Literaturbereiche, über die kaum deutschsprachige Darstellungen existieren, nämlich die *State Trials* und *Newgate Calendars* (englische Sammlungen von Gerichtsfällen und Verbrecherbiographien), die Kriminal- und Detektivverählungen in den literarisch-politischen Magazinen und den Familienzeitschriften, die *Newgate* und die *Sensation Novel* sowie die *Penny-Literatur*. Besonderes Augenmerk richtet Drexler auf die Frage, wie die zeitgenössische Literaturkritik die verschiedenen Formen der Verbrechensdarstellung rezipierte. Mit ausführlichen Quellenzitaten bietet die Arbeit eine Fülle von Informationen über die Verbrechens- und Sensationsliteratur und deren Rezeption im 19. Jahrhundert.

Das Problem ist, daß Drexler darüber hinaus sehr nachdrücklich den Anspruch formuliert, »eine 'andere' Vorgeschichte des englischen Detektivromans zu schreiben« (216) und damit »die Revision der gattungsgeschichtlichen Prämissen des Detektivromans« (217) anzustreben. Die angebliche Revision besteht darin, einen Großteil der bisherigen Forschungsdiskussion mit dem Argument vom Tisch zu wischen, daß in ihr »Fragen der ästhetischen Wertung ... und der Definition ... eine unangemessene Bedeutung erhielten« (2), die Definition der Gattung über »bestimmte Verfahren des Erzählens« (217) für obsolet zu erklären und den Detektivroman wieder umstandslos als Schwundform der Kriminalliteratur zu begreifen, »als

– politisch und moralisch neutralisiertes – kriminelles Spezialgenre« (140), in dem »das Verbrechen den Charakter eines unterhaltenden und unverbindlichen Puzzlespiels« erhalte (83) – ein Gattungsverständnis, wie es sich in den fünfziger Jahren etwa bei Elisabeth Frenzel oder Gero von Wilpert findet. Sowohl die Subsumtion unter die Kriminalliteratur als auch die Puzzlespiel-Theorie sind fragwürdig. R.F. Stewart hat in seiner Studie ... *And Always a Detective* (1980) zahlreiche Belege angeführt, die die Zuordnung des Detektivromans zur *Mystery Novel* erhärten (die im anglo-amerikanischen Sprachraum seit langem üblich, wenn auch nicht unumstritten ist). Zugleich zeigt Stewart, daß die Puzzlespiel-Theorie weitgehend Ideologie ist und kaum etwas über die tatsächliche Ästhetik des Detektivromans aussagt. Mit ihrer Hilfe haben in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts akademische Anhänger des Detektivromans versucht, diesen als 'intellektuelle' Gattung aufzuwerten und seine unmittelbare Abstammung von der *Mystery* und *Sensation Novel* des 19. Jahrhunderts zu verschleiern. Bezeichnenderweise mißversteht Drexler Stewarts These, indem er dessen Ideologievorwurf nicht auf die *Theorie über* die Gattung, sondern auf diese selbst bezieht (6), wie er überhaupt seine Gattungsbestimmung weitgehend aus dem »Erwartungshorizont« (197) der Literaturkritiker ableitet, ein Verfahren, vor dem Stewarts Ergebnisse gerade warnen.

Mit dieser zweifach problematischen Begriffskonstruktion gerät die Entstehungsgeschichte der Gattung fast zwangsläufig zur Verfallsgeschichte. So lautet denn auch Drexlers zentrale These, daß die Vorgeschichte des Detektivromans zu schreiben sei »als die einer fortschreitenden Verdrängung und Verflüchtigung der politischen und gesellschaftlichen Valenz des Verbrechens und des damit verbundenen (rechts)kritischen Diskurses im Roman des 19. Jahrhunderts« (140). Diesen Verdrängungsprozeß macht er an einer historischen Tendenz zur »Ästhetisierung«, »Entwirklichung« (83) und »uneigentlichen Darstellung« (181) der Kriminalitätsproblematik fest, die er in allen vier Gegenstandsbereichen seiner Arbeit wiederfindet – in der Literaturkritik, den Fallsammlungen, den Zeitschriften und den Romanen. Im zunehmenden Interesse am Detektiv und dem Prozeß der Verbrechensaufklärung erblickt er einen Wandel im Rechtsbewußtsein, eine Verlagerung »von den Interessen des durch die staatliche Strafgewalt bedrohten Individuums zur Insistenz auf den Ordnungs- und Sicherheitsbedürfnissen der Gesellschaft« (102f.). Was in dieser Allgemeinheit halbwegs plausibel klingen mag, wäre im einzelnen durchaus zu hinterfragen. Denn im Detektivroman lebt das »durch die staatliche Strafgewalt bedrohte Individuum« als Figur des fälschlich Verdächtigten oder Angeklagten weiter. Wenn nun die Funktion dieser Figur in den wenigsten Detektivromanen darin besteht, einen kritischen Beitrag zur Strafrechtsdebatte zu leisten, so kann man aus diesem Umstand doch auch nicht einfach eine ideologisch motivierte Verdrängung ableiten.

Da Drexler sich für die dem Detektivroman eigene Ästhetik kaum interessiert, kommt er gar nicht auf die Idee, daß er vielleicht Äpfel mit Birnen vergleicht. Er legt vorab fest, was die Gattung 'eigentlich' sein sollte, nämlich »rechtsbegleitende Literatur« (69) oder »(rechts)kritischer Diskurs« (140), um hinterher zu kritisieren, daß sie genau das nicht ist. Er deutet Differenzen als Mängel, literarische Veränderungen als »Regression« und mögliche Rahmenbedingungen für die Entstehung der Gattung als deren entscheidende Konstitutionsfaktoren. Diese weitreichenden Urteile werden von ihm nur unzulänglich begründet. Sofern er nicht mit Meinungsäußerungen zeitgenössischer Kritiker argumentiert, sondern sich auf die Romane selbst einläßt, befragt er diese vor allem nach deren »message« (141f., 154f., 157, 169), etwa inwiefern sie die Rechts- und Klassenverhältnisse in Frage stellen oder den Verbrecher als Opfer der Gesellschaft zeigen. Daß die Romane von Wilkie Collins auf eine eindeutige

message verzichten (176) und statt dessen vor dem Leser Geheimnisse aufbauen, bewertet Drexler als »Regression aufs Geheimnis, als Kapitulation vor der Komplexität gesellschaftlicher Beziehungen«. Denn: »Wo das methodische Verschweigen des Geheimnisses zum Darstellungsprinzip wird, muß sich der Erzähler als ordnende und deutende Instanz immer stärker zurücknehmen. Dies zeigt sich bereits an der Aufspaltung des Erzählers in *Bleak House*, konsequenter noch in der multiperspektivischen Erzählweise bei Collins.« (179). Mit solchen 'ideologiekritisch' bemäntelten Verdikten gegen moderne Erzählverfahren kann Drexlers Studie als »'andere' Vorgeschichte des Detektivromans« nicht überzeugen.

Lutz Krützfeldt (Bremen)

Soziologie

Spurk, Jan: Gemeinschaft und Modernisierung. Entwurf einer soziologischen Gedankenführung. De Gruyter, Berlin, New York 1990 (171 S., br., 98,- DM)

Die Postmoderne, in der wir uns dem Urteil der »Zeitgeister« zufolge befinden sollen, ist eine unerquickliche Periode für die »große Theorie«. Die Suche nach der Weltformel (Hondrich) ist nicht mehr in Mode; an ihre Stelle ist das Interesse an den kleinen Welten (Lebenswelten), an Kulturen und an alltäglichen Dingen getreten. Um so bemerkenswerter ist es, wenn hier der Versuch unternommen wird, durch die Revitalisierung eines lange Zeit versteckten Begriffs einen Beitrag zur allgemeinen Theorie der bürgerlichen Gesellschaft zu leisten. Es zeugt vom Mut des Autors, am »Projekt der Aufklärung« (Spurk) festzuhalten und die globale Entwicklung moderner Gesellschaften analytisch durchdringen zu wollen. Und es zeugt von einiger Risikobereitschaft, die ideologisch verdächtige Kategorie »Gemeinschaft« ins Zentrum der Analyse zu stellen und sie mit dem Begriff der »Modernisierung« zusammenzubringen.

Modernisierung und Gemeinschaft – diese Verbindung wirkt auf den ersten Blick paradox, weiß doch alle Welt, daß der Modernisierungsprozeß gerade darin besteht, traditionelle Formen menschlichen Zusammenlebens zu unterhöhlen und auszuhebeln und an ihre Stelle Individualisierung und Autonomisierung zu setzen. Der Autor warnt freilich vor einer solchen für ihn oberflächlichen Sichtweise. Er hält dagegen, daß wir uns inmitten eines (Re-)Vergemeinschaftungsprozesses befinden, und er untermauert diese provokante Hypothese mit Verweisen auf den (neo-)konservativen Diskurs, auf die Alternativbewegung und auf die betrieblichen Bemühungen um *corporate identity*. Diese von ihm beobachteten Vergemeinschaftungsphänomene sind ihm Anlaß, die klassische soziologische Dichotomie von Gemeinschaft und Gesellschaft wieder aufzugreifen und »für eine Soziologie der Gemeinschaft« zu plädieren. In seiner »soziologischen Gedankenführung« zur Rehabilitierung der »soziologischen Grundkategorie Gemeinschaft« begibt er sich auf hochtheoretisches und hochabstraktes Terrain: Er kombiniert eine Begriffsgeschichte mit sozialstrukturellen Analysen. Er geht zurück »zu den Texten« und führt den Diskurs über Gemeinschaft zusammen mit Stationen der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft, Stationen, die Umbrüche und Krisen indizieren. Seine These ist, daß Gemeinschaft als öffentliches Thema und als soziales Projekt immer dann virulent wird, wenn die »Große Krise«, die er im Kontext der Regulationstheorie als Herausbildung eines neuen Akkumulationsmodus deutet, ausbricht.

Vier solcher »Schübe der Gemeinschaftstheorie« stellt er im Hauptteil des Buches vor: Der »erste Schub« fällt zusammen mit der Konstituierung der bürgerlichen

Gesellschaft in Deutschland, die von vielen als Bedrohung und Zerstörung herkömmlicher Lebensformen erfahren wurde und die von der sich gleichzeitig konstituierenden Soziologie zu ihrem ureigenen Gegenstand gemacht wurde. Ferdinand Tönnies und Max Weber sind die großen Gemeinschaftstheoretiker dieser Phase. Den »zweiten Schub« sieht der Autor in der Weimarer Republik und im Faschismus, wo Gemeinschaft zum Projekt radikaler sozialer Bewegungen wurde. Einen dritten Schub macht er – überraschend – im fordistischen Nachkriegsdeutschland ausfindig. Allerdings artikuliert sich dieser Schub nicht öffentlich, sondern er ist untergründig vorhanden in der Trias vom Fortleben der »deutschen Volksgemeinschaft«, der Breitenwirkung der »katholischen Soziallehre« und den weiter bestehenden Betriebsgemeinschaften. Den letzten Schub schließlich erleben wir seit der Krise des fordistischen Regulationsmodells und er tritt uns entgegen als gesellschaftliches Vergemeinschaftungsprojekt des Neokonservatismus, als »alternative Vergemeinschaftung« und als »betriebliche Vergemeinschaftung« (Unternehmenskultur).

Der Autor hat den Bogen des Nachweises gemeinschaftlicher Diskursformationen und gemeinschaftlicher Praxisformen weit – ich meine zu weit – gespannt. Er verknüpft Bewegungen im Ideellen mit empirischen Vorgängen, Ideologeme mit tatsächlichen sozialen Prozessen. Der Schlüssel für diese extensive Verwendung des Gemeinschaftsbegriffes liegt m.E. in seiner eigenwilligen Tönnies-Interpretation. Im Streit darüber, ob die Kategorien »Gemeinschaft« und »Gesellschaft« historisch als »empirische Kulturformen« oder analytisch als »Idealtypen« gegensätzlicher Sozialformen (Willensrichtungen) zu deuten sind, schlägt sich der Autor auf die Seite der idealtypischen Auslegung von Tönnies. Demnach ist Gemeinschaft keine historisch vergangene Form menschlichen Zusammenlebens, sondern Gemeinschaft ist in der Gesellschaft denkbar. Ja, er geht sogar noch weiter und sieht in Tönnies einen Theoretiker, dem es um das Verhältnis von Gesellschaft und Gemeinschaft zu tun gewesen wäre und an den eine ideologiekritische und makrosoziologische Betrachtung auch heute anschließen könne. Nicht thematisiert wird vom Autor hingegen, daß die Tönnies'schen Begriffe »Gemeinschaft« und »Gesellschaft« hoch normativ aufgeladen sind, daß ihnen eine pessimistische kulturphilosophische Konnotation innewohnt und daß seine Fassung von Gemeinschaft zwar durchaus geeignet ist, empirische Phänomene zu beschreiben, daß sie aber für die Analyse der modernen Gesellschaft, also für die »Große Theorie« kein brauchbares Instrumentarium ist. Wenn es dem Autor um das Verhältnis von Gemeinschaft und Gesellschaft geht, dann hätte er viel eher auf Max Weber zurückgreifen müssen, der die Wechselwirkung und Vermischung von Gemeinschaft und Gesellschaft in den Blick genommen hat. »Jede noch so zweckrationale und nüchtern geschaffene und abgezweckte soziale Beziehung (Kundschaft z.B.) kann Gefühlswerte stiften, welche über den gewillkürten Zweck hinausgreifen. Jede über ein aktuelles Zweckvereinhandeln hinausgehende, also auf längere Dauer eingestellte, soziale Beziehung neigt, in freilich höchst verschiedenem Grade, irgendwie dazu.« (Weber 1964, 30) Die Bezugnahme auf Weber freilich verbietet sich für ihn, da ihm nicht an Phänomenen der Vermischung gelegen ist, sondern an der dialektischen Beziehung von Gesellschaft und Gemeinschaft. Sein hintergründiges Thema ist eine Kritik der bürgerlichen Gesellschaft, die notwendig immer wieder Gemeinschaft hervorbringt, sei es als Widerstand des »Blocks lebendiger Arbeit gegen die kapitalistische Durchdringung aller Lebensbereiche«, sei es als Schmiermittel des gesellschaftlichen Systems.

Gemeinschaft und Vergemeinschaftung haben von dieser Warte – die Sozialstrukturanalyse und Ideologiekritik verknüpft – aus immer etwas »Verkehrtes« und »Falsches« an sich. Der Autor versucht durch Rückgriff auf Marx und in einem

Marx-Tönnies-Vergleich nachzuweisen, daß die Theorien der Gemeinschaft ihre Themen aus einer Kritik der Zirkulationssphäre der kapitalistischen Gesellschaft beziehen, daß sie aber nicht vordringen zum Kern dieser Ordnung. Der Diskurs über Gemeinschaft wandelt sich so in einen Diskurs über das Herr- und Knecht-Verhältnis, das durch die Produktion von Gemeinschaftlichkeit in der bürgerlichen Gesellschaft rekonstituiert wird. Denn Gemeinschaft, wie sie der Autor zusammen mit den Altvorderen faßt, »ist ein stark hierarchisierter, führungsorientierter und führungsabhängiger Zusammenschluß von Personen«, in dem affektive Beziehungen vorherrschen, in dem ein gemeinsames kollektives Wir hergestellt wird und der einen äußeren Feind braucht. Die Gemeinschaft übt ihre Mitglieder ein, in der bürgerlichen Gesellschaft zu funktionieren oder sie gibt ihnen Deutungsmuster an die Hand, mit denen Gesellschaft unverstanden bleibt. Auch die Vergemeinschaftungsprozesse, die der Autor aktuell zu erkennen glaubt, besitzen diese Funktion: sie sind eine neue Form der Rettung des Kapitalismus.

Wer auf Grund des Buchtitels erwartet hat, etwas über Gemeinschaften im ausgehenden 20. Jahrhundert zu erfahren, der muß sich enttäuscht sehen. Der Autor legt keine Gemeinschaftsanalyse vor, sondern eine Gemeinschaftsbegriffsanalyse. Hierin überzeugt das Buch streckenweise. Die gegenwärtig stattfindenden Prozesse der Deregulierung, Entstaatlichung und des Wertewandels auf der Makroebene der Gesellschaft sowie die sozialen Formierungsversuche in den (Groß-)Betrieben lassen sich hingegen nicht mit der Kategorie »Gemeinschaft« erfassen. Das Problem des Autors liegt in seiner Verwendung des Gemeinschaftsbegriffs als Kategorie der »großen Theorie«. Hierfür taugt sie in der Tat nicht mehr, ist sie zurecht verblaßt. Bei seinen Bemühungen, sie für die Gesellschaftsanalyse zu rehabilitieren, verstrickt sich der Autor in das Reifikationsproblem. Er sieht (fast) überall Gemeinschaft, wo nur Ideologie zugange ist, wo die ideologischen Apparate das soziale Bedürfnis nach Gemeinschaft instrumentalisieren. Und bei seinem Bemühen, mit ihr die Kritik der bürgerlichen Gesellschaft anzureichern, konstruiert er einen antiquierten Gemeinschaftsbegriff, um ihn um so härter treffen zu können. Den selbst gewählten Dilemmata hätte der Autor aus dem Weg gehen können, wenn er sich damit beschieden hätte, Gemeinschaft als deskriptive Kategorie im Kontext empirischer Sozialforschung zu verwenden. Es gibt sie ja tatsächlich noch, die Gemeinschaft. Sei es in Klein- und Mittelbetrieben, sei es in Regionen, die etwas abseits liegen vom mainstream der Modernisierung, sei es in anderen sozialen Einheiten. Freilich lassen sich die »modernen« Gemeinschaften von heute nicht mehr mit dem Vokabular des 19. Jahrhunderts und nicht mehr mit der pejorativen Begrifflichkeit der Ideologiekritik begreifen. Sie haben heute vielmals ein neues Gewand an, das nicht mehr autokratisch und totalitär durchwirkt ist. Der Autor hätte dies bemerken können, hätte er – statt nach einer neuen Weltformel zu suchen, »einfach Soziologie« (Hondrich) oder sollte man sagen »einfache Soziologie« betrieben. Josef Reindl (Saarbrücken)

Duerr, Hans Peter: Intimität. Der Mythos vom Zivilisationsprozeß II. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1990 (626 S., Ln., 56,- DM)

Wer »Zivilisation« sagt, will »Barbaren« unterdrücken – allzu häufig wurde dieses Urteil blutig bestätigt, so daß »Nacktheit und Scham«, der 1988 publizierte erste Band der auf vier Bände angelegten Kritik am »Mythos vom Zivilisationsprozeß«, der Aufmerksamkeit sicher sein konnte. Die breit gestreute Kritik des ersten Bandes und die direkte Auseinandersetzung zwischen Duerr und Elias, die – angestoßen von Ulrich Greiner – in der »Zeit« geführt wurde, führten zwar zu einem immensen Publikationserfolg (drei Auflagen im Erscheinungsjahr), schufen allerdings mehr

Verwirrung als Klarheit: Weder Duerr noch Elias zeigten sich sonderlich diskussionsfreudig. Die Attraktivität von Duerrs Intervention verdankt sich der berechtigten Kritik am heimlichen Eurozentrismus mancher Schichten von Elias' Werk. Der Vorwurf ist nicht neu; Anton Blok hatte 1981 mit der Behauptung, Elias' Theorie sei »durch und durch ethnozentristisch«, den Amsterdamer Kongreß »Zivilisationstheorien und Zivilisationsprozesse« in helle Aufregung versetzt. Tatsächlich pluralisieren Elias' Schriften nicht hinreichend die Vorstellung vom Zivilisationsprozeß und machen seine Offenheit in Anfang und möglichem Ende nicht genügend deutlich. Von offenen Zivilisationsprozessen müßte die Rede sein, statt den okzidental in seiner globalen Ausbreitung, die keineswegs zivilisiert (im Sinne von friedlich und gewaltlos) vonstatten ging und geht, zum einzigen Zivilisationsprozeß zu machen. Diesen Anstoß Duerrs hat die Elias-Forschung aufgenommen. Elias wegen seines zu monolithischen Zivilisationsverständnisses zum Kolonialideologen zu machen, wie Duerr das in »kann«-Formulierungen zumindest nahelegt (vgl. Band I, 7 und sein Lavieren in Band II, 13f.), trifft die Sache jedoch nicht.

Wer vom zweiten Band Klarheit und eine Ausarbeitung der im ersten Band lediglich angerissenen Kritik-Linien erwartet hatte, wird enttäuscht. Der »Mythenjäger« Duerr kann seine Beute nicht zubereiten. Über den Status seiner Detailbeobachtungen vermag er nichts auszusagen. Umrahmt von Spitzen gegen Intellektuelle und Polemik gegen Elias und seine Verteidiger, legt Duerr erneut einen zum Buch gebundenen Zettelkasten vor, diesmal die chaotisierte Enzyklopädie der Äußerungen weiblicher Scham (Band III wird der »Scham der Männer« gewidmet sein). Duerr schert sich nicht um historische Kontexte und reiht Beispiel auf Beispiel, wobei – wenig rezipientInnenfreundlich – die fremdsprachigen Zitate meist nicht übersetzt sind. So betet er Rosenkranz auf Rosenkranz, daß es auch außerhalb des vom europäischen und US-amerikanischen Zivilisationsprozeß erfaßten Raumes Scham gegeben habe und gebe. Keineswegs handelt es sich hier um ein so unvermitteltes wie evidentes Nebeneinanderstellen von Material, wie Mathias Bröckers in seiner von einer theoriefeindlichen Woge getragenen enthusiastischen Rezension in der *taç* (22.2. 1991) meinte. Duerrs Sperrfeuer von Beispielen ist in hohem Maße suggestiv, vielleicht auch autosuggestiv. Ein Fall mag dies verdeutlichen: »als man im Jahre 1910 in 'Deutsch-Südwest' damit begann, sämtliche Frauen in den Sammel- und Gefangenenlagern der Kolonie gynäkologisch zwangszuuntersuchen, um etwaige Geschlechtskrankheiten festzustellen, protestierte der 'Frauenverein des Deutschen Roten Kreuzes' gegen diese Maßnahme, weil er in ihr zu Recht eine Entwürdigung der Afrikanerinnen sah. Schließlich gelang es dem Verein mit Unterstützung der Rheinischen Missionsgesellschaft und unter Androhung einer Veröffentlichung der Maßnahme, die Untersuchung auf Prostituierte zu beschränken.« (108f.) Das Beispiel soll die Scham der Afrikanerinnen belegen, zeigt aber nur die christliche Partialmoral der Kolonistinnen. Häufig klaubt Duerr sein Material wahllos zusammen, so wenn stellvertretend für »viele Psychoanalytiker«, die das »Nacktheitstabu« auf die Erziehung zurückführen, statt – wie Freud – Körperscham für hereditär fixiert zu halten (vgl. 265f.), ausgerechnet der Chefideologe einer Sekte namens »Bund gegen Anpassung« (ehemals »Reichistisch-Marxistische Initiative«), Fritz Erik Hoevens, zitiert wird (477).

Merkwürdig blaß bleibt Duerr, wenn es um den aktuellen Stand von Zivilisationsprozessen und solchen der Entzivilisierung (vgl. Stefan Breuer in *Leviathan*, SH 9/1988) geht, so im §9 »Gynäkologie und 'Affektstandard' im 20. Jahrhundert«. Und den Ambivalenzen sexueller Liberalisierung wird er ganz und gar nicht gerecht; hier findet er lediglich »Vermarktung der Sexualität«, »Hedonismus« (260) und einen

»Erosionsprozeß« (269). Daß ein Autor aus dem Land der rosa Winkel die »'Liberalisierung' der Homosexualität« nur in den Kontext der »Herabsetzung aller Hemmschwellen, die dem Konsum im Wege stehen könnten« (260) stellt, ansonsten homosexuellenfeindliche Klischees zur 'Entstehung' von Homosexualität mit Fundstücken aus seinem Schatzkästlein von Leonardo da Vinci bis Dalí illustriert (vgl. 203), könnte ihm in der eigenen Denunziationslogik von »kann«-Formulierungen (vgl. Band I, 7) das Urteil einbringen, er könne Homophobie bestärken, was Duerr im Anmerkungsapparat auch zu ahnen scheint (vgl. 446).

Duerr stellt die These von der Scham als Wesensmerkmal des Menschen auf; deren Beweis bleibt er schuldig. Auch der mit charakteristischen distanzierenden Anführungszeichen überschriebene § 16 des zweiten Bandes, »'Theorie' der Körper-scham«, der eine »'funktionale' These« anreißt, klärt die kulturgeschichtliche(n) Grundthese(n) nicht. Duerr bekundet lediglich, er stelle keine Umkehrthese zum Zivilisationsenthusiasmus auf, auch keine in eine Evolutionskurve übertragbare Konzeption historischer Veränderungen. Was er nun vertritt, welche alternativen Interpretationshypothesen und -modelle, hält Duerr offen. »Ich glaube nicht, daß die Frage, ob die Körperscham 'genetisch fixiert' ist, gegenwärtig entschieden werden kann.« (269)

Was bleibt von Duerrs Intervention, wenn der Pulverrauch der Feuilletonschlacht sich verzogen hat? Karl-Siegbert Rehberg sieht (in *Psychologie heute* 12/1991) die Schwäche im Mangel an einer »Formtheorie«. Daher verlängere Duerr »die immer falsche Opposition von anthropologischen Universalien und historischen Verhaltens- und Mentalitätsänderungen«. Rehberg schlägt vor, sich zu dieser anthropologischen Grundlagenreflexion bei Helmuth Plessner zu informieren. Vielleicht wird dieser Vorschlag im anstehenden Plessner-Gedenkjahr 1992 aufgegriffen – so könnte eine Debatte entstehen, die diesen Namen auch verdient. Alfred Schobert (Aachen)

Holub, Robert C.: Jürgen Habermas – Critic in the Public Sphere. Routledge, London, New York 1991 (210 S., br., 9,99 £)

Jürgen Habermas ist in der angelsächsischen Welt nicht unbekannt, wichtige Schriften sind übersetzt, und Autoren wie Thomas McCarthy, David Ingram und Stephen White haben Beachtliches zu Habermas verfaßt. Gleichwohl fehlte (eigentlich nicht nur dort) bislang eine Studie, die den Theoretiker der Öffentlichkeit gleichzeitig auch als Kritiker *in der Öffentlichkeit* analysiert. Diese Lücke will Holub schließen. Der an der University of California in Berkeley lehrende Heine-Experte und Verfasser eines Standardwerks zur Rezeptionsästhetik hat damit auch für sich selbst Neuland betreten.

Das Buch handelt hauptsächlich von den Debatten, in denen sich Habermas im Lauf seiner Biographie engagierte. Vorangeschickt ist eine Einleitung, in der zwei Schwerpunkte Habermasschen Denkens herausgearbeitet werden: der Strukturwandel der Öffentlichkeit und die Theorie des kommunikativen Handelns. Abgeschlossen wird die Einleitung mit einem Hinweis auf eine Rezension von 1953, in der Habermas die Wiederauflage von Martin Heideggers »Einführung in die Metaphysik« (1935) zum Anlaß nahm, die Kontinuität im philosophischen und politischen Denken Heideggers und seine Affinität zum Nationalsozialismus bloßzulegen. Heidegger revozierte damals mit einer (heute erwiesenen) Unwahrheit über explizit pronazistische Teile seines Manuskripts. Diese Begebenheit ist für Holub ein Vorzeichen des intellektuellen Weges von Habermas, der in den folgenden dreieinhalb Jahrzehnten nicht müde wurde, regressive Tendenzen in der Bundesrepublik anzugreifen und die Demokratie zu unterstützen. Dem folgt ein (zweites) Kapitel über

den Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Holub zeigt wie Habermas in der Kontroverse mit Hans Albert bereits eine typische Art der Diskussion entwickelt, in der er zwar die Gesamt-Argumentation seines Kontrahenten zurückweist, aber einzelne Elemente und Argumente aus dessen Arsenal übernimmt (in diesem Fall eine Relativierung der Dialektik als Logik und Methode). Nicht ganz so deutlich wird dieser Eindruck im dritten Kapitel, das der Debatte mit Hans-Georg Gadamer über Ideologie und Interpretation gewidmet ist. Holub verweist auf spätere Relativierungen der Hermeneutik in der Theorie des kommunikativen Handelns. Das vierte Kapitel handelt von der Auseinandersetzung mit der Studentenbewegung von 1968: Habermas habe zwar einerseits den Protest als zu mechanistisch und engstirnig gegenüber dem Westen und der Dritten Welt gesehen, aber andererseits die Protestbewegung als Eröffnerin eines Dialogs in und mit einer starren Gesellschaft gewürdigt. Im fünften Kapitel über »Systeme und Gesellschaft« geht es um die Habermas-Luhmann-Kontroverse. Nun schon nicht mehr so überraschend will Holub nachweisen, wie Habermas' Kritik an der Systemtheorie auch schon seine spätere Klassifizierung von »System« erleichtert, wie er Luhmann kritisiert und gleichzeitig viel von ihm lernt – oder gar modifiziert übernimmt. Ähnliches gilt dann auch für Habermas' Konzept von »Lebenswelt« im Verhältnis zu Alfred Schütz. Sechstens wird die Debatte mit Jean-François Lyotard um die Postmoderne zum Thema: Habermas wolle zeigen, daß die postmoderne Flucht aus der Moderne sich selber in Widersprüchen aufgibt. Letzter Gegenstand ist der Historikerstreit der achtziger Jahre; Holub warnt davor, daß der »Sieg« von Habermas und den (im amerikanischen Sinne, also sozial-) »liberalen« Historikern im Streit um die Einzigartigkeit des deutschen Nationalsozialismus und den »Verfassungspatriotismus« sich in eine »Niederlage« verwandeln könnte – durch verschiedene Formen des mit der deutschen Vereinigung verbundenen Neo-Nationalismus.

Dem Buch fehlt eine Zusammenfassung, die den Grundgedanken erläutert und die Pluralität der Habermasschen Quellen wie seine theoretische Integrationsfähigkeit reflektiert. Es ist aber ein Werk, das über eine Einführung in Habermas' Tätigkeit als Kritiker in der Öffentlichkeit weit hinausgeht. Eine Übersetzung ins Deutsche wäre zur Verbreiterung der Diskussion sicher nützlich. Volker Gransow (Berlin)

Bourdieu, Pierre: Die Intellektuellen und die Macht. Hrsg. von Irene Dölling. VSA-Verlag, Hamburg 1991 (124 S. br., 24,80 DM)

Bei Wagenbach ist bereits 1989 eine Aufsatzsammlung Bourdieus »Über die Verantwortung des Intellektuellen« erschienen. Seither hat er mit »La noblesse d'Etat« (vgl. die Rezension in *Argument* 180) seine zweite große Untersuchung moderner Gesellschaften nach »La Distinction« (vgl. *Argument* 140) vorgelegt. Auf beide Werke geht er auch in dem vorliegenden Bändchen ein, das Vorträge enthält, die Bourdieu im Oktober 1989 in Ost-Berlin hielt, sowie zwei Interviews.

Im ersten Interview denkt Bourdieu über die historische Rolle und Mission der Intellektuellen nach, über Verhalten im Mai '68 und während der Studentenproteste in Frankreich 1986. Er konstatiert die Existenz einer »Internationalen der Rechten, der Technokraten« (29), und interpretiert seine Zeitschrift »Liber« als Kern einer Gegen-Internationale, als »internationales Netzwerk« (61). Die rechtsintellektuelle Internationale bestehe aus »organischen Intellektuellen« des Staatsadels, d.h. der Hoch-Technokratie (59f.). Den Intellektuellen betrachtet Bourdieu als ein »paradoxes Wesen« (41) und die klassische Alternative von reiner Kultur und Engagement als obsolet. Bourdieu streitet wider substantialistisches Denken, gegen eine Behandlung sozialer Klassen als »Essenz«, als Population, und plädiert statt dessen für eine

Konzentration auf Relationen (33f.). Diese relationale Denkweise habe er in seinen Studien zur Anwendung gebracht: Er löste den einheitlichen Block »herrschende Klasse« auf in verschiedene Fraktionen und rekonstruierte ihre Beziehungen zueinander und ihre Kämpfe untereinander. Ihn interessiert die Reproduktion dieses Machtgeflechts, einerseits rein familiäre Reproduktion, andererseits familiäre unter Gebrauch der Schule.

Leider sind den Übersetzern gravierende Fehler unterlaufen, so übertragen sie regelmäßig »Grandes écoles« als »große Schulen« (ab 69), auch von »kleinen Schulen« ist die Rede (89); HEC wird stets falsch entschlüsselt (72, 75, 80 etc.); viele Galiliszismen wären vermeidbar gewesen (Konsekration taucht 80 auf, wird aber erst 118 erklärt; Askription 81 etc.). Für Bourdieu-Liebhaber ist das Bändchen verdaulich, für Einsteiger ist der Griff zum Wagenbach-Büchlein anzuraten, das seine Hauptbegriffe (Habitus etc.) bestens erläutert, interessante »Kostproben« aus seinen Studien bietet und mit einer tadellosen Übersetzung aufwartet.

Wolfgang Kowalsky (Berlin)

Richter, Götz: Die lineare Zeit. Eine Untersuchung zum Zusammenhang von Zeitform und Entfremdung. Argument-Verlag, Hamburg 1991 (106 S., br., 24,- DM)

Man redet und schreibt, dies kennt man ja aus vielerlei Zusammenhängen, am meisten über das, was einem zum Problem geworden ist. In der wissenschaftlich-kulturellen Szene ist dies in den letzten Jahren – quer durch die Disziplinen – das Thema »Zeit«. Die herrschende und die uns beherrschende Zeitkultur, von der man häufig den Eindruck hat, sie sei eine *Zeitunkultur*, ist problematisch geworden. Zoll spricht von der »Krise der Zeiterfahrung«. Diese Krise ist grundsätzlicher als viele jener Phänomene, denen wir sonst dies Etikett anheften. Wo und auf welche Weise etwas erlebt und erfahren wird, immer wird es in der Zeit erlebt und erfahren.

Die Formel »Krise der Zeiterfahrung« benennt den grundlegenden Zusammenhang zwischen individueller und kollektiver Erfahrung und individuellem und kollektivem Handeln. Zeiterfahrung und Zeithandeln ist gesellschaftlich-historisch geprägt. Dies macht Richter in seiner Untersuchung auf plausible Weise deutlich. Er belegt mit seiner Analyse die Maxime des kapitalistischen Verwertungsprozesses im Hinblick auf die Beziehung von Zeit und Subjekt, so wie sie von Marx im *Elend der Philosophie* prägnant formuliert wurde: »Die Zeit ist alles, der Mensch ist nichts mehr, er ist höchstens noch die Verkörperung der Zeit.« Die Herrschaft der linearen Zeitökonomie, nicht nur im Produktionssektor sondern auch im Distributions-, im Konsum- und im Bildungsbereich ist Richters Thema. Das lineare Zeitmuster greift über die Arbeit in unser gesamtes Leben ein, es bestimmt unser zeitbezogenes Selbst- und Wirklichkeitsverständnis. Chaplin hat dies in den »Modernen Zeiten« grandios ins Bild gesetzt. Moderne Zeiten sind Zeiten der Beschleunigung, der Hetze, des Zeit-Taktes. Richter zeichnet in seiner Schrift, die aus einer Diplomarbeit an der Universität Bremen hervorgegangen ist, den Zusammenhang der Entwicklung von linearer Zeit und Entfremdung nach. Diese Entwicklung der Zeitform analysiert er in engem Zusammenhang mit der Entwicklung gesellschaftlicher Prozesse. In dem Maße wie das lineare Zeitsystem sich gesellschaftlich durchsetzt, verwandeln sich die sozialen Verhältnisse in verdinglichte Beziehungen (Warenverhältnisse). Die konkrete (zyklische) Zeit wird enteignet, das lineare Zeitmodell wird den Subjekten häufig gegen ihren Willen aufgezwängt. Die Geschichte des blauen Montags und dessen Austreibung – die Richter leider nur kurz streift – ist dafür ein überzeugend trauriger Beleg. Diesen Prozeß der zunehmenden Abstraktion von Zeitrhythmen innerer Natur zugunsten eines linearen Zeittaktes als Lebensmodell bezeichnet

Richter als Entfremdung. »Die lineare Zeit ist gesellschaftliche Verfügung über Subjekte und Subjektivität ... Die Verdinglichung fließt über die Zeitform des Kapitalismus in Freizeit wie in Arbeitszeit in die sozialen Beziehungen strukturierend ein.« (4)

Die Schrift ist gut und leicht lesbar und als Einstieg in die Thematik »Zeit und Lebensform« geeignet. Manchmal verfällt der Autor selbst jener Linearität in der Argumentation, die er beim Umgang mit der Zeit kritisiert. Die flächendeckende Realisation linearer Zeitmuster ist bei aller Problematik nicht nur als Verfalls-geschichte (zunehmende Entfremdung) darzustellen. Die Untersuchung wäre vollständiger, würden auch die neuen Denk- und Handlungsmöglichkeiten untersucht, die lineare Zeitmuster eröffnet und etabliert haben. Es fehlt z. B. eine Argumentation im Hinblick auf die Arbeitszeitverkürzung, ein Thema das sich nicht nur unter dem Aspekt zunehmender Entfremdung diskutieren läßt. Entfremdet müssen sich in Richters Schrift alle jene Autoren vorkommen, die von ihm im Text zitiert werden, aber in den Anmerkungen nicht mehr auftauchen. Dies geschieht mehrmals am Ende einzelner Kapitel.

Das Buch ist trotzdem lesenswert und es zeigt nicht zuletzt, daß an den Universitäten immer noch profundes Denken und Schreiben möglich ist. Man wünschte sich viele solcher Diplomarbeiten.

Karlheinz Geißler (München)

Erziehungswissenschaft

Cremer, Christa, Christiane Bader und Anne Dudeck (Hrsg.): Frauen in sozialer Arbeit. Zur Theorie und Praxis feministischer Bildungs- und Sozialarbeit. Juventa Verlag, Weinheim. München 1990 (212 S., br., 29,80 DM)

Hiermit liegt die erweiterte Dokumentation einer Fachtagung an der Fachhochschule Nordostniedersachsen/Lüneburg, Fachbereich Sozialwesen vor, die unter dem Motto »In Widersprüchen leben und arbeiten« stand. 150 Frauen waren zusammengekommen, um unter dem Aspekt zu diskutieren: Sozialarbeit gilt als Frauenberuf – also machen wir ihn doch dazu, indem Frauen auch in den oberen Rängen der Hierarchie den Ton angeben. Gleichzeitig veröffentlichen die Herausgeberinnen einen Teil ihres umfangreichen Praxisforschungsprojekts »Frauen in der sozialen Arbeit« am Fachbereich Sozialwesen. Ziel ist, »das Berufsfeld sozialer Arbeit dahingehend zu befragen, inwieweit sich für Frauen in der Berufspraxis Arbeitsbedingungen herstellen, die es ihnen gegenwärtig und zukünftig ermöglichen, eine Berufsbiographie zu realisieren, die existentielle Sicherheit mit der Möglichkeit zu größerer Professionalität, Kompetenz und Verantwortlichkeit verbindet« (10).

Ausgehend von den Besonderheiten des weiblichen Lebenszusammenhanges, d. h. der Verbindung von Familie bzw. Lebensformen mit oder ohne Kinder und Beruf, werden in den einzelnen Beiträgen Fragestellungen aufgegriffen, die die Bedingungen thematisieren, unter denen Frauen in der Bildungs- und Sozialarbeit arbeiten. Gleichzeitig werden die Erfahrungen, wie Frauen diese Bedingungen leben, analysiert und die Auswirkungen einer sich ständig verändernden Arbeitsmarktstruktur auf die Berufssituation von Frauen bezogen. Das Buch ist auch als Beitrag zu feministischer Theoriebildung im Berufsfeld sozialer Arbeit zu lesen, ein Forschungsbe-reich, der noch wenig bearbeitet ist. Der besondere Blick auf Arbeits- und Berufsstrukturen sozialer Arbeit und die darin handelnden Frauen ist für die Herausgeberinnen im gesamten Feld feministischer Theoriebildung und Forschung eingebettet (12). Sie stellen in ihrem einleitenden Beitrag ihren derzeitigen Standort im

Verständnis feministischer Forschung und Wissenschaftskritik dar und setzen sich mit den Geschlechterverhältnissen in der sozialen Arbeit, mit den strukturellen Veränderungen des Sozialstaates, mit der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung und der Bedeutung der Kategorie des Widerspruchs auseinander. Sie sind mit *Frigga Haug* und *Kornelia Hauser* der Meinung: »In einer Gesellschaft, die dem Offizialkurs nach keine herrschaftlichen Geschlechterverhältnisse mehr kennt und gleichwohl durch und durch patriarchalisch organisiert ist, brechen die Widersprüche überall auf. Sie zu begreifen, bedarf der Forschung mit den Erfahrungen von Frauen« (38).

Der Beitrag »Frauen in der Geschichte der Sozialen Arbeit – zwischen Anpassung und Widerstand« von *Monika Simmel-Joachim* gibt einen Rückblick in die Geschichte der »ersten« Frauenbewegung, in welcher der Begriff der »geistigen Mütterlichkeit« im politisch-programmatischen Sinn für die Entstehung der modernen Frauenberufe wesentlich war. Die »neue« Frauenbewegung habe in die soziale Arbeit einen enormen Impuls zur Politisierung getragen, durch den ganz spezifische Benachteiligungen von Frauen *in* und nicht zuletzt *mittels* der sozialen Arbeit deutlich werden. Es sei aber zu fragen, ob sich aus diesen Impulsen Alternativen zu den herrschenden Formen der Versorgung, Betreuung und Bevormundung entwickeln können. Sie stellt die polemische These auf, daß alles, was in den Sog der professionellen Sozialarbeit gerate, sich seines politischen Gehaltes entleere. Es werde betreut, wo öffentlich gestritten werden sollte, die Ohnmacht werde beklagt, anstatt um die Macht zu kämpfen (43). Zwar könne sozialer Arbeit nicht die Aufgabe gesellschaftlicher Veränderung zugewiesen werden, gleichwohl plädiert die Verfasserin für parteiliche Politik. Die in sozialer Arbeit tätigen Frauen werden aufgefordert, die Möglichkeiten politischer Einflußnahme auszumachen und offensiv zu nutzen, sich öffentlich für allgemeine Interessen einzusetzen, Bescheidenheit und damit oft verbundene Formen von Ängstlichkeit zu überwinden, sich hinauszuwagen in Räume von Konkurrenz und öffentlichem Auftritt (vgl. 57).

Die Beiträge unter dem Motto: »Eine Mehrheit wird zur Minderheit ...?« setzen sich mit den Geschlechterverhältnissen im sozialen Beruf, den Berufschancen im Arbeitsfeld Heimerziehung und der Frage nach dem Älterwerden in der sozialen Arbeit auseinander. In der Analyse der Sozialarbeit als Frauenberuf beschäftigt sich *Ursula Rabe-Kleberg* mit der Segmentierung sozialer Berufe nach dem Geschlecht, mit der Frage, wie ein Beruf zu einem Frauenberuf wird, und mit den Verhältnissen, unter denen Frauen und Männer ihre berufliche Arbeit erbringen. Es wird deutlich, daß der Versuch, Frauen- und Männerberufe nach dem Inhalt der Tätigkeit zu unterscheiden, »falsch« ist; das Entscheidende seien gesellschaftliche Prozesse und Machtverhältnisse und die sich daraus ergebenden Zuweisungen von Berufen an Frauen und Männer und die darin enthaltenen Positionen (62f.). Bezüglich der Handlungsperspektiven von Absolventinnen sozialer Ausbildung sei die Tatsache, daß sich soziale Arbeit zunehmend projektförmig umstrukturiere, besonders zu beachten. Denn diese veränderten Bedingungen forderten auch Managementfähigkeiten (Planen, Analysieren, Verwalten, Verhandeln, Durchsetzen). Diesen Anforderungen müßten sich Sozialarbeiterinnen stellen, wollten sie sich nicht selber im Weg stehen und zusehen, wie Sozialarbeit sich zu einem Männerberuf entwickle.

Konzepte beruflicher Aus- und Weiterbildung müssen die Lebenszusammenhänge von Frauen miteinbeziehen, wenn »Der Widerspenstigen Bildung« nicht zu »widerspenstiger Bildung« werden will. In diesen Beiträgen wird u.a. die Frage gestellt, warum Frauen im Bereich von beruflicher Weiterbildung deutlich unterrepräsentiert sind; es wird gefragt (179), ob bei Frauen, die doch in sozialen und pädagogischen

Arbeitsfeldern erfolgreich neue Hilfs-, Dienstleistungs- und Bildungsangebote für Frauen aufgebaut hätten, kein Interesse bestünde, ihre Fähigkeiten, ihre Kompetenzen in der Sozial- und Bildungsarbeit mit Frauen zu erweitern und zu professionalisieren. Oft genug noch zahlten Mitarbeiterinnen – insbesondere aus den autonomen Projekten – die Fortbildung aus eigener Tasche. Oft genug blieben Lebenssituation und Lerninteresse der Frauen bei der Konzeption von Weiterbildungsangeboten außen vor.

So wie die Tagung lebendig, offensiv und feministisch war, so liest sich diese Buch! Es verknüpft informative Analyse mit handlungsleitenden, politisch orientierten Arbeitsperspektiven in der feministischen Bildungs- und Sozialarbeit. Es regt an, die eigenen Arbeitsbedingungen gegen den Strich zu bürsten.

Margret Wens (Hamburg)

Metz-Göckel, Sigrid, und Elke Nyssen: Frauen leben Widersprüche. Zwischenbilanz der Frauenforschung. Beltz Verlag, Weinheim, Basel 1990 (237 S., br., 29,80 DM)

Das Buch ist hervorgegangen aus einer dreisemestrigen Vorlesungsreihe der beiden Professorinnen (die erste ist Leiterin des Hochschuldidaktischen Zentrums, die zweite lehrt Erziehungswissenschaften an der Universität Dortmund) und orientiert sich an Lebensläufen von Frauen, beginnend mit einem Beitrag über Sozialisation, gefolgt von den Themen: Schule (Nyssen), Berufsfindung, Technik, Lebensformen (Metz-Göckel), »Frauen zwischen Beruf und Familie« und endend mit einem Kapitel über »Frauen im Alter« (Nyssen). Ein Vorteil dieser Anlehnung an die chronologisch geordneten Abschnitte im Leben von Frauen liegt darin, die Errungenschaften der Frauenforschungen ins Verhältnis zum konkreten Leben setzen zu können.

In der gemeinsamen Einleitung geben die Autorinnen eine Einschätzung zum Stand der Frauenforschung: »Wir können nicht behaupten, daß die Frage geklärt ist, welche Strukturkategorie für das Leben von Frauen prägender ist, die Schichtzugehörigkeit, die Berufsposition oder die Geschlechtszugehörigkeit – im Gegenteil, hier liegt eine der vielen offenen Fragen und eine der Dissonanzen innerhalb der Frauenforschung. Aber eindeutig ist die Abkehr – real und in der Analyse – von einer weiblichen Normalbiographie und von einer Orientierung am männlichen Lebenslauf als Maßstab der weiblichen Lebensgestaltung. Statt dessen findet eine Konzentration auf Widerspruchsbalancierungen und Widerspruchsanalysen von Gleichzeitigem und Ungleichzeitigem und von Angleichung und Differenzierung zwischen den Geschlechtern statt.« (21) Positiv bewertet wird die Orientierung der Frauenforschungen hin zu einer differenzierteren Betrachtung weiblichen Lebens und die Entwicklung, Geschlechterverhältnisse in den Vordergrund zu rücken. Damit komme auch die »Männerfrage« zur Sprache mit der Orientierung, die Gesellschaft so umzugestalten, daß »Männer ... Partner von emanzipierten Frauen sein können« (21f.).

Die Beiträge unterscheiden sich in der Vorgehensweise. Einige (wie »Aufwachsen im System der Zweigeschlechtlichkeit«) stellen verschiedene Positionen und Entwicklungen in den Frauenforschungen vor; so sei z. B. die Annahme der Prägung von Individuen durch die Vorstellung von deren Selbsttätigkeit abgelöst worden (28). Das Konzept einer mit dem Erwachsenwerden abgeschlossenen Sozialisation sei ersetzt worden durch das des lebenslangen Lernens, so daß »die Möglichkeit entscheidender Veränderung auch noch in späteren Lebensjahren« sichtbar werde (29). Andere Beiträge beschreiben überwiegend die Lebenssituationen von Frauen und verweisen so implizit auf offene Fragen, z. B. die nach den Erfahrungen alter Frauen.

Deutlich werden sowohl Errungenschaften als auch Defizite und Entwicklungen in

den Frauenforschungen. So gehe die feministische Schulforschung »generell von der Benachteiligung der Mädchen bzw. in jüngster Zeit verstärkt vom Nicht-Ausschöpfen der intellektuellen und sozialen Potentiale von Mädchen« aus (59). Kaum eine Berücksichtigung hätten bisher die Schichtzugehörigkeit der Mädchen oder die unterschiedlichen »Lebensentwürfe« von Mädchen und Jungen gefunden. Letztere aber erhalten Bedeutung bei der Berufsfindung der Geschlechter. Mädchen bereiten sich zwar nicht mehr ausschließlich auf ein Familienleben vor, sondern zugleich auf einen Beruf, dennoch stehen ihnen noch lange nicht alle Berufe zur Verfügung. Selbst Frauen, die sich im Rahmen eines Modellversuches (seit den siebziger Jahren) in einem Männerberuf ausbilden lassen, müssen mit einer viermal höheren Wahrscheinlichkeit als Männer rechnen, keine Arbeitsstelle im Ausbildungsberuf zu finden (115). Bei den Fragen nach der Berufswahl wird auch deutlich, inwiefern die beruflichen Möglichkeiten und die Berufswünsche der Frauen auseinanderklaffen. Der von Mädchen favorisierte Ausbildungsberuf der Verkäuferin ist selten erste Priorität bei der Berufswahl und wird letztlich auf Grund des geringen Lehrstellenangebotes in anderen Berufen ergriffen. Sigrid Metz-Göckel schlägt vor, die »Kräfteverhältnisse« zwischen subjektiven Wünschen, gesellschaftlichen Angeboten und den realisierbaren Möglichkeiten zu erforschen (vgl. 131). Insgesamt orientieren die Autorinnen auf eine differenzierte Sichtweise und auf die Erforschung von Zusammenhängen zwischen Bedingungen, unter denen Frauen leben, und ihren konkreten Erfahrungen und Vorstellungen.

Für gelungen halte ich den Versuch, sich das Alltagsleben der Frauen daraufhin anzusehen, inwieweit es sich durch implizite und explizite Einflüsse von Frauenforschungen verändert hat: breitere Zugänge von Frauen in mehr gesellschaftliche Bereiche, veränderte geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen, erweiterte Ausbildungschancen. Eine Gefahr sehe ich allerdings darin, empirische Entwicklungen nicht ins Verhältnis zu theoretischen Erkenntnissen zu setzen. So ist mir z.B. der Vorschlag nicht nachvollziehbar, Familie einerseits als einen »Ort der Reproduktion« »ungleicher Lebensbedingungen« zu kritisieren und sie zugleich (auf Grund empirischer Studien) als »potentielle Alternative« im Zusammenleben der Geschlechter zu verstehen, die in die Richtung einer »egalitären Binnenstruktur« verweist (184). An dieser Stelle wird ein Mangel in vielen Ansätzen der Frauenforschung deutlich, den das Buch nicht expliziert: Brauchen wir im Kontext einer Analyse der Strukturen nicht auch eine Analyse der Formen, in denen Frauen leben?

Ich möchte dieses Buch allen Studentinnen empfehlen und an die Frauenforscherinnen die Frage weitergeben, inwiefern es produktiv wäre, auch in anderen Disziplinen oder mit anderen Schwerpunkten »Zwischenbilanzen« zu erstellen, auch um immer wieder kritisch feststellen zu können, wo sich Frauenforschung gerade befindet und wohin wir wollen.

Barbara Ketelhut (Hamburg)

Klier, Freya: Lüg Vaterland – Erziehung in der DDR. Kindler Verlag, München 1990 (206 S., br., 28,- DM)

Im Zusammenhang mit der deutsch-deutschen Vereinigung stellt die Autorin fest: »Schon im Akt des Wiedererkennens spüren sie das Fremde, das zwischen ihnen steht.« (11) Und wenn sich schon nicht das Fremde in »Eigenes« überführen läßt, so sieht die in der DDR ehemals freischaffende Theaterregisseurin – 1988 ausgebürgert – doch im gegenseitigen Verständnis ein Mittel zur wechselseitigen Verständigung, zu dem sie einen Beitrag liefern möchte. »Wir ahnen, daß wir uns tief zu unseren Wurzeln hinuntergraben müssen. Und mag der Schlüssel zum Verständnis des westlichen Teils Deutschlands im alles beherrschenden Spiel seiner Wirtschaft zu finden

sein – der Schlüssel zum Verständnis seines östlichen Teils liegt in der Erziehung.« (13) Gegenstand ist das Erziehungs- und Bildungswesen bzw. das Spannungsfeld von Staat und Schule in der ehemaligen DDR. In einem Rekurs auf die Geschichte der Bildungs-Ideen führt Klier beginnend bei der französischen Revolution und Condorcet vor, wie sich ursprünglich utopisch-egalitäre Bildungsideale in der Praxis immer wieder an der politischen Realität von Herrschaft und an den wirtschaftlichen Notwendigkeiten eines internationalen Konkurrenzkampfes zwischen ideologisch gegensätzlichen Systemen abschleifen mußten, bis von ihnen nur ein propagandistisches Skelett übrigblieb. Und obwohl (oder gerade weil) Freya Klier ihren sozialistischen Standpunkt auf der Seite der unterdrückten Schüler-, Studenten- und z.T. auch der Lehrerschaft durchgehend beibehält, entsteht an keiner Stelle der Eindruck einseitiger Geschichtsschreibung, sondern wird jede bildungspolitische Bewegung innerhalb der SBZ, später DDR, als Folge von Verstrickungen mit internationalen Entwicklungen geschildert. Das führt schon mal dazu, daß der Gegenstand Bildung über Seiten hinweg vorübergehend in den Hintergrund tritt, zugunsten der Darstellung spezifischer historischer Ereignisse, z.B. der Intrigen um die Komintern und Walter Ulbricht.

Als Belegmaterial dienen Freya Klier sowohl Dokumentationen (z.B. zu Fragen des Erziehungs- und Bildungswesens in der DDR), Kongreßreden wie auch Aussagen von Zeitzeugen (z.B. Rosa Luxemburg, Wolfgang Leonhard und Margarethe Buber-Neumann). Auch ein ehemaliger Neulehrer kommt in einem Interview zu Wort (einer aus jener Lehrergeneration also, die nach der Säuberungsaktion an den Schulen der SBZ in einem Schnellverfahren auf den Lehrerberuf umgeschult wurden); darin wird vorgeführt, wie die Wahrnehmung von Realität zugunsten von Widerspruchsfreiheit verdreht und uminterpretiert werden kann.

Trotz solcher Ausflüge in den Schulalltag beschreibt Freya Klier im wesentlichen nicht die Erfahrungsebene, sondern die von System und Systematik. Dies mag mit ein Grund dafür sein, daß die Frauenfrage so gut wie ausgeklammert bleibt, obwohl der LehrerInnenberuf auch in der DDR überwiegend von Frauen ausgeübt wurde. Weder die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung noch die geschlechtsspezifische Segregation von Berufen ist Thema der vorliegenden Studie. Die Lehrenden werden das ganze Buch hindurch konsequent männlich »gesprochen« – was um so mehr erstaunt, als eine »Überfeminisierung des Schulbereichs« (168) explizit erwähnt wird. Gegen Ende des DDR-Regimes nahmen fast ausnahmslos Frauen die DirektorInnen-Sessel der Erweiterten Oberstufe ein. Freya Klier bestätigt Bekanntes: Daß die Gleichberechtigung der Frau in der DDR bloß programmatischer Natur war und ihren wesentlichen Zweck in der Freisetzung ihrer Arbeitskraft wie in der frühestmöglichen Übernahme der Erziehung durch den Staat hatte (vgl. III); daß auch »im 'Sozialismus' .. die Frau gegenüber dem Mann noch immer unsozialistisch unterqualifiziert« ist, was sie als »pikante Nebeninformation« (164) bezeichnet. Fraglich ist, ob die Persönlichkeiten, die hier zur Disposition stehen und die Freya Klier uns näherbringen möchte, sich ausschließlich unter dem Einfluß *staatlicher* Erziehungseinrichtungen herausgebildet haben. Der Einfluß des (geschlechtsneutral dargestellten) Elternhauses wird erst dort erwähnt, wo sie sich die Frage nach den Einstellungen, Haltungen und Gefühlen der DDR-Jugendlichen zum Zeitpunkt des Umbruchs stellt: Hier finden sich gerade jene Minderheiten unter den Jugendlichen als »durch das Elternhaus geprägt« beschrieben. »die der Partei zäh Informationen und Spielräume abtrotzten und sich dabei weder durch kurze Inhaftierungen noch durch Ordnungsstrafen abschrecken ließen.« (191) Geschlechtsspezifische Einzelheiten finden sich in einer Typologie der LehrerInnenschaft, die Freya Klier an Hand einer illegalen

Umfrage unter den DDR-Jugendlichen in den Jahren 1986/87 herausarbeitete: Hier werden Grundtypen wie der »Durchschnittslehrer«, der »Zyniker«, der »Glücksfall« und die »rote Socke« jeweils hinsichtlich der Geschlechter unterschieden (168). Immerhin sei der aufgeschlossene, gerechte und tolerante, leider auch seltene Glücksfall »fast ausschließlich« weiblich.

Eine der wesentlichen Stärken des Buches besteht m. E. in der Herangehensweise, die gegen Ende leider etwas aufgegeben wird: dem Herausarbeiten widersprüchlicher Entwicklungen bildungspolitischer Ideen und Praxen vor dem Hintergrund nationaler und internationaler historischer Entwicklungen. Dies erlaubt es, sowohl die Möglichkeiten als auch die Grenzen bildungspolitischer Ideen/Ideale zu reflektieren. So wird am Beispiel von Makarenko (dessen Erziehungs-Modell von Stalin favorisiert und, seines inneren Kerns entkleidet, landesweit durchgepeitscht wurde) vorgeführt, daß selbst ein rigider, militärisch-straff durchorganisierter Kollektivismus die Zustimmung des einzelnen dann finden kann, wenn Not-Wendigkeiten ihn verlangen, dem Kollektiv demnach eine gemeinschaftliche, dem einzelnen einsichtige und in ihren Resultaten unmittelbar erfahrbare Zielsetzung zugrundeliegt und es weitgehend ohne Hierarchien arbeitet. Makarenkos Kommune-Experiment habe unter seinen Schülern zwar ein stets auch auf andere gerichtetes Bewußtsein und eine hohe Sensibilität gegenüber Schwächeren, jedoch – wie Makarenko selbst bedauernd feststellte – keine Individualisten, also weder Maler noch Schriftsteller, hervorgebracht. Gut gelungen ist m. E. auch die Herausarbeitung von Formen des Widerstands und der Anpassung, der Resignation und Unterordnung der SchülerInnen-, StudentInnen- und LehrerInnengenerationen, die unter der Verkehrung ursprünglich progressiver Bildungs- und Erziehungsideen aufwachsen mußten.

Eva Wollmann (Hamburg)

Rose, Lotte: Das Drama des begabten Mädchens. Lebensgeschichten junger Kunstturnerinnen. Juventa Verlag, Weinheim, München 1991 (310 S., br., 44,- DM)

Lotte Rose hat in ihrer Dissertation mit den Turnerinnen-Karrieren auch sich selbst ein Stück weit bearbeitet – in einem Prozeß der »Selbst-Annäherung« durch »Distanz-Schaffung«. Und sie hat fast durchgängig mit psychoanalytischen Begriffen – im Zentrum der Narzißmus-Begriff – plausible Erklärungen für das Drama des begabten Mädchens (in Anlehnung an Alice Miller) zusammengestellt. Rose zeigt die Seite der persönlichen Gewinne der Mädchen auf, die aber ambivalent bleiben – und sie verdeutlicht, warum Kinderleistungssport in unserer Gesellschaft gut funktioniert.

Die Interviews mit Turnerinnen, Eltern, TrainerInnen bieten Zündstoff. Was die inzwischen erwachsenen Frauen über ihre »geniale« Kindheit berichten, ist erschütternd. Deutlich wird, daß sie in einer Falle steckten. Sie hätten Großartiges geleistet, aber mit 16 oder 20 Jahren sei dieses Leben vorbei. Was nun auf sie zukommt, sei ungewiß. Sie hätten keine kollektiven Bindungen mehr, außer denen zu ehemaligen TrainerInnen und Mitturnerinnen, die inhaltslos geworden sind. Sollten sie lernen, daß sie Mittelmaß sind, sowohl in ihren privaten und gesellschaftlichen Leistungen als auch in ihrem Aussehen?

Dieses Material ließe sich in weitere Fragerichtungen bearbeiten. Eigene und fremde Körperbilder von Mädchen sind nicht nur im Abschnitt über »Körper«, sondern in allen Abschnitten präsent. Ich sehe die Perspektive einer derartigen Analyse darin, daß weitere Belege vorgelegt werden, wie die herrschenden Normen für das Aussehen von Mädchen über ihre Persönlichkeitsentwicklung »gestülpt« werden. Eigene bewußt gewordene Kompetenzen und ihre Anerkennung oder Nichtanerkennung

durch andere werden in allen Aussagen angesprochen. Das betrifft bewegungs- und sportbezogene Fähigkeiten, solche zur Selbsteinschätzung innerhalb eines kollektiven Rahmens (Heimatverein, Bundesebene, internationale Ebene, Beziehungen zu Eltern, TrainerInnen, MitschülerInnen, Partner, ArbeitgeberInnen) sowie solche, die zur weiteren Lebensplanung befähigen. Ich meine damit die Fähigkeiten, z.B. eigene Bedürfnisse zu entdecken, zu formulieren und durchzusetzen, auch und gerade in Konfliktsituationen; z.B. die Bewertung eigener Leistungen durchaus im Kontrast zu anderen vorzunehmen und vor allem, sich auch mal entgegen den Erwartungen anderer zu verhalten. Herauszulesen ist, daß ein Widerspruch zwischen den Einschätzungen eigener Kompetenzen und den Fremdeinschätzungen vorliegt. Diese Mädchen wurden als Objekte benutzt. Doch Menschen lassen dies nicht widerstandslos zu, wie die Erinnerung der befragten »Turnmädchen« und Lotte Roses Analysen darlegen. Bei Kunstturnerinnen führe diese Tatsache in den meisten Fällen dazu, daß sie früh aussteigen (ca. mit 16 Jahren) und mit diesem Sport *nichts* mehr zu tun haben wollten.

In dem vorliegenden Buch wird ausdrücklich eine Distanz zu den subjektiven Aussagen proklamiert, die einer Bearbeitung dienlich sein soll. Die betroffenen Frauen werden in die Analyse ihrer Erfahrungen nicht miteinbezogen. Äußerungen von TrainerInnen und Eltern werden in Erklärungsmuster psychoanalytischen Zuschnitts eingefügt; aus dem Puzzle entsteht ein Bild von »narzißtischer Kränkung«, das derart »identifizierte« Jugend-Typen dazu verurteilt, ihr ganzes Leben lang nach Befriedigung einer frühkindlichen Lücke mit letztendlich untauglichen Mitteln zu suchen. Subjektive Handlungsfähigkeit wird damit negiert – hier im Forschungsprozeß, wo die Theorie unter Ausschluß der Turnerinnen gebildet wird.

Im Abschnitt über »Körper« verzichtet Lotte Rose allerdings auf vorschnelle Erklärungen. Hier werden Erinnerungen und Widersprüche (z.B. das »zweigeschlechtliche« Agieren bezüglich der Zuweisungen eines weiblich-ästhetischen oder eines männlich-athletischen Typs, das sich im widersprüchlichen Umgang mit Kleidung, Schlankheit, Muskelbildung, Menstruation, Schwangerschaft, der Präsentation von Bauch, Beinen, Scham und Brust zeigt) deutlich herausgestellt. Dieses Buch sollten alle lesen, die mit Kunstturnen zu tun haben, die Mädchenforschung betreiben, die an Frauen(sport)themen arbeiten und die im Bereich des Leistungssports tätig sind.

Beate Blanke (Hamburg)

Soziale Bewegungen und Politik

Imbusch, Peter: »Das moderne Weltsystem«. Eine Kritik der Weltsystemtheorie Immanuel Wallersteins. Verlag Arbeit und Gesellschaft, Marburg 1990 (162 S., br., 25,- DM)

Seit gut fünfzehn Jahren erregt die Debatte um die Weltsystemtheorie in der sozialwissenschaftlichen Arena nun die Gemüter. Entgegen den Versuchen der Befürworter, sie als das neue Paradigma der Entwicklungstheorie zu etablieren, scheinen sich seit Mitte der achtziger Jahre die ablehnenden Kräfte durchzusetzen. Dennoch: im Theoriekanon der Dritte-Welt- und Entwicklungsdebatte hat sich der Weltsystemansatz einen festen Platz erobert. Daß dies nicht so bleibt, dafür möchte Peter Imbusch sorgen.

Imbusch unterzieht die Arbeiten des Begründers der Weltsystemtheorie einer Kritik, deren Fazit die völlige Ablehnung der Theorie ist: »Nach wie vor muß für ein tiefergehendes Verständnis der Durchsetzung des Kapitalismus und seiner Entwicklung

im Weltmaßstab sowie dessen Auswirkungen auf die Peripherie auf andere Lektüre zurückgegriffen werden, da Wallerstein hierfür keine Erklärung bieten kann ...« (144) Der Autor stützt sich neben den Beiträgen aus der bundesdeutschen Debatte über Wallerstein vor allem auf die zahlreichen Äußerungen aus dem angloamerikanischen Sprachraum. Die Schwerpunkte liegen zum einen auf eher theoretisch orientierten Kritiken, die vor allem Wallersteins Umgang mit Marxschen Kategorien zum Gegenstand haben, zum anderen auf empirische Studien, die seine Analyse in Frage stellen. Darauf basierend formuliert Imbusch seine Grundsatzkritik. Laut Literaturverzeichnis sind Texte Wallersteins bis ca. 1989 herangezogen worden, in den Fußnoten tauchen aber vorwiegend – wohl aus Gründen der Lesbarkeit im deutschsprachigen Raum – die wenigen übersetzten Bücher und Aufsätze auf.

Imbuschs Hauptargument zielt auf Wallersteins Kapitalismus-Definition. Unter Bezugnahme auf R. Brenner, E. Laclau u. a. moniert er den oberflächlichen Charakter der Begriffsbestimmung, die vor allem eine sorgfältige Analyse der Rolle von Produktionsverhältnissen vermissen lasse und fälschlicherweise die Distributionssphäre zur zentralen Vermittlungsinstanz erkläre. Wallersteins »Kapitalismus« könne deshalb z. B. nicht sinnvoll von anderen marktorientierten Gesellschaftsformen unterschieden werden. Die kategoriale Schwäche erweise sich bei vielen begrifflichen Bestimmungen als folgenschwer (Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus, Lohnarbeit, ungleicher Tausch). Mit der Vernachlässigung der Produktionsverhältnisse gehe außerdem die Aufgabe marxistischer Kategorien der Klassenanalyse einher (Kap. IV, VII, VIII, XI). Wallerstein verfüge »über keine Theorie des sozialen Wandels« (36), sondern ordne gesellschaftliche Akteure ausschließlich unter funktionalen Gesichtspunkten in sein weltweites System ein (112). Deutlich werde dies zum Beispiel an seiner Einteilung der Welt in Zentrum, Semiperipherie, Peripherie und Außenwelt. Wallerstein ersetze hier Klassen als soziale Subjekte durch Länder und sei »blind für die elementare Tatsache, daß ein Land bzw. eine Nation keine homogene Einheit mit einem gemeinsamen Interesse ist, sondern sich aus Klassen zusammensetzt, die sich widersprechende Interessen haben. Folgerichtig begeht er den Fehler, die politische Stabilität des Weltsystems in einem Puffer zwischen den hierarchischen Strukturen der Weltökonomie, insbesondere zwischen Zentrum und Peripherie zu verorten« (64f.). Darüber hinaus, so Imbusch mit dem Ausdruck M. Hechters, mangle es jeglicher präzisen Definition der »Semiperipherie«. Dies habe dazu geführt, daß etwa ein Land wie die Elfenbeinküste von einer Schülerin Wallersteins (K. Mingst) als semiperipher eingestuft worden sei.

Über die Kritik dieser und anderer Kategorien und Thesen Wallersteins (hier sind zu nennen: die Theorie der langen Wellen nach Kondratieff, sein ökonomistisches Staatsverständnis, die Bestimmung des Realsozialismus als systemfeindliche Bewegung, seine postmoderne Aufklärungskritik) hinaus stellt Imbusch in Frage, ob eine globale Theoriebildung überhaupt möglich sei: »Ob das Moderne Weltsystem als Universalschlüssel zum Verständnis der letzten 500 Jahre dienen kann, muß mehr als bezweifelt werden, fällt es doch hinter das Niveau anderer Analysen zurück und bleibt mit seinem relativ grobrastrigen Theorem abstrakt bei allgemeinsten Erklärungsversuchen stehen. Gerade angesichts vielfältiger Differenzierungen scheint es heute unmöglich, eine allgemeine Theorie zu formulieren, mit der nicht nur die Geschichte aller Länder und Regionen der Welt, sondern auch die Welt insgesamt als Totalität erklärt werden könnte.« (139f.)

Der Band kann gelesen werden als einführende Zusammenfassung der Wallerstein-Kritik; darüber hinaus bündelt Imbusch diese Kritik zur grundsätzlichen Ablehnung des Weltsystem-Modells. Damit ähnelt er im Habitus paradoxerweise

Wallerstein, der sich von sämtlichen Einwänden und Vermittlungsversuchen zu konkurrierenden Konzepten unbeeindruckt zeigt und sein Modell auch in jüngeren Arbeiten weiter verabsolutiert hat. Dies verschließt Imbusch die Möglichkeit, Arbeiten von anderen Autoren wie A. Tausch, H.-H. Nolte und V. Bornschier, die wichtige Elemente – wie die Zentrum-Peripherie-Arbeitsteilung und die Annahme eines über-nationalstaatlichen, kapitalistisch bestimmten Systems – von Wallerstein kritisch aufgenommen haben, einzubeziehen und in ihrer Erklärungskraft gegenüber anderen Konzepten zu gewichten.

Jens Gieseke (Hannover)

Frank, André Gunder, und Marta Fuentes-Frank: Widerstand im Weltsystem. Kapitalistische Akkumulation – Staatliche Politik – Soziale Bewegung. ProMedia-Verlag, Wien 1990 (224 S., br., 29,80 DM)

Die Entwicklungstheorie ist seit einiger Zeit wieder ins Gerede gekommen. Nicht deshalb, weil von dieser Disziplin grundlegend neue Erkenntnisse bekannt geworden wären oder ein großes theoretisches Werk neues Leben in alte Debatten gebracht hätte, sondern weil es ihr in einer – nicht erst seit dem Kollaps des »realexistierenden Sozialismus« – heterogener, komplexer und ausgeprägt asymmetrisch gewordenen Welt nicht gelungen ist, den empirischen Herausforderungen analytisch angemessen zu begegnen. Dies gilt auch und – angesichts der in den letzten Jahren lautgewordenen harschen Kritik – insbesondere für die Dependenztheorie, die ihren theoretischen Höhepunkt in der bundesdeutschen Debatte zwar Anfang bis Mitte der siebziger Jahre hatte, aber noch heute das Denken vieler kritischer Entwicklungstheoretiker, wenn jetzt auch in Gestalt der Weltsystemtheorie, prägt. Um so mehr darf man sich als Leser freuen, wenn in einer solchen Situation theoretischer Ungewißheiten einer der »Altmeister« der Dependenztheorie und Vorfechter der Weltsystemtheorie zusammen mit seiner Frau ein neues Buch vorlegt. Leider muß es bei dieser Vorfreude bleiben.

Es wäre sicherlich ein überzogener Anspruch, von der Familie Frank einen »großen theoretischen Wurf« zu verlangen – überzeugende makrotheoretische Erklärungen sind und bleiben Mangelwaren dieser Disziplin. Es sollte allerdings durchaus verlangt werden können, daß anläßlich einer neuen Veröffentlichung zu alten Themen auf die im Laufe der Jahre seriös vorgetragenen Kritiken an der Dependenztheorie – so etwa den Vorwürfen der unzulässigen Verallgemeinerung einzelner Falluntersuchungen, der zirkulären Argumentationsführung, einer bloß deduktiv gestützten Theorie – eingegangen und, wenn möglich, diese auf verlässlichere theoretische Beine gestellt wird. Nichts davon geschieht. Insbesondere André Gunder Frank gefällt sich vielmehr in der Pose dessen, der gegen alle Kritiker schon immer Recht hatte. Diese Haltung wirkt besonders störend in dem ansonsten wissenschaftstheoretisch durchaus erhellenden Beitrag zur Entstehung des Konzeptes der »Entwicklung der Unterentwicklung«. Dieser mit einer Vielzahl biographischer Notizen angereicherte Aufsatz widmet sich auf gerade einmal einer von zweihundvierzig Druckseiten kritischen Einwänden, um sie dann recht pauschal abzutun. Enttäuschend ist zudem, daß die theoretisch anspruchsvollen Einwände gegen die logische Kernstruktur der Frankschen Dependenztheorie erst gar nicht erwähnt werden. Statt dessen wird unverdrossen ein neues Projekt angekündigt, das weit historisch ausholen und Entwicklung, verstanden als Evolution, auf *ein* Weltsystem beziehen will, das schon seit 2000 Jahren (in einem langen Gespräch mit den Herausgebern spricht Frank gar von 5000 Jahren) seine einheitliche Logik entfaltet. Unterschiedliche Produktionsverhältnisse oder Sozialsysteme sollen dabei keine analytische Rolle mehr spielen. Macht man das von Frank/Fuentes-Frank angedeutete Argumentationsmuster

explizit, dann handelt es sich dabei um den Versuch einer Kombination von Welt-systemtheorie à la Wallerstein und Welt-Systemanalyse à la Modelski: »Innerhalb dieses Weltsystems nehmen Sektoren, Regionen und Völker vorübergehend Führungs- und Schlüsselpositionen in der sozialen und technologischen Entwicklung ein, bevor sie ihre Vorherrschaft in einem zyklischen Ablauf an neue Hegemonialmächte verlieren. Gewöhnlich liegt dazwischen ein langes, durch eine Krise des Systems und heftige Kämpfe um die Führungsposition gekennzeichnetes Interregnum. Diese, das Weltgeschehen jeweils am stärksten gestaltende Einflußzone hat sich (manchmal im Zickzackkurs) in westlicher Richtung um den Erdball bewegt ... Vielleicht endet der Prozeß eines Tages wieder dort, wo er begonnen hat, in China.« (126)

Von solchen Entwicklungen, so die Franks, kann man sich nicht national isolieren, d.h. auch nicht abkoppeln. Abkopplung kann nur insoweit aktuell werden, als Teile dieses einheitlichen Weltsystems negativ in den Weltmarkt integriert werden. Diese säkulare Logik des Weltsystems kann Frank zufolge von keiner politischen Kraft oder sozialen Bewegung gebrochen werden (211). Dies mag eine realistische Einschätzung sein, die aber beliebig bleibt, solange ihr ein solides analytisches Fundament fehlt. Was bleibt, ist eine politisch sympathische Familie Frank, die zu den Idealen der Französischen Revolution, angereichert um den Feminismus, zurückgefunden hat.

Kurt Hübner (Berlin)

Hippler, Jochen: Die Neue Weltordnung. Konkret Literatur Verlag, Hamburg 1991 (184 S., br., 22,- DM).

Mit dem Zusammenbruch der alten Bipolarität haben sich kapitalistische Strukturen weltweit durchgesetzt. Auch die Eliten der Dritten Welt haben ihren Widerstand gegen die marktwirtschaftliche Offensive aus dem Norden trotz erheblicher ökonomischer Disparitäten grundsätzlich aufgegeben. Kann mit der »Entsorgung von ideologischem Müll« (111) und der Überwindung überkommener Feindbilder der Beginn eines unipolaren Zeitalters, gar das Ende der Geschichte vermeldet werden? Was steckt realiter hinter Bushs »vision thinking« (90) einer Neuen Weltordnung?

Hippler zufolge basiert die Proklamation eines nächsten amerikanischen Jahrhunderts auf keiner ernsthaften außenpolitischen Konzeption. Im Blick auf die verworrenen und unlösbar erscheinenden Konfliktregionen im Nahen und Mittleren Osten (113-130) und auf den machtpolitischen Aufstieg Westeuropas und Japans (131-160) muß die amerikanische Führungsrolle trotz des vordergründigen militärischen Sieges im Golfkrieg relativiert werden: »Spektakulärer Aktionen fähig, militärlastig, geräuschvoll und ideologieträftig beruht sie zunehmend auf der Zustimmung und finanziellen Absicherung durch andere Staaten« (162). Die wild wuchernde Renaissance religiöser und ethnischer Identitäten in einer multipolaren Welt könnte sich noch nachträglich als Tribut für einen Pyrrhussieg erweisen, den eine vermeintlich entzauberte post-bipolare Welt zu zahlen hat.

Amerikas Führungsanspruch wird insbesondere durch jenen sozialen und ökonomischen Niedergang ad absurdum geführt, der das Land am Ende dieses Jahrhunderts derart augenscheinlich beutelt: »Die Machtposition der USA wird tatsächlich untergraben, aber eben nicht militärisch, sondern durch ökonomische Effizienz. Und die gefährlichsten Gegner der USA sind weder sowjetische oder irakische Panzer, noch lateinamerikanische Guerrillas: es sind japanische (und mit deutlichem Abstand auch westeuropäische) High-Tech-Konzerne und Banken« (169). Insofern kann die letzte Supermacht »leadership« in der Tat nur noch als die »moderierende Tätigkeit, die Rolle des Ersten unter Gleichen« (170) in einem Weltsystem der Regionen begreifen.

Erst im letzten Abschnitt löst sich Hippler von der nüchternen Diktion politikwissenschaftlicher Analyse, die auf die normative Setzung konkreter politischer Handlungsalternativen glaubt verzichten zu können. Was nur bei genauer Lektüre gelegentlich schon einmal sichtbar wird, verdichtet sich am Schluß zur Gewißheit: Hippler, der der ehemaligen Sowjetunion nach wie vor »eine im Prinzip progressive, aber dogmatisch verformte Ideologie« (24) attestiert, hält trotz aller Enttäuschungen an den ethischen Impulsen linker politischer Tradition fest. In seiner Untersuchung zwar grundsätzlich auf die facettenreiche Beschreibung der sich abzeichnenden Neuen Weltordnung und ihrer Rahmenbedingungen bedacht, deutet Hippler am Schluß Ansätze einer post-linken Vision an: Wenn das internationale System künftig multipolar sein wird, erweitert es den Spielraum lokaler Akteure. Freiräume für autonome Gestaltungsmöglichkeiten sind im Entstehen begriffen, die von den »Menschen« (172) in den Regionen zur Lösung jener Probleme genutzt werden können, die in der Untersuchung, wie Hippler konzediert, kaum zur Sprache gekommen sind: Fragen der Ökologie, sozialer Armut bzw. Verelendung, Rassismus und Sexismus. Diese Stichworte markieren die entscheidenden Herausforderungen für eine neue multipolare Weltordnung; an seiner Lösungskompetenz wird der Wert dieses Weltsystems zu messen sein. Daß sich auch Liberale mit Hipplers Problem- und Zielbeschreibung einverstanden erklären können, mag als ein weiteres Symptom für das Ende der bipolaren Welt gelten können.

Martin Kloke (Bonn)

Tausch, Arno: Rußlands Treitmühle. Kapitalistisches Weltsystem, lange Zyklen und die neue Instabilität im Osten. Eberhard Verlag, München 1991 (239 S., br., 48,- DM)

Tausch ist ein wichtiger Vertreter der optimistischen Demokratietheorie – also jener Denkansätze, welche Demokratisierungsforderungen nicht nur aus Gründen politischer Moral, als Instrument zur Einschränkung von Diktaturen oder wenigstens zur Rettung bedrohten Lebens an periphere oder halbperiphere Länder richten, sondern weil sie in der Demokratie die Voraussetzung erfolgreicherer sozialökonomischer Entwicklung sehen (vgl. *Argument* 173, 134). Sein neuestes Buch ist deshalb von besonderem Interesse: welche Chancen hat das liberaldemokratische Projekt, das mit dem Namen Jelzin verbunden ist, in Rußland?

Tausch geht davon aus, daß Osteuropa seit einem halben Jahrtausend zur Semi-peripherie des kapitalistischen Weltsystems gehört, was strukturell »eine Blockade gegen die Demokratisierung« bedeutet (7). Die Wirkung dieser Zuordnung wird in Abschwungphasen der Weltwirtschaft (wie der gegenwärtigen) verschärft, da die *terms of trade* für überwiegend aus der Semiperipherie stammende Rohstoffexporte sich verschlechtern (1986 bestanden die Exporte der UdSSR in den Westen zu 65 Prozent aus Brennstoffen, 10). Reformperioden gehen in der Geschichte Rußlands mit weltwirtschaftlichen Abschwungphasen zusammen, so seine These, und dem folgen in der nächsten Aufschwungphase wieder Modernisierungsdiktaturen. In der Abschwungphase geht der während der Aufschwungphase in den rohstoffnahen Industrien der Semiperipherie erreichte Zuwachs wieder verloren. Die russische Führung, welche die Zentren in dieser Periode mit militärischer Macht nicht herausfordern kann, wendet sich nun mit *goodwill*-Aktionen an den Westen, um den Niedergang der Wirtschaft aufzuhalten. Da der Rüstungsexport bei sinkenden Rohstoffpreisen jedoch an Bedeutung gewinnt, kann Jelzin ihn in der jetzigen Lage kaum grundlegend zurückschneiden (just den einzigen Wirtschaftszweig, dessen Produkte sich verkaufen lassen!). So bleiben sozialökonomische Voraussetzungen für eine neue Modernisierungsdiktatur in der nächsten Aufschwungphase der Weltwirtschaft erhalten.

Das Risiko des Scheiterns der liberaldemokratischen Reform wird durch die Heterogenität des Landes, besonders die Entwicklung eines islamischen Fundamentalismus im »sowjetischen Mezzogiorno« verschärft: »einerseits eine nur allzuverständliche Reaktion auf die gesellschaftlichen Übel im Süden der UdSSR, andererseits trägt der Fundamentalismus aber dazu bei, menschliche Talente durch eine ebenso ungerichte, vor-leninistische Sozialordnung zu vergeuden« (76). Insgesamt hält Tausch einen Erfolg des Reformmodells für »mehr als unwahrscheinlich« (195) und entwirft für die Zukunft ein Szenario, in dem ein »totalitärer Block« aus islamisch-fundamentalistischen Staaten, einer erneut totalitaristischen Sowjetunion und der Volksrepublik China fast die Hälfte der Weltbevölkerung umfaßt (und Indien in Allianz mit den Demokratien bleibt) (183).

Man kann Tauschs Buch als Ruf nach Hilfe für Osteuropa verstehen und die Tendenz zur Ausschließung kritisieren, die mit seinem Islambild und seinem Rußlandszenario verbunden ist. Man kann einige Schwächen herausstellen: der Text hat oft etwas Atemloses, Unebenheiten bleiben unausgeräumt und Fehler unkorrigiert. Man kann das Buch als Daten- und Literatursammlung benutzen – 21 Tabellen, 24 Graphiken und schätzungsweise 600 Literaturangaben. Vor allem aber sollte man »Rußlands Tretmühle« lesen und im Gedächtnis behalten: eine düstere Prognose für die Demokratie in Rußland – nicht zuletzt, weil bezweifelt werden muß »ob das Zentrum zu großen finanziellen Konzessionen an die Peripherieen bereit ist« (11).

Hans-Heinrich Nolte (Hannover)

Ökonomie

Backhaus, Jürgen (Hrsg.): Systemwandel und Reform in östlichen Wirtschaften. Metropolis Verlag, Marburg 1991 (366 S., br., 44,80 DM)

Der zehnte Sammelband von Tagungen des Arbeitskreises für Politische Ökonomie widmet sich dem für die ökonomische Profession unausweichlichen Thema des Zusammenbruchs der Wirtschaftssysteme im Osten Europas. Die Tagung fand statt in den heiligen Hallen der Humboldt Universität zu Berlin, in denen schon der große Reaktionär Sombart das Thema der kapitalistischen Wirtschaftsweise und deren Wandlungen behandelte. *Backhaus* leitet das Buch denn auch ein, indem er in Anlehnung an Kornais programmatische Schrift »The Road to a Free Economy« (1990) den Prozeß der Transformation (besser: Evolution) als Herausforderung an die politische Ökonomie thematisiert.

Der erste Teil beginnt mit einer Übersicht von Theorien des Systemwandels, in der die Betonung auf der Interdisziplinarität der Fragestellung liegt. Als Ursache der Reformprozesse werden Instabilitäten im ökonomischen, politischen und soziokulturellen Bereich gesehen, die sich in einer Legitimationskrise des Gesamtsystems entladen. Die Frage nach dem Anstoß zu diesen Instabilitäten wird nicht geklärt. *Eger* und *Weise* setzen an diesem Punkt an. Transformationsprozesse werden in ihrem Artikel durch Erfolgsvergleiche zwischen Wirtschaftssystemen generiert, wobei der Zerschlagung »der alten Institutionen des bürokratischen Systems« (76) der Aufbau eines neuen Systems folgt. Auch im Beitrag von *Panther* folgt erst auf den Zusammenbruch die Möglichkeit einer eigenen Entwicklung. Ein evolutorischer Prozeß, also nicht Transformation – die *Eger/Weise* als Wandel von einem in ein anderes Wirtschaftssystem beschreiben –, der die Offenheit des Wandels behauptet, wird nicht gedacht. Stattdessen »... hängt der Erfolg der Reformmaßnahmen sehr stark von der Dosierung und dem korrekten Timing ab« (79).

Auch *Maier* und *Krug*, deren Beiträge im zweiten Teil den Ablauf des Transformationsprozesses untersuchen, plädieren für eine »Crash-Lösung« (III), die einen sofortigen ordnungs- und strukturpolitischen Wandel beinhaltet. Ein Gradualismus wird ausführlich betrachtet und verworfen. Übersehen wird, daß den verschiedenen Reformmaßnahmen kein Choice-Problem unterliegt. Die Forderung nach einer Crash-Lösung zieht *Krug* aus einer Kosten-Nutzen-Analyse, die einen Transformationsprozeß mit hohen Kosten verbunden sieht. Verhandlungslösungen wie auch allgemeine Wahlen, die als mögliche Verfahren für eine Reform herangezogen werden, werden als kostspielig beurteilt. Geschlußfolgert werden muß, wenn das Kosten-Nutzen-Instrumentarium zur Anwendung kommen soll, daß die geforderte Crash-Lösung nur als ein »von oben« gesteuerter Prozeß ausfallen kann, da mit sich erhöhender Anzahl von Beteiligten die Kosten steigen.

Der dritte Teil hat das Geldwesen zum Gegenstand und enthält den bedeutendsten Beitrag, dessen Exposition folgerichtig den Buchrücken ziert: *Rieses* »Geld und die Systemfrage«. Hier wird gezeigt, daß die landläufige Gegenüberstellung von Marktwirtschaft und Planwirtschaft noch keine Systemüberlegenheit der kapitalistischen Wirtschaftsweise gegenüber dem sozialistischen System begründet, da beide Begriffe allein am Effizienzkriterium orientiert sind. Ökonomische Dynamik folgt jedoch in der Tradition Schumpeters dem Zusammenspiel von Kreditverhältnis und Unternehmensgewinn und bedarf daher des Kriteriums eines knappen Geldes als makroökonomischer Budgetrestriktion. Eine solche Analyse bleibt jedoch auch der neoklassischen Orthodoxie, die von der Neutralität des Geldes ausgeht, verschlossen. Daher kann die evidente Tatsache, daß in alten östlichen Wirtschaftssystemen Waren die Liquiditätsfunktion des Geldes übernommen hatten, erst im Paradigma der Geldwirtschaft adäquat erfaßt werden. Im selben Paradigma argumentieren auch *Herr* und *Westphal*, wengleich diese Autoren stärker normativ denn theoretisch ausgerichtet sind und in etwas sozialdemokratischer Manier sogleich mit einem zeitlich gegliederten »Transformationsplan« aufwarten, der offenkundig unabhängig von besonderen Umständen jeweiliger Wirtschaftsräume in seinem Ablauf universell sein soll. Neben diesem heroischen Vorschlag bleibt im Kontext des Konzepts der Geldwirtschaft unklar, was unter einer »mikroökonomischen Budgetrestriktion« zu verstehen ist. Immerhin werden praktische Reformvorschläge gemacht. *Busch* und *Schmidt* runden den Themenkomplex zum Geldwesen ab, indem sie zu den reproduktionstheoretischen Fragen und der Regulierungsproblematik Stellung nehmen. Der Versuch, über den Denkansatz der »strukturellen Überakkumulation« (173) eine Brücke zwischen monetärer und marxistischer Wirtschaftstheorie zu schlagen, vermag jedoch nicht zu überzeugen.

Der fünfte Teil rekurriert bei Betrachtung der Arbeitsmarktsituation und Beschäftigungsperspektiven auf die deutsch-deutsche Vereinigung. In *Schülers* Beitrag wird der Schrumpfungsprozeß in den neuen Bundesländern dem »eingeschlagenen Nicht-Subventionierungsweg« zugeschrieben. *Assenmacher* und *Förster* analysieren in ihrem Beitrag die veränderte Arbeitsmarktsituation in Ostdeutschland und deklassieren mit ihren perspektivischen Annahmen die neuen Bundesländer zu einer verlängerten Werkbank. Das eigentlich Interessante an diesem Artikel ist der Aufruf zur Förderung eines Schumpeterschen Pionierunternehmers.

Jens Hölischer und Anke Jacobsen (Berlin)

Westphal, Andreas, Hansjörg Herr, Michael Heine und Ulrich Busch (Hrsg.): Wirtschaftspolitische Konsequenzen der deutschen Vereinigung. Campus Verlag, Frankfurt/M., New York 1991 (336 S., br., 78,- DM)

Mit der Auswahl der Themen spannen die Herausgeber den Bogen von den geld- und fiskalpolitischen Auswirkungen der deutsch-deutschen Währungsunion über die Konsequenzen für den europäischen Integrationsprozeß bis hin zu regional- und arbeitsmarktpolitischen Fragestellungen. Als roter Faden zieht sich dabei die Notwendigkeit einer straffen Geldpolitik, einer regen Investitionstätigkeit als *conditio sine qua non* für eine aufholende Entwicklung der ostdeutschen Wirtschaft, sowie die Warnung vor einer dauerhaften Peripherisierung der neuen Bundesländer durch den Sammelband.

Da eine Kreditfinanzierung der einigungsbedingten Mehrausgaben über den dadurch verursachten Zinsanstieg zu einer Verdrängung privater Investitionen führen könnte – eine wachstumspolitisch verheerende Wirkung –, plädiert *Rüdiger Pohl*, Mitglied des Sachverständigenrats, für eine Ausgabenumschichtung vornehmlich zu Lasten von strukturkonservierenden und damit wachstumshemmenden Subventionen in Westdeutschland. Aus wachstumspolitischen Erwägungen ebenfalls einer Kreditfinanzierung vorzuziehen wäre eine Steuerfinanzierung sowohl der konsumtiven Transfers als auch der Infrastrukturinvestitionen, die vornehmlich den privaten Konsum und nicht private Investitionen verdrängen. Ob allerdings eine Erhöhung der Mehrwertsteuer, wie sie die Bundesregierung derzeit plant, eine angemessene Lösung darstellt, wird von Pohl nicht thematisiert. Dies ist um so bedauerlicher, als eine Mehrwertsteuererhöhung den Preisauftrieb verschärft und damit, zusammen mit ihrer unsozialen Verteilungswirkung, die durch die Erhöhung der Sozialabgaben ohnehin belastete Atmosphäre der tarifpolitischen Auseinandersetzungen weiter verschlechtert.

Rückblickend erweist sich die schnelle wirtschaftliche und politische Vereinigung der beiden deutschen Staaten als unumgänglich angesichts des Ausmaßes der »Abstimmung mit den Füßen«. Dies zeigt *Wilhelm Hankel* an Hand einer Diskussion der Alternative einer Währungsunion de facto zu einer Zweistaatlichkeit – praktiziert z.B. von Luxemburg und Belgien – und einer politischen Einheit mit zwei unterschiedlichen Währungen. Als nicht zu unterschätzende »Kunstfehler« bei der Durchführung der Währungsunion moniert Hankel allerdings die mangelnden Anreize für Investitionen in Ostdeutschland, die zu starke Konzentration der Verwertung von Altvermögen in den Händen der Treuhand und die als »Todsünde« bezeichnete bloße Halbierung der Verschuldung der ehemals volkseigenen Betriebe. Trotz des Umstellungssatzes für Schulden von 2:1 und für Geldvermögen von durchschnittlich 1,8:1 führte die Währungsunion de facto zu einer Aufwertung der ostdeutschen Geldvermögen und Schulden, da sich die Zinssätze in etwa verdreifachten. Diesen Zusammenhang arbeiten *Karl Betz* und *Andreas Hauskrecht* heraus. Die drückende Last der Unternehmensschulden, die die Arbeitslosigkeit erhöht und die Fähigkeit der Betriebe, Lohnerhöhungen zu verkraften, reduziert, sind wahrlich ein hoher Preis für die »Retung der Spargroschen« bzw. die Weigerung der Regierung, die Unternehmensschulden direkt als Bundesschulden anzuerkennen. Die Wahlkampfstrategie der Bonner Koalition, die dem Wähler suggerierte, die Einheit koste nichts, hat somit ihren Teil zur derzeitigen drastischen Anpassungskrise in Ostdeutschland beigetragen. Faktisch hat der Staat über die Treuhand indirekt die Bedienung der Altschulden weitgehend übernommen, während deren Streichung aus den Bilanzen der noch nicht privatisierten Betriebe bisher weitgehend aussteht.

Zwei gegenläufige Effekte gehen von dem deutsch-deutschen Einigungsprozeß auf

die Entwicklung der restlichen EG-Länder aus: Der Nachfrageschub aus Ostdeutschland, der vermittelt über einen Abbau der bundesdeutschen Exportüberschüsse an das Ausland weitergegeben wird und expansiv wirkt, und das hohe Zinsniveau, das die rezessiven Tendenzen in den europäischen Partnerländern verschärft. Vor diesem Hintergrund diskutieren *Hansjörg Herr* und *Andreas Westphal* die Lehren des deutsch-deutschen Vereinigungsprozesses für die europäische wirtschafts- und währungspolitische Integration. Angesichts der ausgeprägten wirtschaftlichen Divergenzen zwischen den EWS-Ländern halten die Autoren ein *Europa der zwei Geschwindigkeiten* für einen realistischen Kompromiß, der insbesondere auch dem ökonomischen Eigeninteresse der Bundesrepublik Rechnung trägt und eine solide Finanzpolitik eher ermöglicht. Wie die Autoren selber herausarbeiten, ist es jedoch fragwürdig, ob die von der Europäischen Währungsunion zunächst ausgeschlossenen weniger entwickelten EG-Länder durch den strategischen Einsatz des Wechselkurses in der Lage sein werden, die wirtschaftliche Konvergenz voranzutreiben.

Nicht minder interessant ist in diesem Zusammenhang die von *Stefan Collignon* aufgeworfene Frage, ob der Franc die inflationsgeschwächte DM entthronen und ihren Platz als europäische Leitwährung einnehmen kann. Die Stabilitätsgewinne Frankreichs seit dem letzten Realignement der europäischen Währungen im Jahre 1987 waren zwar substantiell, aber die persistente Überbewertung des Francs und das damit einhergehende chronische Handelsbilanzdefizit stehen dem Aufbau einer Leitwährungsposition entgegen.

Thierry Vissol und auch *Alain Parguez* beurteilen den Einfluß der deutsch-deutschen Währungsunion auf die Entwicklung Westeuropas durchweg positiv. Während Vissol sie als Akzelerator des europäischen Integrationsprozesses begreift und die fundamentalen Unterschiede zwischen den strukturellen Problemen beim Übergang von der ostdeutschen Planwirtschaft zur (bundesdeutschen) Marktwirtschaft und einer währungspolitischen Zusammenführung von entwickelten Marktwirtschaften hervorhebt, glaubt Parguez, die Veränderungen in der neuen Bundesrepublik hätten die Bedingungen für eine europaweit koordinierte Vollbeschäftigungspolitik bedeutend verbessert. Angesichts der gegenwärtigen Restriktionspolitik der Bundesbank war hier wohl der Wunsch Vater des Gedankens.

Nach der Erörterung der europäischen Perspektiven wenden sich die letzten zwei Abschnitte wieder speziellen Problemfeldern im Inland zu. *Michael Heine* befaßt sich kritisch mit dem regionalpolitischen Instrumentarium, welches schon in Westdeutschland nur mäßige Erfolge gezeigt hat und jetzt mangels anderer Konzepte nahezu unbesehen auf die neuen Bundesländer übertragen wird. Dem vom »Glauben an die Omnipotenz der Wirtschaftspolitik« gekennzeichneten Konsens aller politischen Lager, daß der Aufholprozeß Ostdeutschlands durch den Einsatz der richtigen Maßnahmen in einigen Jahren zu realisieren sei, widersprechen sowohl die Erfahrungen vieler Industrieländer als auch theoretische Überlegungen. Die klassischen regionalpolitischen Instrumente – Infrastrukturförderung, Investitionsanreize und Finanzausgleich – sind kaum in der Lage, die Agglomerationsvorteile der Ballungsräume auszugleichen, und unterstützen daher primär die Ansiedlung »verlängerter Werkbänke«. Trotz des pessimistischen Ausblicks rät der Autor nicht zu einem gänzlichen Verzicht auf regionalpolitische Maßnahmen: »Möglicherweise kann eine Politik bereits dann als relativ erfolgreich charakterisiert werden, wenn sie die Tendenzen zur räumlichen Polarisierung zu begrenzen oder auch nur die sozialen Folgen abzufedern vermag.« (210)

Die Analyse der »Entwicklung des Lebensstandards in den neuen Bundesländern«

von *Ulrich Busch* geht über die übliche Gegenüberstellung nackter Zahlen zur Entwicklung der durchschnittlichen Realeinkommen hinaus. Daß gerade dieses Thema von einem ostdeutschen Wissenschaftler bearbeitet wurde, erweist sich, trotz einiger Schwächen in der theoretischen Ableitung, als Gewinn für den Band. Neben der zunehmenden Differenzierung der Einkommen in Ostdeutschland und einer Perpetuierung der ungleichen Vermögensverteilung zwischen Ost und West sind es vor allem der Verlust fast sämtlicher Orientierungspunkte des sozialen Lebens und die Angst vor der Arbeitslosigkeit, die die subjektive Wahrnehmung des Lebensstandards mit beeinflussen.

Ebenfalls über den ökonomischen »Tellerrand« hinaus weisen *Birgit Mahnkopfs* »Pessimistische Spekulationen über die Zukunft der Gewerkschaften in der neuen Bundesrepublik«. Die neuen Gewerkschaftsmitglieder aus Ostdeutschland sind wesentlich stärker staatsfixiert und ungeübt in der institutionalisierten, selbständigen Wahrnehmung eigener Interessen. Zudem geht von den neuen Bundesländern auf Grund der Arbeitsmarktsituation und der stärkeren Orientierung der ostdeutschen Arbeiter an Einkommenssteigerungen ein verstärkter Trend zur Deregulierung von Arbeitszeiten und -verträgen aus. Durch die Vereinigung rücken die traditionellen Verteilungsfragen wieder stärker in den Vordergrund und verdrängen eine »qualitative Tarifpolitik«, die sich der Umweltverträglichkeit des Wirtschaftens und den Auswirkungen neuer Technologien widmet, sowie gewerkschaftliche Reformen und allgemeinpolitische Themen.

Weitere Aufsätze widmen sich dem häufig vernachlässigten Thema der Frauenarbeitslosigkeit, der Relevanz der ostdeutschen Erfahrungen für Osteuropa, der Struktur- und Privatisierungspolitik der Treuhandanstalt, sowie dem umstrittenen Zusammenhang von Nominalloohnerhöhungen und Produktivitätsentwicklung. Einige Probleme, wie z.B. die immensen ökologischen Altlasten und ihre Relevanz für die Sanierung der ostdeutschen Wirtschaft, wurden trotz ihrer unbestreitbaren Bedeutung ausgeklammert. Gesa Bruno-Latocha und Silke Tober (Berlin)

Köbler, Reinhart: Arbeitskultur im Industrialisierungsprozeß. Studien an englischen und sowjetrussischen Paradigmata. Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster 1990 (514 S., br., 65,- DM)

Wie entwickelt sich dem industriellen Produktionsprozeß angepaßtes »Arbeitsvermögen« als »Moment in einem Prozeß der Transformation von Lebensweisen« (8)? Welche »Produzentenrationalität« und »industrielle Arbeitskultur« bringen die Produzenten selbst in diesem Prozeß hervor? Diesen Fragen nähert sich Köbler in seiner Habilitationsschrift in drei Teilen. Im ersten stellt er seinen theoretischen Ansatz vor. Industriearbeit als kapitalistisches Herrschaftsverhältnis ist auf Spezialisierung und betrieblicher Kooperation unter der »Fabrikdespotie« (43f.) begründet. Die kapitalistische Produktionsweise, »die erst mit der realen Subsumtion der Arbeit einsetzt« (39), bedeutet die permanente Umwälzung der Maschinerie und damit der Arbeitsanforderungen, die, als dem Verwertungsprozeß des Kapitals unterworfen, spezifisch-kapitalistisch formbestimmt betrachtet werden. Köbler zufolge nimmt Marx diese Einsicht jedoch wieder auf inkonsistente Weise dadurch zurück, daß er »durch die Unterscheidung zwischen Verwertungs- und Arbeitsprozeß den *allgemein* fortschrittlichen Charakter« (42) der Produktivkraftentwicklung zu retten suche. Dieser Einwand hält m.E. einer genauen Marx-Lektüre nicht Stand. Vielmehr geht es darum, durch diese Unterscheidung, deren Bedeutung Köbler selbst an anderer Stelle betont (38ff.), fortschrittliche *Momente* als Entwicklungspotentiale alternativer Politik erkennen zu können und die Subsumtionstheorie nicht zu totalisieren –

eine Gefahr, der Kößler nicht immer entgeht. – Auch die in Reaktion auf die neuen Anforderungen und den Verlust von Dispositionsmöglichkeiten entstehende »Produzentenrationalität« und die Neuformierung von Einfluß- und Widerstandspotentialen erweisen sich als dem kapitalistischen Arbeits- und Verwertungsprozeß subordiniert. Das theoretische Instrumentarium müßte zur Erfassung der konsensuellen Momente betrieblicher Kooperation ausgebaut und mit einer Theorie gesellschaftlicher Hegemonie verbunden werden, um nicht entgegen den Intentionen des Autors die despotischen Momente überzubetonen. In jüngeren Aufsätzen scheint Kößler seinen Ansatz selbst in diese Richtung weiterzuentwickeln. Außerdem könnte der Eigensinn der »Subordinierten« stärker betont werden: So sollte die richtige Kritik an Ansätzen, die die Artikulation mehrerer Produktionsweisen mit der kapitalistischen als Dominante denken und dabei die Transformation der subordinierten Produktionsweisen unterschätzen (71, 75, 207), nicht dazu führen, die damit verbundenen Ungleichzeitigkeiten in den Vorstellungen und Praxen innerhalb einer Gesellschaftsformation zu übersehen.

Als folgenreichste Anforderung der Industrialisierung an die Produzenten stellt Kößler die Trennung von betrieblicher Arbeit und »unproduktiver« häuslicher Reproduktionsarbeit heraus, die nur mittelbar durch die Anforderungen des Betriebs strukturiert ist. Im zweiten Teil, der die für den Kapitalismus paradigmatische Industrialisierung Englands ausführlich behandelt, kann er zeigen, wie die »Familienwirtschaft« als Reproduktionseinheit, aber auch als Ort einer spezifischen, der Rationalität der kapitalistischen Warenwirtschaft nicht entsprechenden, obgleich mit ihr kompatiblen Rationalität transformiert erhalten wird: Die patriarchalische Familie wird im Laufe des Industrialisierungsprozesses wieder gestärkt, aber dies erscheint als Resultat aktiver Verarbeitung objektiver Anforderungen durch die Produzenten und ihre Familien nach Kriterien einer eigenen »moralischen Ökonomie« (87). Auch in den anderen Kapiteln dieses Teils, die sich mit der Kontrolle des Arbeitsprozesses und der Konzentration des Betriebs, mit der Umstrukturierung der Zeit, mit der Herstellung des industriellen Arbeitsvermögens und der Disziplinierung des außerbetrieblichen Alltags befassen, wird die Bedeutung der relativ selbständigen Leistungen der Produzenten für die Entstehung eines kapitalistischen Arbeitsmarkts deutlich.

Der dritte Teil untersucht die nicht-kapitalistische »nachholende Industrialisierung« der UdSSR als Paradigma für die Entwicklungsmodelle von »Gesellschaften sowjetischen Typs« (330), die Kößler als »eigenständige, aber sekundäre und strukturell subordinierte Produktionsweise neben dem industriellen Kapitalismus innerhalb einer Gesellschaftsformation der Moderne« (42) bestimmt. In ihnen sei der Staat Teil der Basis, da er die im Kapitalismus vom Markt regulierten Beziehungen als »Erzwingungsapparat« (336) zu sichern versucht. Da die Bolschewiki wie die Theoretiker der II. Internationale die »Verknüpfung der Produktivkraftstruktur mit gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen« (345) verkannten, übernahmen sie das Taylor-System, mit dem eine Arbeiterklasse herausgebildet und erzogen werden sollte, die sich in der Produktion diszipliniert dem Staat als »quasi monopolistischem Fabrikherrn« (366) unterwirft. Kößler versucht dabei zu zeigen, inwiefern ihre Auffassung des Verhältnisses von Partei, Klasse und Masse mit dem Taylor-System kompatibel war. Entscheidender noch erscheint mir das Dilemma, das er an Hand der Betriebs- und Werkkomitees ab Februar 1917 entfaltet: Die sich ihnen »geradezu aufdrängende aktive Rolle in der Produktion begünstigte einerseits die Entwicklung von Kontrollmöglichkeiten durch die betrieblichen Vertretungsorgane der Arbeiter, schränkte aber zugleich deren Charakter als Interessenvertretung ein« (386f.). Sie

wurden zu Teilen des Staatsapparates. Partizipation wurde in den außerbetrieblichen Raum verlagert und immer weitgehender ersetzt durch »das Prinzip despotischer Organisation, das dem kapitalistischen Betrieb inhärent ist« (415).

Köblers Vergleich mit dem englischen Paradigma zeigt die Bedeutung von zumindest relativ selbständigen Artikulations- und Organisationsspielräumen der Produzenten für die Industrialisierung. Ihr Fehlen war *ein* Grund dafür, daß der angestrebte Übergang von der extensiven zur intensiven, »fordistischen« Entwicklung für die »Gesellschaften sowjetischen Typs« eine »Systemgrenze« (434) darstellte: Zwar wurden tayloristische Arbeitsbeziehungen mit den entsprechenden Technologien übernommen, entstanden Träume nach einer »fordistischen« Lebensweise, aber Institutionen zur effektiven Regulation des massenhaften Bedarfs an Konsumgütern und Dienstleistungen konnten nie entwickelt werden.

Gerade weil jede nach-kapitalistische Entwicklung sich »im Widerspruch zwischen dem Programm gesellschaftlicher Umgestaltung und dem gleichzeitigen Zwang zur ... Vermeidung der damit fast unvermeidlichen Disruption ... unter den Bedingungen auf dem Weltmarkt« (442) bewegt, sind Alternativen nur denkbar »in einer industriellen Produktionsformen nach ihren ökologischen und sozialen Implikationen bewußt selektierenden, erst eigentlich post-industriellen Entwicklung« (14). Diese These zu belegen, dazu hat Köbler einen wesentlichen Beitrag geleistet, den auch beachten sollte, wer seine Schlußfolgerung in einer zu totalisierenden Subsumtionstheorie begründet sieht: »Die bisherige historische Erfahrung enthält keine Anhaltspunkte für Aspekte industrieller Erfahrung, die auf selbstbestimmte Formen von Vergesellschaftung ... hintrieben. Solche Elemente wären vielmehr außerhalb dieser Produktionsform zu suchen.« (443) Matthias Oberg (Berlin)

Womack, James P., Daniel T. Jones und Daniel Roos: Die zweite Revolution in der Autoindustrie. Konsequenzen aus der weltweiten Studie aus dem Massachusetts Institute of Technology. Aus dem Englischen von Wilfried Hof. Campus Verlag, Frankfurt/M., New York 1991 (320 S., geb., 68,- DM)

Manche Bücher werden dazu ausersehen, Bestseller zu werden. Es verbreitet sich ein Gerücht; die Medien berichten, schon um nicht aus dem Zeitgeschehen zu fallen, der Verlag wirbt aggressiv: »Schlanke Produktion ist die japanische Geheimwaffe im Wirtschaftskrieg und erobert die ganze Welt. Wenn westliche Unternehmen und ihre Manager und Mitarbeiter in den neunziger Jahren überleben wollen, müssen sie schlanke Produktion kennen und übernehmen.« Das Buch wird Pflichtlektüre für alle Manager und Studienobjekt für Gewerkschafter. Als Buch ist es also weniger inhaltlich und von seiner Argumentationsweise her zu rezensieren, sondern als gesellschaftliches Phänomen bzw. als Auskunft über einen Umwälzungsprozeß in der Weltproduktionsweise. Auch interessiert nicht so sehr, ob das Berichtete wirklich »neu« ist; vielmehr lese ich diese Studie als ein Signal, daß jetzt die Macht-habenden in der Welt bereit sind, einen bestimmten Umgang mit den Arbeitenden für generell möglich und empfehlenswert zu halten, eine Produktionsweise abzusagen, die Arbeit und Lebensweise umbricht.

Offenbar reichlich finanziert und großzügig geplant wurde ca. die Hälfte der Weltautomontage besichtigt, um die Nachteile der Massenproduktion (seit Ford) herauszuarbeiten und den Mythos der japanischen Produktionsweise so zu entschleiern, daß ihre allgemeine Anwendung empfohlen werden kann. Diese Empfehlung ist Inhalt und Ziel der Studie, ihr sind Schreibstil und Präsentationsweise unterworfen. So lesen sich die gut 300 Seiten schnell und angenehm wie ein Reisebericht. Die Begriffsarbeit ist Reklamebemühen. So etwa der Name, der für die neue

Produktionsweise gefunden wurde: schlanke Produktion, »lean production«. Der Verschlankeungsprozeß muß Zustimmung finden; das Wort richtet sich gegen überflüssiges Fett, gegen Verschwendung, Vergeudung, ungesunden Überfluß. Es geht um Verdoppelung der Produktivität, Drittelung der Fehler, Halbierung der benötigten Fläche, Reduzierung des Lagers auf fast nichts und schließlich entsprechend um eine Halbierung des Arbeitspersonals. Was hier als »japanisches Wunder« noch einmal inseriert wird, ist ein Prozeß, der schon fast 40 Jahre lang entwickelt und jetzt auch schon weltweit praktiziert wird. Die Autoproduzenten Europas gelten als die letzten Nachzügler im Abschied von der Fordschen Massenproduktion (91). (Während im Buch Volkswagen noch als eine der europäischen Firmen mit Massenproduktion und daher als Hindernis gegen die Einführung der schlanken Produktion genannt wurde, erschien in der Firmenzeitung vom 3.3.92 als große Beilage eine ausführliche Wiedergabe des Buches. VW rüstet um.)

Die Autoren berichten historisch und leicht verständlich (häufig in der Form von Geschichten) über die Vorteile der Massenproduktion gegenüber der handwerklichen Produktionsweise, um anschließend die Probleme für die heutige Zeit zu skizzieren, für die Lösungen gefunden werden müssen. Analytisch geht es ihnen darum, die bestimmenden Momente herauszukristallisieren und neue Entwicklungen jeweils als Bruch zu kennzeichnen. Der Bruch mit der Handwerksproduktion geschah durch Vereinfachung und Standardisierung – nicht so sehr das Fließband sei die geniale Entdeckung Fords, dies sei vielmehr spätes Beiprodukt, sondern der Einsatz von Werkzeugmaschinen wie etwa der Presse zur Herstellung immer gleicher Teile, die sodann mit geringer Qualifikation montiert werden konnten. Je mehr gleiche Teile gebraucht wurden, desto billiger wurde diese Produktionsweise. Der Arbeiter (immer männlich) war austauschbarer Faktor. Das Fließband, das an der Bewegung des Arbeiters einsparte, indem es das Produkt an ihm vorbeiziehen ließ, barg von Anfang an das Problem entweder hoher Stillstandszeiten für die gesamte Produktion oder hohen Ausschusses; es demotivierte zudem die Arbeiter durch standardisiertes Tempo, was zu hohem Arbeitsdruck oder umgekehrt zur Langsamkeit zwang. Fords Praxen wurden ergänzt durch Sloanes Managementänderung, der Steuerung nach Bilanzzahlen (Ferne des Managements vom Prozeß) und einer Verlagerung der Spezifizierung auf höhere Stufen – Spezialingenieure für jede Funktion.

Als Probleme dieser Produktionsweise bezeichnen die Autoren: 1. Die Unruhe unter den Arbeitern. Was schon Gramsci vorausgesehen hatte, daß die Reduzierung der Arbeitenden auf Maschinenfunktionen langfristig ihre Empörung hervorrufen mußte, belegen sie mit den heftigen Streiks in der Automobilindustrie. Die Strategien der Gewerkschaften – mehr Lohn, für Arbeitsplätze – werden als angemessen für die Massenproduktion, aber als perspektivlos für kommende Produktionsweisen behauptet. 2. Die Abhängigkeit von stets steigender Nachfrage und Konjunktur und damit die stete Gefahr von Überproduktion oder zu großer Lagerhaltung. 3. Die fehlende Reaktionsfähigkeit auf wechselnde oder sich ändernde Nachfrage und Bedürfnisse; keine Produktvielfalt; zu große Umrüstzeiten.

Der Vergleich alter Massenproduktion mit neuen japanischen Werken zeigt die Überlegenheit einer Arbeitsorganisation, in der Arbeiter als wissende, lernende, kreative Menschen mit einem Wunsch nach Verbesserung und Problemlösungen eingebunden und vorgesehen sind. Eben der Produzententyp, der als notwendiges Desiderat beim Einsatz von Mikroelektronik lange schon diskutiert wurde (vgl. u. a. das zusammenfassende Handbuch der Projektgruppe Automation und Qualifikation: Widersprüche der Automationsarbeit, Berlin 1987, Teil IV u. V, 75ff.), wird als von

der technologischen Entwicklung unabhängige Erfindung des Toyotismus herausgestellt. Der theoretische Streit um die menschenleere Fabrik und die nachfolgende defensive Politik auch der Gewerkschaften in diesem Feld verstellt den Autoren den Blick auf den Zusammenhang von technischer Produktivkraft und Arbeitsform. Sie räumen gleichwohl ein, daß höchste Produktivität und Wirkung der neuen Stellung der Arbeiter dann erfolge, wenn zugleich die technologische Ausstattung computer-gestützt sei. »Schließlich kann schlanke Produktion die Automation voll ausnutzen in einer Weise, wie es die Massenproduktion nicht kann, wodurch der Vorteil niedriger Löhne weiter verringert wird.« (274)

Unabhängig davon, ob die empirische Basis der Untersuchung repräsentativ, ob die Auskünfte über die Fabriken detailliert und nachprüfbar, ob die Erfolge in Japan tatsächlich so hoch und vor allem von Dauer sind, sollen die behaupteten Merkmale der neuen Produktionsweise kurz unkommentiert skizziert werden: Die Hauptdifferenz zur alten Produktionsweise ist das Setzen auf die einzelnen Arbeiter, ihre Qualifikation, Verantwortung, ihren Einsatz. An die Stelle des austauschbaren Massenarbeiters (variable Kosten) trete der qualifizierte Problemlöser im Team. Arbeitsteilung wird weitgehend zurückgenommen – Reparatur, Reinigung, Qualitätskontrolle, Fehlersuche und vor allem Optimierung und Verbesserung als eigenes Zeitelement werden Dimensionen der Montagearbeit. Daher gewinnt das Unternehmen ein Interesse, solche Arbeiter lebenslänglich zu halten, sie weiter zu qualifizieren, ihr Engagement und ihren ganzen Einsatz zu bekommen (fixe Kosten). Außer diesem mittleren egalitären Stammpersonal wird die Hierarchie verschlankt und ebenfalls in Problemlösegruppen organisiert. Die vielen Spezialisten werden »abgebaut«, ihre Aufgaben in die Teams verlagert. Wesentliches Strukturprinzip ist die Vernetzung mit Informationsaustausch. Im Zentrum stehen Produktionserfahrung und ihre Überführung in allgemeines Wissen. »Heute besitzen Toyota-Montagefabriken praktisch keine Nacharbeitszonen und führen fast keine Nacharbeiten durch ... manche Massenproduktionsfabriken (widmen) immer noch 20 Prozent der Fabrikfläche und 25 Prozent der gesamten Arbeitszeit der Fehlerbeseitigung« (63). Das gleiche System wird bei der Entwicklung neuer Typen angewandt; es reduziere die Entwicklungszeit auf etwa die Hälfte des weltweit Üblichen. Auf der Kapitalseite entsprechen solchem Vernetzungssystem Verflechtungen zunächst mit den verschiedenen Zulieferbetrieben, schließlich weltweit. Gegen das starre Zuliefersystem der Massenproduktion und seine Abhängigkeit werde auch hier auf Eigenoptimierung und Informationsaustausch gesetzt. Arbeiter und Kapital werden ausgeliehen. Die schon einige Zeit diskutierte »just in time«-Produktion wird durch »aggressive Kundenwerbung« mit Hausbesuchen unterstützt. Der Gemeinschaftsgedanke erstreckt sich bis zur Markentreue.

Da die einzelnen Elemente solcher Produktionsweise nicht nur in Japan schon Jahrzehnte praktiziert werden, sondern auch in den USA und Europa keineswegs neu sind, legen die Autoren Wert darauf, die Verbundlösung, die Gemeinsamkeit der Maßnahmen als strukturbestimmend und revolutionär vorzuführen. Die Einführung der hinlänglich diskutierten Gruppenarbeit führe zu nichts, wenn die Arbeiter kein Vertrauen in die Firma, den Sinn ihrer Arbeit und die Bedeutung ihrer Stellung hätten. Die lebenslängliche Anstellung ist daher kein beliebiges, sondern ein systemisches Element der Produktionsweise. Die Automation an sich bringe ebenfalls nicht die gewünschten Resultate, da sie ohne die engagierten Arbeiter und ihre neue Anordnung keine Entlastung, sondern eine Menge zusätzlichen Fach- und Dienstleistungspersonals erfordere. Erst wenn die japanische Methode mit Automation kombiniert werde, könne die Arbeitszeit halbiert werden (99f.). An die Stelle von

Wissenszurückhaltung auf allen Ebenen trete die Verallgemeinerung des Wissens. Die Arbeit sei befriedigend, da sie als eine Art geistvollen Stresses bezeichnet werden könne. Die Prognose: Ende des Jahrhunderts gebe es in Montagewerken nur noch hochqualifizierte Problemlöser, die beständig über Verbesserungen nachdenken.

Im Plädoyer für eine »schlanke Welt« werden die Hauptakteure benannt: Kapital, Arbeit und Wissenschaft. In der schonungslosen Weise der Siegesbewußten empfehlen die Autoren die »kreative Krise« für den Bruch. »Überschüssige Arbeiter müssen vollständig und rasch aus dem Produktionssystem entfernt werden, wenn die Verbesserungsbemühungen nicht ins Stocken geraten sollen.« (272) Damit solches ohne weiteren Widerstand durchführbar wird, kommen die Gewerkschaften als mögliche Akteure erst gar nicht mehr im Zentralbereich der Produktion vor. Aber jenseits der so verschlankten Produktion tauchen jetzt als Geburtshelfer der neuen Produktionsweise Staat und Gewerkschaften auf. Die einen, um die Industrie bei ihrer grandiosen Umstellung ausreichend zu finanzieren, die anderen, um die »überschüssigen Arbeiter« zu übernehmen, in euphemistisch »Arbeiterbanken« genannte Zwischenlager oder Aufbewahrnanstalten, und sie auf andere Bereiche mit Hilfe des Staates umzuschulen. Lehrjahre dafür werden derzeit in den Beschäftigungsgesellschaften in den neuen Bundesländern durchgestanden. Frigga Haug (Berlin und Hamburg)

**Hans Heinz Holz
Giuseppe Prestipino (Hg.)**

**Antonio Gramsci
heute**



**Aktuelle Perspektiven
seiner Philosophie**

„Wir müssen überzeugt sein, daß das Wahre die Natur hat, durchzudringen, wenn seine Zeit gekommen, und daß es nur erscheint, wenn diese gekommen, und deswegen nie zu früh erscheint noch ein unreifes Publikum findet ...“ Hegel

Hans Heinz Holz: Philosophische Reflexion und politische Strategie bei Antonio Gramsci

Alberto Burgio: Gramsci und die theoretische und politische Frage des Klassenbewußtseins

Andrea Catone: Gramsci, die passive Revolution, unsere Zeit

Giuseppe Prestipino: Vom altmarxistischen Ökonomismus zu Gramscis Staatlichkeitsdenken

Nicolas Tertulian: Gramsci, der Anti-Croce und die Philosophie von Georg Lukacs

András Gedö: Der Marxismus als geschichtliche Philosophie. Gramscis Denkwege im Spannungsfeld von "absolutem Historismus" und materialistischer Dialektik

188 Seiten, fadengebunden, 28,- DM
1992, ISBN 3-89144-118-5

Pahl-Rugenstein Verlag Nachf.
Breite Str. 47 5300 Bonn 1

PAHL-RUGENSTEIN

VerfasserInnen

A: = Arbeitsgebiete, V: = Veröffentlichungen, M: = Mitgliedschaften

Baume, Brita, 1961: Dr.phil., Wiss. Mitarb. am FB Germanistik der HU Berlin. A: Deutsche Literatur des 19. und 20. Jh., Literaturwissenschaft

Blanke, Beate, 1949: Dr., zeitweise Mitarb. am FB Sportwiss. der Univ. Hamburg. V: *Zur Theorie der Methodik des Sports* (1990); *Frauen für den Sport* (Hrsg., 1991). A: Frauensportforschung, Bewegungstheorie, Methodik des Sports. M: Vorstandsmitglied im Verband für Turnen und Freizeit, Hamburg

Bruno-Latocha, Gesa, 1964: Diplom-Volkswirtin. Wiss. Mitarb. am Inst. für Volkswirtschaftslehre der TU Berlin. A: Makroökonomie. Geld- und Währungstheorie und -politik

Catone, Andrea, 1950: Dr., Habilitand an der Univ. Urbino. V: *Ideologie della Perestroika* (1992)

Erb, Elke, 1938; Schriftstellerin und Übersetzerin, Lektorin im Mitteldeutschen Verlag

Geißler, K., 1944; Dr.rer.pol., Prof. für Universitätspädagogik an der Univ. Bremen. V: *Anfangssituationen* (21987); *Die Opfer der Qualifizierungsoffensive* (Hrsg., 1988). A: Berufliche Weiterbildung

Gieseke, Jens, 1964: M.A., Doktorand, Mitarb. der Grünen im Niedersächsischen Landtag. A: DDR, UdSSR und GUS. Internationales System

Gohrlich, Jana, 1962; Dr., Wiss. Assistent am Institut für Anglistik der HU Berlin. A: Englische Literatur der Gegenwart, insbesondere feministische Literatur und Literatur von Farbigen

Gransow, Volker, 1945; Dr., Gastprof. an der Hochschule der Künste Berlin. V: *Die deutsche Vereinigung* (Mithrsg., 1991). A: Politische Kultur, Politische Soziologie

Haug, Frigga, 1937; Dr.phil.habil., Dozentin an der HWP Hamburg. V: *Frauenformen*, AS 45 (Hrsg., 1980); *Subjekt Frau*, AS 117 (Mithrsg., 1985); *Der Widerspenstigen Lähmung*, AS 130 (Mithrsg., 1986); *Küche und Staat*, AS 180 (Hrsg., 1989); *Widersprüche der Automationsarbeit* (1987); *Die andere Angst*, AS 184 (Mithrsg., 1991). A: Arbeit und Automation; Frauenforschung

Hauser, Kornelia: siehe *Argument* 191

Hernes, Joke, 1961; Drs. (M.A.), Dozentin am Dept für Kommunikation, Univ. Amsterdam, Mithrsg. des *Dutch Journal of Women's Studies*. V: *Gender and/in Communication* (1991). A: Medien, Kulturwiss., Frauenforschung

Hinz, Manfred, 1952; Dr.habil., Wiss. Assistent an der Univ. Augsburg. V: *Fichtes »System der Freiheit«* (1981); *Die Zukunft der Katastrophe* (1958). A: Politische Philosophie des 16. und 17. Jh. in Italien und Spanien, Faschismus

Hölscher, Jens, 1962; Diplom-Volkswirt, Wiss. Mitarb. an der FU Berlin. V: *Mythos Wirtschaftswunder* (Mitautor, 1989); *Krisenmanagement und Wirtschaftswunder* (1990); *Integration und Entwicklung* (Mitautor, 1991). A: Wirtschaftliche Entwicklung, Makroökonomie. M: Verein für Sozialpolitik

Honold, Alexander, 1962; M.A., Wiss. Mitarb. an der FU Berlin, Redakteur des *Argument*. V: *Diskursanalytische Überlegungen zu Musils »Der Mann ohne Eigenschaften«* (1988); *Auf Spurensuche im Medienmüll* (Mitautor, 1991). A: Literaturtheorie, Geschichtsdarstellung im Roman

Hübner, Kurt, 1953; Diplom-Volkswirt., Wiss. Mitarb., Redakteur der *ProKla*. V: *Alternative Wirtschaftspolitik jenseits des Keynesianismus* (1983); *Die Armut der Nationen* (Mithrsg., 1987). A: Politische Ökonomie

Jacobsen, Anke, 1964; Diplom-Volkswirtin, Wiss. Mitarb. an der FU Berlin. V: *Integration und Entwicklung. Die Lehren der deutschen Vereinigung für Osteuropa* (Mitautor, 1991). A: Evolutionstheorie

Jäger, Christian, 1964; M.A., Wiss. Mitarb. an der FU Berlin. A: Neuere französische Philosophie, praktische Philosophie

Ketelhut, Barbara, 1956; Dipl.Soz., Wiss. Angest. im Inst. für Gesundheit, Umwelt und Sozialplanung, Hamburg. V: *Küche und Staat*, AS 180 (Mitautorin, 1989); *Frauenbewegungen: Außereuropäische kapitalistische Länder*, AS 176 (Mithrsg., 1990). A: Familien-, Liebes- und Geschlechterverhältnisse; Soziale Sicherung von Frauen; Marxismus/Feminismus; M: ÖTV, Feministische Univ. Hamburg

Kloke, Mathias, 1959; Dr.rer.soc., Wiss. Mitarb. bei der Otto Benecke Stiftung e.V. Bonn. V: *Israel und die deutsche Linke* (1990); *Der Antisemitismus der Gegenwart* (Mitautor, 1990). A: Deutsch-Israelisches Verhältnis, Antisemitismus-Problematik

Kowalsky, Wolfgang, 1956; Dr., Dipl.Soz., Referent beim Bundesvorstand der IG Metall. V: *Deutschland nur den Deutschen?* (Mitautor, 1992); *Kulturrevolution?* (1991); *Die Inszenierung eines positiven Unternehmensbildes* (1991)

Krützfeldt, Lutz, 1956; Lehramtsstudium Deutsch und Geschichte, arbeitslos. A: Krimi, populäre Kultur. M: GEW

Neubauer, Hans-Joachim, 1960; M.A., Wiss. Mitarb. am Inst. für A.V.L. an der FU Berlin

Nikititsch, Ludmila, Dr. V: *Antonio Labriola. Biographie eines italienischen Revolutionärs* (1983)

Nolte, Hans-Heinrich, 1938; Dr., Prof. für Osteuropäische Geschichte an der Univ. Hannover. V: *Rußland/UdSSR* (1991); *Internal Peripheries in Europe* (Hrsg., 1991); *Überlegungen und Forschungen zum deutschen Überfall* (1992). A: Osteuropa im Weltsystem. M: SPD, GEW

Oberg, Mathias, 1966; Studium der Politologie und Philosophie an der FU Berlin. A: Entwicklungs-, Staats- und Regulationstheorie, ökologische Wirtschaftspolitik, Marxismus. M: Die Grünen, AL

Oeser, Christian, 1950; M.A., Doktorand, Sprachlehrer und Übersetzer. V: *Irland. Ein politisches Reisebuch* (Hrsg., 1987). A: Neuere deutsche Literatur, Exilliteratur. M: BDÜ, IRAAL, ITA

Peitsch, H, 1948; Dr.phil., Senior Lecturer am Dept. of German., Univ. College of Swansea. V: *Georg Forster 'Ansichten vom Niederrhein'* (1978); *Eine Kulturmetropole wird geteilt* (Mitautor, 1987); *Deutschlands Gedächtnis an seine dunkelste Zeit* (1990). A: Dt. Literaturgeschichte 18. und 20. Jh.

Püschel, Ursula, 1930; Dr.phil., Schriftstellerin, Literaturwissenschaftlerin. V: *'Mit allen Sinnen': Frauen in der Literatur* (1980); *Der Schlangenbaum* (1984); *'...mehr als einmal nachts im Tiergarten': Bettina von Arnim und Heinrich Bernhard Oppenheim. Briefe 1841-1849* (1990). A: Literaturwissenschaft

Rehmann, Jan, 1953; arbeitsloser Lehrer für Geschichte und Französisch, Mitarb. der Berliner Volksuni, Redakteur des *Argument*. V: *Theorien über Ideologie*, AS 40 (Mitautor, 1986); *Faschismus und Ideologie*, AS 60/62 (Mitautor, 1980); *Die Kirchen im NS-Staat*, AS 160 (1986)

Richter, Mathias: siehe *Argument* 193

Schobert, Alfred, 1963; Mitarb. am DFG-Projekt »Theorie und Analyse institutioneller Mechanismen« am Inst. für Soziologie der RWTH AC. V: *Theorie und Analyse institutioneller Mechanismen* (Mitautor, 1992). A: TAİM. Neue französische Philosophie und Sozialtheorie, Kulturosoziologie

Schwarz, Anna, 1955; Dr.sc.phil., Wiss. Mitarb. am BISS, Stipendiatin am Zentrum für Europäische Studien der Univ. Trier. V: *Reform und Revolution. Neue strategische Überlegungen in kommunistischen Parteien Westeuropas* (1990). M: Sozialstrukturtheorie und -analyse, westeuropäische Arbeiterbewegung

Tober, Silke, 1964; Diplom-Volkswirtin, Promotionsstipendiatin, Mitarb. im Forschungsprojekt »Transformation von Planwirtschaften in Geldwirtschaften«. A: Geld- und Währungstheorie und -politik

Wedel, Michael, 1969; Studium der Germanistik, Geschichte und Rechtswiss. an der FU Berlin. V: *Jüdische Lebenswelten im Film* (Mitautorin, 1992). A: Literatur des 20. Jh., Medientheorie, Film

Wens, Margret, 1939; Dipl. Psych., Prof. für Sozialpädagogik an der FH Hamburg. A: Sozialarbeit mit Frauen und Mädchen

Wollmann, Eva, 1956; Dipl. Sozialökonomin. V: *Die andere Angst*, AS 184 (Mitautorin, 1991); *»Frei für die Arbeit«*. *Zur Scientology-Kirche (Argument 168)*. A: Weibliche Identitätsbrüche in der ehemaligen DDR. M: Feministische Univ. Hamburg

blätter der IZ3w

DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR
PHILOSOPHIE

Monatsschrift für interdisziplinäre philosophische Forschung

181

Philippinen: Aquinos Erben sind zerstritten

Ökologie und Entwicklung

Umwelt und Entwicklung

Ausstieg aus der Indriegesellschaft als letzte Chance

Umwelt und Entwicklung aus der Sicht der neuen Naturwissenschaften

Über die Notwendigkeit einer neuen Energiepolitik

Allheilmittel Geld?

UNCD – Chance oder Risiko?

Parallelveranstaltungen zur UNCED

Interview mit Jean Pierre Geroy

Algerien: Zum Niedergang des algerischen Sozialismus

Osttimor: Indonesien weiter unter internationalem Druck

Zimbabwe: Interview mit einer Ex-Guerrillera

Konzernportrait: Rohstoffkonzern in Namibia

6 '92

V.Gerhardt: Unsere moderne Moderne. Zur philosophischen Ortsbestimmung der Gegenwart

K.Sauerland: Hannah Ahrendt und Martin Heidegger

D.Thoma: Das gestohlene Exil

D.Feundlieb: Philosophie, Grammatik und Rhetorik bei Paul de Man

K.Hauke: Strukturierung des Sinnlosen. Grundzüge einer Theorie der leeren Zeichen

A.Burri: Hegel über unmittelbares Wissen

E.Weisser-Lohmann: Das Hegel-Archiv der Ruhr-Universität Bochum

Korrespondenz

K.Bluhm: Von den Schwierigkeiten der Zuspitzung. Replik auf Udo Tietz' »hilflosen Antistalinismus des Bert Brecht«

links

Sozialistische Zeitung

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

5 '92

Aktuell

H.Oberdiek: Der 19. »Volksaufstand« der Kurden
medico international: Morde durch Todeschwadronen
E.Abadjilev: Bulgarien auf dem Weg in die Marktwirtschaft
Die Grünen: Schengen: Der Weg zu einem repressiven Europa

Zu den Wahlen in Europa

B.Detobel: Französische Stimmen zur Wahl
B.-H.Lévy: Dieser Faschismus ist »hausgemacht«
C.-W.Macke: Zu den Parlamentswahlen in Italien
W.Hutton: Das Vereinigte Königreich braucht dringend einen Mehrheitschutz

Aufhänger Asyl

F.Schneider: Die Lebenslüge unserer Zivilisation
Pro Asyl: Für ein faires Asylrecht
H.Désir: Entweder ein laizistisches Europa oder gar keins!
H.Haas-Rietschel: Ein Interview mit Rosi Wolf-Almanasreh

Aktuelle Debatte

H.-G.Jaschke: Europäische Nationalismen als Reaktion auf das Tempo gesellschaftlicher Umbrüche

International

E.Richter: El Salvador 1981 – 1991
C.Fuentes: Weltlage und Demokratie

22. Jg. 1992

6 '92

K.Harpprecht: Genscher geht
L.Gutjahr: Thatcherismus – die nächste Generation?
K.Bloemer: Am Kap – eine multirassische Nation im Werden
F.Steinkühler: Ausländerfeindlichkeit

SPD unter Erneuerungsdruck

Gespräch mit Karl-Heinz Blessing
Th.Geisel: Ein Plädoyer für die Große Koalition
P.Glotz: Programmatischer Beitrag
Dokumentation: Zehn Jahre sind zuviel
R.Schneider: Die SPD findet in der EX-DDR nicht statt

Luxus Wohnen

C.Zöpel: Luxus Wohnen
R.Ch.Bartholomäi: Das Ende der Wohnungsbauförderung
Ch.Ude: Entmietung – am Beispiel München
A.Schorck: Obdachlosigkeit in Deutschland
G.de Bruyn: Sind Städte planbar?

Kontroversen

N.Seitz: Die Chuzpe des linken Randes
R.Weiland: Walzer und der Universalismus

Kultur

D.Castner: Herder – der große Dilettant
H.-G.Vester: Postmodern ist nicht gleich neokonservativ
Th.Meyer: Hermann Cohen und der Ethische Sozialismus

39. Jg. 1992

Redaktion: N. Apostolidou, P. Bonavita-Lindloff, U. Braud, C. Görg, H. Grün, J. Hirsch, P.-E. Jansen, P. Kern, H.-D. Köhler, E.-M. Krampe, T. Kunz, L. Lodovico, R. Pusch, S. Reinhold, F. Schneider. – AG Sozialistisches Büro, PF 10062, 6050 Offenbach 1. – Ersch. mtl., Einzelheft 6 DM, Jahresabo 64 DM, incl. Verand. – Verlag 2000 GmbH, Pf 102062, 6050 Offenbach 1

Hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von H. Börner, W. Dirks †, G. Grass, J. Rau, C. Stern, H.-J. Vogel. Redaktion: P. Glotz (Chefredakteur), U. Ackermann, N. Seitz (beide verantw.) – Erscheint monatlich. Einzelheft 12,80 DM frei Haus; Jahresabo 90 DM frei Haus. – Verlag J.H.W. Dietz Nachf., In der Raste 2, 5300 Bonn 1

ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND ÖKONOMIE IN DER DRITTEN WELT

PERIPHERIEForum theoretisch orientierter Analyse und
Diskussion zu Fragen der Dritten Welt**46***Produktions-Verhältnisse und Strukturwandel*

W.Roos: Multinationale Konzerne in der Petrochemischen Industrie in Brasilien

G.Achinger: Arbeitsbelastung und Familienstruktur erwerbstätiger Frauen in Brasilien

A.Hoogveld: Die Politik der EG und die Lebensmittelindustrie

D.Kohnert/H.J.Preuß: Sozialökonomische Probleme der Strukturanpassung in Benin

T.Schiel: Imperialismus als höchstes Stadium des Feudalismus

47/48*Geschlechterverhältnisse*

C.Wichterich: Frauengruppen in Kenia

V.Schild: Unsichtbare Aspekte der Demokratisierung in Chile

M.Braig: Frauenbewegung und (post)revolutionärer Staat in Mexiko

K.Meschkat: Frauen in sozialen Bewegungen in Chile

H.Becker: Frauenbewegung in Namibia nach der Unabhängigkeit

G.Lachenmann: Frauen als gesellschaftliche Kraft im sozialen Wandel in Westafrika

G.Brötz: Zwischen Rollenkonformität und Krisenmanagement, Songhay-Frauen in Mali

E.Sternfeld: Neuere chinesische Untersuchungen über nichtpatriarchalische Gesellschaften in Yunnan

U.Luig: Affektive Besessenheit als Ausdruck von Frauenkultur

H.Behrend: Alice Lakwena und die Holy Spirit Bewegung in Uganda

12. Jg. 1992

Herausgegeben von der »Wissenschaftlichen Vereinigung für Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik e.V.«, - Redaktion: V.Blum, D.Haude, G.Hauck, W.Hein, R.Kößler, I.Lenz, H.Meiber (verantw.), H.Mertens, Th. Mutter. Erscheint vierteljährlich. - Einzelheft 11 DM, Jahresabo 38 DM, Förder-/Institutsabo 75 DM. - Redaktion: Heide Mertens, Kesselstraße 17, 4770 Soest. LN-Vertrieb, Gneisenaustr. 2, 1000 Berlin 61.

psychozialZeitschrift für Analyse,
Prävention und Therapie
psychozialer Konflikte
und Krankheiten**50***Die soziale Verantwortung der Psychoanalyse II*

M.Reimitz: »Das deutsche Volk rein halten«. Zur Sozialpsychologie von Gewalt bei rechtsradikalen Jugendlichen und ihrer Stellvertreterfunktion innerhalb einer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung

N.Spangenberg: Tantalus und Sysphos: Therapie am sozialen Ort der Unterschicht. Vorüberlegungen zu einer Theorie psychoanalytischer Sozialtherapie

M.Breuer/W.Dierking: Psychosoziale Therapie und introspektives Konzept in der kommunalen Psychiatrie

H.-J.Wirth: Psychoanalyse als psychosoziale Therapie und als Kulturkritik

J.Matzat: Selbsthilfegruppen als psychosoziale Basistherapie

A.Altevogt-Brauns/T.Neraal: Hilfe für den hilflosen Helfer. Die Übertragung der Krise einer (gespielten) Multiproblem-Familie auf Ausbildungsteilnehmer und Ausbilder eines Familien- und Sozialtherapie-Kurses

H.Felder: Die Geburt - Anfang der Menschwerdung des Menschen oder Weg zur Funktionalisierung und Technisierung des Menschen?

15. Jg. 1992

Hrsg. von H.Becker, D.Beckmann, I.Fetscher, H.Friedrich, A.Köhl, A.Overbeck, H.-E.Richter, H.Strutzka, A.Uchtenhagen, E.Ulich, J.Willi, H.-J.Wirth. - Erscheint viermal im Jahr. Einzelheft 32 DM, Jahresabo 98 DM zzgl. Versand. Studentenabo 49 DM. - Psychologie Verlags Union, Postfach 1120, 6940 Weinheim. - Redaktionsanschrift: Friedrichstraße 35, 6300 Gießen

TEXT+KRITIK

115

Günther Anders

- K.P.Liessmann: Moralist und Ketzer
 W.Jung: Die Krise in Gedanken erfährt
 N.Wokart: Pathologische Freiheit
 W.Delabar: Anmerkungen zur Technik- und Gesellschaftskritik von Günther Anders
 E.Wittulski: Moral bricht Legalität
 W.Matz: Politik der Apokalypse
 H.Hildebrandt: Günther Anders und die philosophische Tradition
 B.Biella: Die Pluralismus-Kritik von Günther Anders
 F.-J.Knelangen: Günther Anders und die Musik

Sonderheft

E.T.A. Hoffmann

- H.Dittberner: Das höhere Sein
 E.Hilscher: Hoffmanns poetische Puppenspiele und Menschenmaschinen
 M.Rohrwasser: Die Figur des Zauberes
 W.Matz: Randbemerkungen zum Bildungsroman eines Literaten
 H.Puknus: Dualismus und versuchte Versöhnung
 U.Japp: Das serapiontische Prinzip
 M.Martinez: Das Leben als Roman
 R.-R.Wuthenow: Zum »Meister Floh«
 H.D.Zimmermann: »Prinzessin Brambilla«
 H.Göbel: E.T.A. Hoffmann als Maler und Zeichner
 H.Mangold: Rechtsstaatliche Vorstellungen und rechtspraktische Erfahrungen E.T.A. Hoffmanns

Herausgeber: H.L.Arnold. Redaktion: Frauke Meyer-Gosau, Michael Scheffel, Ulrich Schmidt und Michael Töteberg. Redaktionssekretariat: Axel Ruckaberle. – Erscheint viermal jährlich. Abopreis 58 DM zzgl. Versand. Einzelheft 19 DM – Redaktionsanschrift: Tuckermannweg 10, 3400 Göttingen – Verlag: edition text + kritik, Postfach 80 05 29, 8000 München 80

UTOPIE

Diskussion sozialistischer Alternativen

kreativ

17/18

- C.Fischer: War Majokowski Stalinist?
 S.Amin: Das Reich des Chaos (Teil 2)
 T.Andreani: Thesen für einen nicht-etatistischen Sozialismus
 R.Reißig: Transformationsprozesse in Ostdeutschland
 H.Kallabis: Politische Orientierungen von Arbeitslosen
 S.Grundmann: Regionale Disparitäten in Ostdeutschland
 E.Wiesel: Die Gefahren des Fanatismus
 W.Benz: Jüdische Geschichte in Deutschland
 W.Engler: Norbert Elias über die Deutschen
 H.Hegewald: Die Differenzierung ist das Gebot
 H.Laitko: Kommandosache

Hrsg. und Verlag: Dietz Verlag Berlin GmbH. Redaktion: Helmut Steiner (Chefredakteur), Marion Kunze, Joern Schürumpf. – Erscheint sechsmal im Jahr als Doppelheft. Einzelheft 10 DM; Jahresabo 60 DM. – Redaktionsadresse: Weydingerstraße 14-15, 0-1020 Berlin

vorgänge

Zeitschrift für Bürgerrechte
und Gesellschaftspolitik

WECHSEL GNUNG

TECHNIK NATURWISSENSCHAFT
GESELLSCHAFT

2 '92

E.Dietze: Vom Umgang der Deutschen mit ihrer Vergangenheit

U.Vultejus: Das Revisions-Urteil gegen Dr. Theissen

L.Incesu: KurdInnen und Asylrecht in der BRD

Essay

T.Leif: Zur Personalpolitik der Sozialdemokratie

Falsche Antworten von rechts

A.Pfahl-Traugher: Rechte Intelligenzblätter und Theorieorgane

Ch.Schütte: Die Rezeption der Nouvelle Droite

Th.Jäger: Von der Nation als Realität und dem geheimen Nationalismus der Linken

A.Scherr: Schwierigkeiten einer menschenrechtlich begründeten Einwanderungspolitik

M.Kieserling: Warum mit der Rechten kein Staat zu machen ist

G.C.Deiters: Von »innerparteilicher Demokratie« am rechten Rand

Kritik

S.Ott: Literarischer Maulwurf LVIII

Dokumentation

Internationale Liga für Menschenrechte: Rassismus ist nicht allein Polizei- und Justizangelegenheit

Plattform der Initiative »Offenlegung unserer Verfassungsschutzakten«

31. Jg. 1992

54

Technikgeschichte

G.Bayerl: Technik, Gesellschaft, Geschichte
J.Schevitz: Zur nicht wertneutralen Technikfolgenabschätzung in den USA

Frauen

M.Maurer/P.Seifert: Zum Streit über den Anteil von Mileva Maric an der Entstehung der Relativitätstheorie

55

Kritisches Europa – ob Vernetzung Wissen schafft?

D.Boedecker: Datenschutz in Europa

R.Schlüter: Selbstverwaltete Betriebe schaffen sich Freiraum in Brüssel

M.Tang: Forschung und Technologiepolitik in der EG

W.Böttcher: Die Wiege Europas – ein geschichtlicher Exkurs

U.Brendle: Zusammenarbeit europäischer Umweltverbände

K.Regenauer: Europa und seine Alternativen

Naturwissenschaft & Technik

H.Stach: Künstliche Intelligenz

C.Busch: Zur (Be-)deutung der Informationstheorie

B.Mathias: Ökocontrolling

Gesellschaft & Politik

D.Jaufmann: Technik- und Wissenschaftsakzeptanz

H.Schreiberlein: Wissenschaftlicher Nachwuchs aus Ardennes Wunderland

14. Jg. 1992

Herausgeber: Vorgänge e.V., in Zusammenarbeit mit der Gustav-Heinemann-Initiative, der Humanistischen Union und dem Komitee für Grundrechte und Demokratie. — Redaktion: M.Th.Greven, A.-A.Guba, D.Hoffmann, J.Seifert. — Erscheint zweimonatlich. Einzelheft 14 DM (Doppelheft 20 DM); Jahresabo 65 DM zuzgl. Versand. — Verlag: Leske+Budrich, Gerhard-Hauptmann-Str.27. 5090 Leverkusen 3

Redaktion: Suzanne Wagner, Carsten Freiberg, Rudy Kothe. — Erscheint zweimonatlich. — Einzelheft 8 DM, Jahresabo 48 DM. — Verlag und Redaktion: remember e.G., Mariabrunnstraße 48. 5100 Aachen

WIDER★ SPRÜCHE

Zeitschrift für sozialistische Politik im
Bildungs-Gesundheits- u. Sozialbereich

42

Annäherung an Europa

M.-E.Karsten: Sozialpolitik in Europa,
Migration und die Situation von Frauen
K.-H.Schöneburg: Der Entwurf einer Ver-
fassung für das Land Brandenburg
I.Hall/K.Lee: Soziale Probleme der Wie-
dervereinigung Deutschlands
M.Pastore: Hin zur Errichtung einer Festung
Europa?
Resolutionen der European Group für the
Study of Deviance and Social Control

Forum

Refugee Forum: 1992 and migrant workers.
Manifestation for the rights of refugees
A.H.J.Rot/K.-W.West: Altenhilfe in den Nie-
derlanden – ein Modellversuch
H.-J.Wirth/R.Schürhoff: Ergebnisse einer
vergleichenden sozialpsychologischen Stu-
die über die Aussöhnung von Russen und
Deutschen
R.Divivier: Ohne Kritik am Patriarchat kein
Ende der Frauenarmut in Deutschland
E.Rohrmann: Das Unerziehbarkeitsdogma
der deutschen Heil- und Sonderpädagogik in
der Rehabilitationspädagogik der DDR

12. Jg. 1992

Z.

Zeitschrift für marxistische Erneuerung

9

Das 500jährige Reich

C.D.König: Die Dynamik des Kapitalismus
und das globale Fluchtproblem
W.Ruf: Deutschlands neue Rolle in der Welt
A.Leisewitz: Ökologischer Imperialismus
(II)
C.Spehr: »Westliche« Kultur und »multikul-
turelle« Weltgesellschaft
A.A.Roig: Die Kategorien »Zivilisation«
und »Barbarenum« in Argentinien

Konzeptionen von gestern in der Kritik von heute

U.Dolata/J.Huffschnid: Deterministische
Phasentheorie und unterkomplexes Verflech-
tungsmodell?
J.Goldberg: Was bleibt von Lenins Imperia-
lismusbegriff?
J.Reusch: Das Neue Denken
H.Jung: Der Realsozialismus – die unterle-
gene Moderne
J.H.v.Heiseler: Subjektive Vergesellschaft-
ung
J.Miehe: Krise des Marxismus und subjek-
tive Vergesellschaftung
Th.Collmer: Zur Aktualität Adornos und
Sohn-Rethels
K.H.Tjaden: Produktives Potential und reale
Kosten und Effekte kapitalistischer Öko-
nomie

Herausgeber: Sozialistisches Büro. Redaktion: M.Bitzan,
E.Bojay, K.A.Chassé, N.Diemer, F.Düchting, D.Gipsler,
T.Kunstreich, F.Manke, G.Pabst, F.Peters, W.Plum,
B.Rose, A.Schaarschuch, F.Schütte, V.Schöneberg, H.Sun-
ker, W.Völker. – Jährlich 4 Hefte. Einzelheft 14 DM. Jahres-
abo 54 DM + Versand. – Redaktion Widersprüche: Postf.
102062, 6050 Offenbach. Vertrieb: Verlag 2000, Postfach
102062, 6050 Offenbach

Herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V.
(Wiesbaden). Redaktion: Klaus D. Fischer, Johannes Hen-
rich von Hesel, Heinz Jung. – Erscheint viermal jährlich.
Einzelheft 15 DM, Jahresabo 45 DM. Redaktion und Ver-
trieb: Z. – Zeitschrift für Marxistische Erneuerung, Kölner
Straße 66, 6000 Frankfurt/M. 1

Ariadne bekommt Verstärkung

Angespornt durch den großen Erfolg der Ariadne-Frauenkrimi-reihe haben wir die edition ariadne gegründet, um feministische Literatur zu veröffentlichen, die Frauen in Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Verhältnissen zeigt. Kühne, aufregende Romane von Sarah Schulman, Barbara Wilson, Marge Piercy und anderen führen Aufbruch als Zusammenstoß vor, in dem die Leidenschaften, Taten und Haltungen von Frauen ins Zentrum des Geschehens rücken.



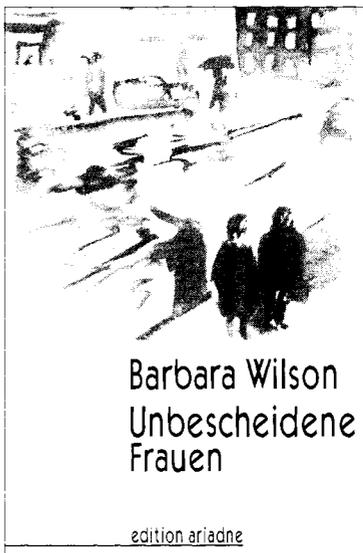
Sarah Schulman Leben am Rand

edition ariadne

270 Seiten, gebunden, DM 25.-

Wir beginnen mit *Leben am Rand* von der New Yorkerin Sarah Schulman, die Ariadne Krimilerinnen schon aus *Ohne Delores* kennen. *Leben am Rand*, dieses bewegende und aufrührerische Buch, ist ein Roman um AIDS und damit um Patriarchat, Heterosexualität, Schwule und

Lesben und um die Strategien normaler Politik.



Barbara Wilson Unbescheidene Frauen

edition ariadne

320 Seiten, gebunden, DM 27.-

Gleichzeitig erscheint *Unbescheidene Frauen* von Barbara Wilson, die Geschichte von Frauen, die wirklich ernst machen mit dem Satz, daß das Persönliche politisch ist, und die versuchen, im Leben so zu handeln, wie sie im Politischen denken.

In den Romanen der edition ariadne wird weiblicher und gegenkultureller Alltag auf mitreißende Weise zu scharfer Gesellschaftskritik umgebaut. Zwischen Provokation und Poesie zeigt sich der Vorschein auf eine andere Welt.

edition ariadne

Argument Verlag, Rentzelstraße 1
2000 Hamburg 13

Summaries

Frigga Haug: Feminist Literature as a Means to Deal with Female Experience

The author explores inherent modes of perception represented in feminist novels. Her critique focuses on two novels by Marge Piercy on the background of two issues: family and abortion. She concludes that this literary way of telling a tale not only sheds a new light on interdependencies within the context of these age-old topics in the women's movement; she also relates that this particular literary form enables female readers to actively deal with their own experiences in a process of self-recognition.

Kornelia Hauser: Patriarchy has to be Unlearned – even the Sexual Dimension

The author asks for the individual development in sexual practices and delineation in the novel *Fly away home* by Marge Piercy. The female protagonist of the novel changed the meaning of sexuality from social dimensions to more »natural« ones, from more interacted relevances to more self-confident and self-satisfactory components. In her opinion the process of heterosexual emancipation for women is a process of getting lonely but happy.

Ursula Püschel: The Wafer-thin Difference between Reality and Fiction

An essayist's approach to the Egyptian scientist and writer Nawal el Saadawi. A look at the study *The Hidden Face of Eve: Women in the Arab World* which represents an important contribution to the international women's movement and two artistic works of literature *Firdaus - A Woman at Point Zero* and *The Fall of the Iman*.

Jana Gohrlich: At the Cross-roads of Cultures. Black Women's Poetry in Britain

The article deals with literacy voices hitherto marginalized in both Britain and Germany. Black women, of Afro-Caribbean cultural background, writing poetry in Britain share with their Asian and West Indian male and female counterparts the themes of resistance, protest, survival, identity. In addition she gives a close reading of Grace Nichols' poem »Configuration«.

Brita Baume: Around us the Tender Insanity of Everyday Life

The article centers on the literary reflection of a particular kind of experience in texts written by GDR-women writers of the third generation. The analysis tries to determine their share in the transformation of the literature of the GDR into a counter-discourse, given the writers' literary socialization their poetical concepts and intensions with regard to the role of literature.

Joke Hermes: On Lesbian Romance Fiction

Coming to grips with sexuality within the genre of lesbian romance fiction represents a difficulty. As for the so-called pulps, published in the 1950s and 60s, that's understandable given the societal circumstances of the times. However, in modern lesbian romances there is still a problem regarding the narrative role of sexuality. It is argued that the logics of romances and political rationalisation do not mix well.

Alexander Honold: The Story of a Land Surveyor. Traces of Reading in Peter Weiss' Aesthetic

The Aesthetic of Resistance depicts various confrontations with works of art and books, as well as the places and conditions in which they »become legible«. In Weiss' reading of Kafka's *Das Schloß* a key figure of the work on memory becomes visible: with the »story of a surveyor« the novel sketches the motif of the description of place, of the topographically exact reconstruction of history, that Weiss had adopted as a principle of his political aesthetic since *Meine Ortschaft* (1965).

Andrea Catone: The concept of civil society in Perestrojka literature

While, up to 1981-88 the concept of »civil society« did not matter in the literature of Perestrojka, it has been gaining contours during the debate on denationalization of society. For a moment it was possible to combine the critique of centralism, supplied by liberal traditions, and the demand for a »Socialist civil society«. The way Perestrojka is developing, though, Gramsci will not become a point of reference.

Ludmilla Nikititsch: Gramsci's *Prison Notebooks* and the critique of Stalinism

The author places high hopes in Gramsci's advent in her country, the former USSR. In her reading *Prison Notebooks* becomes a rich source of a way of thinking which could not bear the doctrines of state philosophy, and which still kept to a Socialist alternative. It is doubtful whether the complete edition of the *Prison Notebooks* will still be published as was decided in 1991.

Anna Schwarz: Gramsci's civil society and the analysis of the upheaval in the GDR

The relative stability of GDR society for many years but also its final schizophrenia cries out for a productive application of Gramsci's primary methodical differentiation between »società politica« and »società civile«. This may make sense if one can accept to what degree that very same institution of »civil society« or even one and the same individual could represent different functions of legitimation of power and consensus.

Jan Rehmann: Cuba shall keep alive to change itself

After the failure of socialism in Eastern Europe, a demoralized left is waiting for the »necessary« breakdown of Cuba. But its unique position between North and South as well as the more organic linkage between the leadership and the people sets Cuba apart from the former socialist countries. Giving up solidarity with Cuba in the name of »Perestrojka« in its application to the Eastern European continent would be a kind of eurocentrism.

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Imbusch, Peter:</i> »Das moderne Weltsystem«: eine Kritik der Weltsystemtheorie Immanuel Wallersteins (<i>J.Gieseke</i>)	474
<i>Frank, André Gunder, und Marta Fuentes-Frank:</i> Widerstand im Weltsystem. Kapitalistische Akkumulation – Staatliche Politik – Soziale Bewegung (<i>K.Hübner</i>)	476
<i>Hippler, Jochen:</i> Die Neue Weltordnung (<i>M.Kloke</i>)	477
<i>Tausch, Arno:</i> Rußlands Tretmühle. Kapitalistisches Weltsystem, lange Zyklen und die neue Instabilität im Osten (<i>H.-H.Nolte</i>)	478

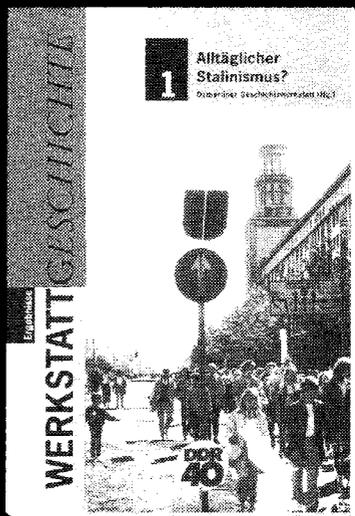
Ökonomie

<i>Backhaus, Jürgen (Hrsg.):</i> Systemwandel und Reform in östlichen Wirtschaften (<i>J.Hölscher, A. Jacobsen</i>)	479
<i>Westphal, Andreas, u.a. (Hrsg.):</i> Wirtschaftspolitische Konsequenzen der deutschen Vereinigung (<i>G.Bruno-Latocha, S.Töber</i>)	481
<i>Kößler, Reinhardt:</i> Arbeitskultur im Industrialisierungsprozeß. Studien an englischen und sowjetrussischen Paradigmata (<i>M.Oberg</i>)	483
<i>Womack, James P., Daniel T. Jones und Daniel Roos:</i> Die zweite Revolution in der Autoindustrie. Konsequenzen aus der weltweiten Studie aus dem Massachusetts Institute of Technology (<i>F.Haug</i>)	485

SCHICHTWECHSEL

Bis 1991 erschien die »Geschichtswerkstatt« im Ergebnisse Verlag. Jetzt ist »Werkstatt Geschichte« die Zeitschrift für Geschichtswerkstätten und Alltagsgeschichte. Sie wird z. Z. herausgegeben von Adelheid von Saldern, Alf Lüdtke, Alexander von Plato, Thomas Lindenberger, Peter Schöttler, Michael Wildt, Ursula Schlude, Felix Mühlberg, Andreas Ludwig, Axel Dossmann u.a..

»Werkstatt Geschichte« erscheint dreimal im Jahr. Es gibt sie für DM 16,- pro Heft im Buchhandel oder für DM 12,- im Abo beim Ergebnisse Verlag, Abendrothsweg 58, 2000 Hamburg 20.



Argument-Rückschau

192: Erinnerungsarbeit: Peter Weiss und Uwe Johnson

K.R.Scherpe: Peter Weiss' Schreckbilder politischer Gewalt / J.-F.Dwars: Zu Welschs post-moderner Lesart der »Ästhetik des Widerstands« / A.Bernhard: Die »Ästhetik des Widerstands« als Bildungsgeschichte der Arbeiterbewegung / K.Briegleb: Widerstand als tätige Erinnerung / N.Mecklenburg: U.Johnson und der Sozialismus / P.González Casanova: An Kuba denken / E.Kaufmann: Zur Verleihung des Feuchtwanger-Preises an B.Struzyk / K.Hauser: DDR-Wirklichkeit als Arbeit am Gedächtnis / N.Schmacke: Die Beschwörung von Lasten im Gesundheits- und Sozialwesen / U.Mehlem: Der ausgeblendete Krieg / Besprechungen: Antike Philosophie; Sprache und Ideologie; Tagesschau; Peter Weiss; Anglistik; Gramsci; Medien; Frauen und Film; Sozialistische Perspektiven; Gewerkschaftspolitik

191: Europa, Postkommunismus und Rassismus

E.Balibar: Europa nach dem Kommunismus / W.F.Haug: Zur Dialektik des Anti-Rassismus / U.Apitzsch: Gramsci und die Diskussion um Multikulturalismus / S.Rushdie: Attenboroughs Gandhi / C.Gallini: Symbolisch praktizierter Rassismus in der Alltagskultur / A.Souares do Bem: Kreuzberger Jugendliche zwischen Revolte und Autoritarismus / N.Räthzel: Anmerkungen zur Migrationspolitik / K.Hauser: Castor – die Lebensgeschichte eines feministischen Bibers / W.Grode: Deutsche Okkupationspolitik in der Sowjetunion / H.Behrend: Zum Feldzug gegen Heinrich Fink. Besprechungen: Marx heute; Früher Deutscher Idealismus; Frauenliteratur; Ideologie-Theorie; Multikulturelle Gesellschaft; Rechtsextremismus; Politik als Ritual

190: Sex/Gender

J.Stacey, B.Thorne: Feministische Paradigmenwechsel in den Wissenschaften / M.McIntosh: Der Begriff »Gender« / R.Seifert: Feministische Theorie und Militärsoziologie / U.Püschel: Über Irma Morgners »Amanda« / K.Hauser: Notiz zur »Leibrede« bei Irma Morgner / H.Peitsch: Westdeutsche Schriftsteller zur Einheit / D.Tetzlaff: Teile und herrsche – Populärkultur und kapitalistische Herrschaft / Besprechungen: Weibliche Moral; Benjamin, Avantgarde und Aufklärung; Geschichte der Germanistik; Kultur und Konsum; Subjekt der Pädagogik; Sozialgeschichte; Palästina, Islam; Politische Ökonomie

189: Alternativen im High-Tech-Kapitalismus

S.Hall: Das Ökologie-Problem und die Notwendigkeiten linker Politik / A.Lipietz: Demokratie nach dem Fordismus / F.Haug: Leistung muß sich wieder lohnen / Ch.Salazar-Volkman: Die Unternehmensphilosophien transnationaler Konzerne / W.F.Haug: Mutmaßungen über Gorbatschow und Perestrojka / S.Willis: Zur Politik des Trivialen / M.Damus: Heinrich Vogeler, die Kunst und die große Politik / Ch.Schindler: § 218 – eine nachholende Debatte / J.S.Ach: Feministische Positionen in der Abtreibungsdebatte / Besprechungen: Transzendentalpragmatik; Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte; Zeiterfahrung; Militärgeschichte; NS-Fraugeschichte; Demokratie, Markt, Sozialismus; Sowjetunion

188: Nach dem Marxismus?

M.Brie: Marxismus und administrativer Sozialismus / A.Demirović: Ist die DDR an Marx gescheitert? / W.Ettl, J.Jünger: Kritische Sozialökonomie / M.Krätke: Politische Ökonomie ohne Marx? / E.Kandziora: Politische Ökonomie der Ost-West-Beziehungen / F.Jameson: Adorno in der Postmoderne / G.J.Bereciartu: Krise des Nationalstaats / W.Mackenbach: Fonseca und der Sandinismus / S.Andresen: Frauen, Karriere und Geld / Besprechungen: Kritische Theorie; Alltagskultur; Lebensräume für Kinder; Psychologiegeschichte; Weiblicher Masochismus; Parteien- und Gewerkschaftstheorie; Feministische Ökonomie

187: Krieg und Liebe

N.Hartsock: Nullsummenspiel der Ehre / F.Haug: Eintritt der Frauen in den Krieg / R.Schneider: Liebe bei E.Jelinek / K.Hauser: Geschlechtertausch bei I.Morgner und Ch.Wolf / G.Lindner: Frauenemanzipation und Individualität in der DDR-Literatur / R.Stefaniak: Wir haben die Kunst, damit wir nicht an der Wahrheit zugrunde gehen / E.San Juan: Symbolisierung des Widerstands auf den Philippinen / M.Wekwerth: Über eine Weiterarbeit des »Berliner Ensembles« / Besprechungen: Moralphilosophie, Philosophiegeschichte; Intertextualität und Textphilologie; Künstliche Intelligenz; Erziehungswissenschaft; Frauen, Recht und Politik

Buchhandlungen, die das Argument-Verlagsprogramm führen

- Augsburg »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel. 0821/57 91 73
Berlin 12 Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel. 030/313 40 17
Berlin 19 Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel. 030/341 74 32
Berlin 33 Buchhandlung Tell, Thielallee 32; Tel. 030/832 40 51
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel. 030/831 50 89
Berlin 36 Ariadne – Argument-Verlagsbuchhandlung, Reichenberger-Str. 150;
Tel. 030/611 39 83
Berlin 41 Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel. 030/851 15 09
Bremen 1 Georg-Bücher-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel. 0421/720 73
Essen Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel. 0201/23 19 23
Frankfurt/M. Uni-Buch, Jügelstr. 1; Tel. 069/77 50 82
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräferstr. 77; Tel. 069/77 73 03
Karl-Marx-Buchhandlung, Jordanstr. 11; Tel. 069/77 88 07
Freiburg Jos Fritz, Politische Buchhandlung, Wilhelmstr. 15; Tel. 0761/2 68 77
Fulda Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/749 34
Gießen Buchladen Kleine Freiheit, Bismarckstr. 9; Tel. 0641/718 50
Göttingen Rote Straße-Buchladen, Rote Str. 10
Hamburg ARGUMENTE, Rentzelstr. 1; Tel. 040/45 36 80
Heidelberg Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel. 040/44 97 78
Kassel Buchhandlung Schöbel & Kube, Plöck 64
Köln 30 ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel. 0561/77 704
Köln 41 Der andere Buchladen, Wahlenstr. 1; Tel. 0221/52 05 79
Köln 30 Der andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel. 0221/41 63 25
Konstanz Zur Schwarzen Geiß, Obermarkt 14; Tel. 07531/1 54 33
Marburg Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel. 06421/24 787
München 40 BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel. 089/280 95 22
Münster ROSTA-Buchladen, Aegidiistr. 12; Tel. 0251/44 926
Nürnberg Bücherkiste, Jakobstr. 26
Oldenburg Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Achternstr. 15/16; Tel. 0441/13 949
Osnabrück Autonomie-Buchladen, Martmistr. 9
Regensburg Ulrich Dombrowsky, Wollwürgergasse 4; Tel. 0941/56 04 22
Saarbrücken Der Buchladen GmbH, Försterstr. 14; Tel. 0681/3 11 71
Stuttgart Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 9; Tel. 0711/22 32 87
Tübingen Die Gruppe, Alternativer Buchladen GmbH, Münzgasse 15; Tel. 0707/2 33 58
Würzburg Werner Beyer, Sanderstr. 33/35; Tel. 0931/5 99 43
Schweiz Bern, Münsterergass-Buchhandlung, Münsterergasse 41; Tel. 031/22 82 18
Zürich, Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft,
Froschaugasse 7; Tel. 01/25 12 674
Österreich Wien 1, Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel. 0222/43 32 21
Wien 10, Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel. 0222/42 12 34

Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

- Berlin 12 Lilith Frauenbuchladen, Knesebeckstr. 86-87; Tel. 030/312 31 02
Berlin 62 Frauenbuchladen Labrys, Hohenstaufenstr. 64; Tel. 030/215 25 00
Bielefeld bambule e.V., August-Bebel-Str. 154, Tel. 0521/6 84 61
Bochum Frauenbuchladen Amazonas, Schmidstr. 12
Bonn Nora-Frauenbuchladen, Wolfstr. 30; Tel. 0228/65 47 67
Braunschweig Frauenbuchladen im Magniviertel, Magnikirchstr. 4; Tel. 053/4 07 44
Bremen Frauenbuchladen Hagazussa, Friesenstr. 12; Tel. 0421/7 41 40
Dortmund frauenbuchladen zimpzicke, Adlerstr. 45; Tel. 0521/6 84 61
Düsseldorf Frauen-Bücher-Zimmer, Dulsburger Str. 50, Tel. 0211/46 44 05
Frankfurt 90 frauenbuchladen gmbh, Kießstr. 27, Tel. 069/70 52 95
Göttingen Frauenbuchladen Laura, Burgstr. 3
Hamburg 20 Frauenbuchladen »Von heute an«, Bismarckstr. 98; Tel. 040/420 47 48
Hannover Annabee Frauenbuchladen, Hartwigstr. 7; Tel. 0511/32 40 24
Heidelberg Frauenbuchladen GmbH, Theaterstr. 16; Tel. 06221/2 22 01
Kassel Aradia Frauenbuchladen, Reginastr. 14; Tel. 0561/1 72 10
Mainz Cardabela Buchladen GmbH, Frauenlobstr. 40; Tel. 06131/61 41 74
Mannheim Frauenbuchladen Xanthippe, T 3, 4; Tel. 0621/2 16 63
München 40 Lillemor's Frauenbuchladen, Arcisstr. 57; Tel. 089/272 12 05
Tübingen Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2; Tel. 07071/2 65 90
Schweiz Bern, Frauenbuchladen, Münsterergasse 41; Tel. 031/21 12 85
Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstr. 37; Tel. 01/202 62 74
Österreich Innsbruck, Parnasse, Müllerstr. 6; Tel. 05222/2 39 80
Wien, Frauenzimmer, Langegasse 11; Tel. 0222/43 86 78
Wien, Buchwerk, G 3; Tel. 0222/75 24 245